

Zeitschrift für Historische Forschung

Herausgegeben von

Birgit Emich, Nikolas Jaspert,
Klaus Luig, Peter Oestmann, Matthias Pohlig,
Heinz Schilling, Bernd Schneidmüller,
Barbara Stollberg-Rilinger

48. Band 2021 Heft 1



Duncker & Humblot · Berlin

ZEITSCHRIFT FÜR HISTORISCHE FORSCHUNG

Vierteljahresschrift zur Erforschung des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit

Herausgegeben von Prof. Dr. Birgit Emich, Frankfurt a. M.;
Prof. Dr. Nikolas Jaspert, Heidelberg; Prof. Dr. Dr. h.c. Klaus Luig, Köln;
Prof. Dr. Peter Oestmann, Münster; Prof. Dr. Matthias Pohlig, Berlin;
Prof. Dr. Heinz Schilling, Berlin; Prof. Dr. Bernd Schneidmüller, Heidelberg;
Prof. Dr. Barbara Stollberg-Rilinger, Münster

Wissenschaftlicher Beirat:

Prof. Dr. Wim Blockmans, Gent; Prof. Dr. Michail Boytsov, Moskau;
Prof. Dr. Christoph Duhamelle, Paris; Prof. Dr. Mati Laur, Tartu;
Prof. Dr. Massimo Meccarelli, Macerata; Prof. Dr. Pierre Monnet, Paris;
Prof. Dr. Lyndal Roper, Oxford; Prof. Dr. David Sabeau, Los Angeles;
Prof. Dr. Simon Teuscher, Zürich

Zusendungen:

Alle den redaktionellen Teil der Zeitschrift betreffenden Zusendungen sind zu richten an: Dr. Barbara Groß, Historisches Seminar der Universität, Domplatz 20–22, 48143 Münster. E-Mail: zhf.redaktion@uni-muenster.de

Urheber- und Verlagsrechte:

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, welcher Art auch immer, außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes bedarf der Zustimmung des Verlages. Dies gilt auch für Übertragungen in eine von Maschinen insbes. Datenverarbeitungsanlagen verwendbare Sprache.

Manuskripte:

Eine Haftung für unverlangt eingereichte Manuskripte wird nicht übernommen. Eine Rückgabe erfolgt nur, wenn Rückporto beigefügt ist. Die Einreichung des Manuskripts stellt ein Angebot an Verlag und Redaktion zur Übertragung des ausschließlichen Verlagsrechts für die Zeit bis zum Ablauf des Urheberrechts dar. Die Annahmeerklärung kann förmlich erfolgen, sie kann aber auch implizit durch Abdruck des Manuskripts ausgesprochen werden. Das übertragene Verlagsrecht schließt auch die Befugnisse zur Einspeicherung in eine Datenbank sowie zu weiteren Vervielfältigungen zu gewerblichen Zwecken in jedem möglichen Verfahren ein. Dem Autor verbleibt die Befugnis, nach Ablauf eines Jahres anderen Verlagen eine einfache Abdruckgenehmigung zu erteilen; ein eventuelles Honorar hieraus steht dem Autor zu.

Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich im Gesamtumfang von ca. 640 Seiten als Print- und Online-Ausgabe. Der Abonnementpreis beträgt jährlich € 214,- für Institutionen (incl. Online-Zugang für eine unbegrenzte Nutzerzahl an einem Standort) und € 109,90 für Privatpersonen (incl. personengebundenem Online-Zugang). Studentenpreis und Online-Only-Abonnements sind auf Anfrage möglich. Einzelhefte (ohne Online-Zugang) kosten € 42,90. Alle Preisangaben sind unverbindliche Preisempfehlungen und verstehen sich zzgl. Versandkosten.

Bestellungen können über jede Buchhandlung oder direkt an den Verlag gerichtet werden. Abbestellungen müssen 6 Wochen vor Jahresende erfolgen.

Einzelne Artikel werden unter <https://elibrary.duncker-humblot.com/zeitschriften/> zhf (ab Jg. 2008) zum Download angeboten.

Weitere Hinweise zur Zeitschrift (auch Inhaltsverzeichnisse ab 2003) finden Sie unter: www.duncker-humblot.de/zeitschriften/zhf

Verlag Duncker & Humblot GmbH, Carl-Heinrich-Becker-Weg 9, 12165 Berlin

Ruf: +49 (0) 30/79 00 06 - 0, Telefax: +49 (0) 30/79 00 06 - 31,

Internet: www.duncker-humblot.de

Druck: CPI buchbücher.de gmbh, Birkach

ISSN 0340-0174 (Print-Ausgabe) ISSN 1865-5599 (Online-Ausgabe)

Inhalt

Abhandlungen und Aufsätze

<i>Teresa Schröder-Stapper</i> , Die geschriebene Stadt. Inschriften als Medien urbanen Raum- und Zeitwissens	1
<i>Philip Haas</i> , Mehr als Normativität. Funktionsweisen und Bedeutungsaspekte von obrigkeitlichen und militärischen Verordnungen während der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges	41

Buchbesprechungen

Strootman, Rolf / Floris van den Eijnde / Roy van Wijk (Hrsg.), <i>Empires of the Sea. Maritime Power Networks in World History</i> (<i>Lena Moser</i>)	87
Schilling, Lothar / Christoph Schönberger / Andreas Thier (Hrsg.), <i>Verfassung und Öffentlichkeit in der Verfassungsgeschichte. Tagung der Vereinigung für Verfassungsgeschichte vom 22. bis 24. Februar 2016 auf der Insel Reichenau</i> (<i>Michael Stolleis</i>)	89
Pieper, Lennart, <i>Einheit im Konflikt. Dynastiebildung in den Grafenhäusern Lippe und Waldeck in Spätmittelalter und Früher Neuzeit</i> (<i>Pauline Puppel</i>)	91
Das Totenbuch des Zisterzienserinnenklosters Feldbach (1279–1706), hrsg. v. Gabriela Signori (<i>Alkuin Schachenmayr</i>)	93
Ptak, Roderich, <i>China und Asiens maritime Achse im Mittelalter. Konzepte, Wahrnehmungen, offene Fragen</i> (<i>Folker Reichert</i>)	94
Harari, Yuval N., <i>Fürsten im Fadenkreuz. Geheimoperationen im Zeitalter der Ritter 1100–1550</i> (<i>Malte Prietzel</i>)	95
Signori, Gabriela (Hrsg.), <i>Inselklöster – Klosterinseln. Topographie und Toponymie einer monastischen Formation</i> (<i>Matthias Untermann</i>)	96
Korpiola, Mia / Anu Lahtinen (Hrsg.), <i>Planning for Death. Wills and Death-Related Property Arrangements in Europe, 1200–1600</i> (<i>Christian Vogel</i>)	98
Fouquet, Gerhard / Sven Rabeler (Hrsg.), <i>Ökonomische Glaubensfragen. Strukturen und Praktiken jüdischen und christlichen Kleinkredits im Spätmittelalter</i> (<i>Philipp R. Rössner</i>)	99
Schneidmüller, Bernd (Hrsg.), <i>König Rudolf I. und der Aufstieg des Hauses Habsburg im Mittelalter</i> (<i>Steffen Krieb</i>)	101
Van Loo, Bart, <i>Burgund. Das verschwundene Reich. Eine Geschichte von 1111 Jahren und einem Tag</i> (<i>Klaus Oschema</i>)	103
Smith, Thomas W. / Helen Killick (Hrsg.), <i>Petitions and Strategies of Persuasion in the Middle Ages. The English Crown and the Church, c.1200–c.1550</i> (<i>Stefan G. Holz</i>)	105

Salih, Sarah, Imagining the Pagan in Late Medieval England (<i>Hans-Werner Goetz</i>)	107
Burchard, Bernadette, Kirchenschatz und Schicksal im Mittelalter. Zum Verhältnis von Materialität, Schatzimaginationen und -praktiken am Beispiel des Kathedralschatzes von Münster (<i>Lucas Burkart</i>)	109
Foerster, Anne, Die Witwe des Königs. Zu Vorstellung, Anspruch und Performanz im englischen und deutschen Hochmittelalter (<i>Sebastian Roebert</i>)	111
Holste-Massoth, Anuschka, Ludwig II. Pfalzgraf bei Rhein und Herzog von Bayern. Felder fürstlichen Handelns im 13. Jahrhundert (<i>Dieter J. Weiß</i>)	112
Abel, Christina, Kommunale Bündnisse im Patrimonium Petri des 13. Jahrhunderts (<i>Christian Jörg</i>)	114
Noethlichs, Sarah, Wenn Zahlen erzählen. Ludwig von Anjou und seine Rechnungsbücher von 1370 bis 1379 (<i>Nils Bock</i>)	116
Jaser, Christian / Harald Müller / Thomas Woelki (Hrsg.), Eleganz und Performanz. Von Rednern, Humanisten und Konzilsvätern. Johannes Helmraht zum 65. Geburtstag (<i>Georg Strack</i>)	117
Klymenko, Iryna, Semantiken des Wandels. Zur Konstruktion von Veränderbarkeit in der Moderne (<i>Rudolf Schlögl</i>)	119
Findlen, Paula (Hrsg.), Empires of Knowledge. Scientific Networks in the Early Modern World (<i>Bettina Dietz</i>)	120
Lavenia, Vincenzo / Stefania Pastore / Sabina Pavone / Chiara Petrolini (Hrsg.), Compel People to Come In. Violence and Catholic Conversion in the Non-European World (<i>Tobias Winnerling</i>)	122
Ntewusu, Samuel / Nina Paarmann (Hrsg.), Jenseits von Dichotomien. Aspekte von Geschichte, Gender und Kultur in Afrika und Europa / Beyond Dichotomies. Aspects of History, Gender and Culture in Africa and Europe. Festschrift Beate Lundt (<i>Wolfgang Reinhard</i>)	124
Siebenhüner, Kim, Die Spur der Juwelen. Materielle Kultur und transkontinentale Verbindungen zwischen Indien und Europa in der Frühen Neuzeit (<i>Anne Sophie Overkamp</i>)	126
Rohdewald, Stefan / Stephan Conermann / Albrecht Fuess (Hrsg.), Transottomanica – Osteuropäisch-osmanisch-persische Mobilitätsdynamiken. Perspektiven und Forschungsstand (<i>Stefan Hanß</i>)	128
Sawilla, Jan M. / Rudolf Schlögl (Hrsg.), Jenseits der Ordnung? Zur Mächtigkeit der Vielen in der Frühen Neuzeit (<i>Mark Häberlein</i>)	130
Rospocher, Massimo / Jeroen Salman / Hannu Salmi (Hrsg.), Crossing Borders, Crossing Cultures. Popular Print in Europe (1450–1900) (<i>Doris Gruber</i>)	132
Schaefer, Christina / Simon Zeisberg (Hrsg.), Das Haus schreiben. Bewegungen ökonomischen Wissens in der Literatur der Frühen Neuzeit (<i>Justus Nipperdey</i>)	134
Amslinger, Julia / Franz Fromholzer / Jörg Wesche (Hrsg.), Lose Leute. Figuren, Schauplätze und Künste des Vaganten in der Frühen Neuzeit (<i>Sabine Ullmann</i>)	136
Schnettger, Matthias, Kaiser und Reich. Eine Verfassungsgeschichte (1500–1806) (<i>Tobias Schenk</i>)	137

Meyer, Thomas H., „Rute“ Gottes und „Beschiß“ des Teufels. Theologische Magie- und Hexenlehre an der Universität Tübingen in der frühen Neuzeit (<i>Andreas Flurschütz da Cruz</i>)	139
Rinke, Stefan, Conquistadoren und Azteken. Cortés und die Eroberung Mexikos (<i>Arndt Brendecke</i>)	141
Kleinehagenbrock, Frank / Dorothea Klein / Anuschka Tischer / Joachim Hamm (Hrsg.), Reformation und katholische Reform. Zwischen Kontinuität und Innovation (<i>Marc Mudrak</i>)	143
Wendebourg, Dorothea / Euan Cameron / Martin Ohst (Hrsg.), Sister Reformation III. From Reformation Movements to Reformation Churches in the Holy Roman Empire and on the British Isles / Schwesterreformationen III. Von der reformatorischen Bewegung zur Kirche im Heiligen Römischen Reich und auf den britischen Inseln (<i>Tobias Jammerthal</i>)	145
Labouvie, Eva (Hrsg.), Glaube und Geschlecht – Gender Reformation (<i>Heike Talkenberger</i>)	147
Jensen, Mads L., A Humanist in Reformation Politics. Philipp Melanchthon on Political Philosophy and Natural Law (<i>Jan-Hendryk de Boer</i>)	149
Hein, Markus / Armin Kohnle (Hrsg.), Die Leipziger Disputation von 1519. Ein theologisches Streitgespräch und seine Bedeutung für die frühe Reformation (<i>Richard Lüdiche</i>)	151
Mährle, Wolfgang (Hrsg.), Spätrenaissance in Schwaben. Wissen – Literatur – Kunst. Tagungen des Arbeitskreises für Landes- und Ortsgeschichte im Verband der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine am 26. November 2015 und am 10. März 2016 im Hauptstaatsarchiv Stuttgart (<i>Gudrun Emberger</i>)	153
Mampieri, Martina, Living under the Evil Pope. The Hebrew „Chronicle of Pope Paul IV“ by Benjamin Nehemiah ben Elnathan from Civitanova Marche (16 th Cent.) (<i>Wolfgang Reinhard</i>)	155
Kendrick, Jeff / Katherine S. Maynard (Hrsg.), Polemic and Literature surrounding the French Wars of Religion (<i>Gabriele Haug-Moritz</i>)	156
Larminie, Vivienne (Hrsg.), Huguenot Networks, 1560–1780. The Interactions and Impact of a Protestant Minority in Europe (<i>Alexander Schunka</i>)	158
Gwynn, Robin, The Huguenots in Later Stuart Britain, Bd. 1: Crisis, Renewal, and the Ministers' Dilemma	
Gwynn, Robin, The Huguenots in Later Stuart Britain, Bd. 2: Settlement, Churches, and the Role of London (<i>Alexander Schunka</i>)	160
Hilfiker, Franziska, Sea Spots. Perzeption und Repräsentation maritimer Räume im Kontext englischer und niederländischer Explorationen um 1600 (<i>Patrick Schmidt</i>)	162
McShea, Bronwen, Apostles of Empire. The Jesuits and New France (France Overseas) (<i>Markus Friedrich</i>)	164
Bravo Lozano, Christina, Spain and the Irish Mission, 1609–1707 (<i>Hanna Sonkajärvi</i>)	166

Molnár, Antal, Confessionalization on the Frontier. The Balkan Catholics between Roman Reform and Ottoman Reality (<i>Ivan Parvev</i>)	168
Lazer, Stephen A., State Formation in Early Modern Alsace, 1648–1789 (<i>Christian Wenzel</i>)	169
Berg, Dieter, Oliver Cromwell. England und Europa im 17. Jahrhundert (<i>Ronald G. Asch</i>)	171
Sächsische Fürstentestamente 1652–1831. Edition der letztwilligen Verfügungen der regierenden albertinischen Wettiner mit ergänzenden Quellen, hrsg. v. Jochen Vötsch (<i>Silke Marburg</i>)	172
Palladini, Fiammetta, Samuel Pufendorf Disciple of Hobbes. For a Re-Interpretation of Modern Natural Law (<i>Peter Schröder</i>)	174
Kircher, Athanasius, Musaeum Celeberrimum (1678). Mit einer wissenschaftlichen Einleitung v. Tina Asmussen, Lucas Burkart u. Hole Rößler u. einem kommentierten Autoren- und Stellenregister v. Frank Böhling / Vita, kritisch hrsg. u. mit einer wissenschaftlichen Einleitung versehen v. Frank Böhling (<i>Andreas Bähr</i>)	176
Pizzoni, Giada, British Catholic Merchants in the Commercial Age, 1670–1714 (<i>Mark Häberlein</i>)	178
Heijmans, Elisabeth, The Agency of Empire. Connections and Strategies in French Overseas Expansion (1686–1746) (<i>Anna Dönecke</i>)	180
Schunka, Alexander, Ein neuer Blick nach Westen. Deutsche Protestanten und Großbritannien (1688–1740) (<i>Helmut Zedelmaier</i>)	182
Wallnig, Thomas, Critical Monks. The German Benedictines, 1680–1740 (<i>Stefan Benz</i>)	183
Marti, Hanspeter / Karin Marti-Weissenbach (Hrsg.), Traditionsbewusstsein und Aufbruch. Zu den Anfängen der Universität Halle (<i>Elizabeth Harding</i>)	185
Overhoff, Jürgen / Andreas Oberdorf (Hrsg.), Katholische Aufklärung in Europa und Nordamerika (<i>Michael Schaich</i>)	187
Bellingradt, Daniel, Vernetzte Papiermärkte. Einblicke in den Amsterdamer Handel mit Papier im 18. Jahrhundert (<i>Mark Häberlein</i>)	189
Blanning, Tim, Friedrich der Große. König von Preußen. Eine Biographie (<i>Sven Externbrink</i>)	190
Braun, Bettina / Jan Kusber / Matthias Schnettger (Hrsg.), Weibliche Herrschaft im 18. Jahrhundert. Maria Theresia und Katharina die Große (<i>Waltraud Schütz</i>)	192
Schennach, Martin P., Austria inventa? Zu den Anfängen der österreichischen Staatsrechtslehre (<i>Tobias Schenk</i>)	194
Aspaas, Per P. / László Kontler, Maximilian Hell (1720–92) and the Ends of Jesuit Science in Enlightenment Europe (<i>Simon Karstens</i>)	196
Banditt, Marc, Gelehrte – Republik – Gelehrtenrepublik. Der Strukturwandel der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig 1743 bis 1820 und die Danziger Aufklärung (<i>Lisa Dannenberg-Markel</i>)	198

Müller, Matthias, Das Entstehen neuer Freiräume. Vergnügen und Geselligkeit in Stralsund und Reval im 18. Jahrhundert (<i>Stefan Kroll</i>)	200
Chacón Jiménez, Francisco / Gérard Delille (Hrsg.), Marriages and Alliance. Dissolution, Continuity and Strength of Kinship (ca. 1750 – ca. 1900) (<i>Christina Antenhofer</i>)	202
Aschauer, Lucia, Gebärende unter Beobachtung. Die Etablierung der männlichen Geburtshilfe in Frankreich (1750–1830) (<i>Marina Hilber</i>)	204
Kallenberg, Vera, Jüdinnen und Juden in der Frankfurter Strafjustiz 1780–1814. Die Nicht-Einheit der jüdischen Geschichte (<i>Gudrun Emberger</i>)	206
„Verehrungswürdiger, braver Vertheidiger der Menschenrechte!“ Der Briefwechsel zwischen Adolph Freiherrn Knigge und Sophie und Johann Albert Heinrich Reimarus 1791–1796, hrsg. v. Günter Jung / Michael Rüppel (<i>Kai Bremer</i>)	207
Maruschke, Megan / Matthias Middell (Hrsg.), The French Revolution as a Moment of Respatialization (<i>Nina Pösch</i>)	209

BUCHBESPRECHUNGEN

Strootman, Rolf / Floris van den Eijnde / Roy van Wijk (Hrsg.), *Empires of the Sea. Maritime Power Networks in World History* (Cultural Interactions in the Mediterranean, 4), Leiden / Boston 2020, Brill, X u. 361 S. / Abb., € 119,00.

Bei der vorliegenden Publikation handelt es sich um den Tagungsband zu einer gleichnamigen, im Jahr 2015 in Utrecht abgehaltenen Konferenz, wobei das Spektrum der Beiträge für die Publikation stark erweitert und abgerundet wurde. Konzipiert ist der Band als Sammlung von 13 Fallstudien (mit einer Einleitung), aus deren Summe sich die Essenz ‚echter‘ maritimer Imperien im Hinblick auf ihre Entstehung, Funktionsmechanismen und Regierungsformen destillieren lässt. Die teils von den Herausgebern vorgeschlagene, teils aus den Fallstudien abgeleitete Konturierung des Konzepts „maritime empire“ grenzt sich von traditionellen „empire“-Definitionen ab, die sich vorrangig auf Landimperien anwenden lassen und sich häufig in anachronistischer Weise auf den modernen Nationalstaat beziehen. Während jene Definitionen ihren Gegenstand mit explizitem imperialen Willen, zentralisierter Regierung, Top-down-Organisation und territorialem Besitz assoziieren, identifiziert der hier zugrunde gelegte Begriff Hybridität, Polyzentrismus, Multipolarität, Diversität und die Kontrolle nicht von Landmassen, sondern von Seerouten und wichtigen Knotenpunkten wie Häfen, Schiffbauplätzen und Küstenregionen als typische Merkmale von Seereichen und Thalassokratien. Die meisten Beiträge richten entsprechend das Hauptaugenmerk auf „entanglements“, Netzwerke, die Rolle nichtstaatlicher Handelsunternehmungen, Austausch- und Aushandlungsprozesse, „brokerage“ und die Überlappung imperialer Projekte. Auf diese Weise werden wirtschaftlich-politisch-soziale Konstrukte in den Lichtkegel der „empire studies“ gerückt, die man anderweitig eher nicht durch diese Linse betrachtet hätte. Auch wenn manche dieser Konstrukte sich letztlich nicht als „maritime empires“ im Sinne der Herausgeber erweisen, lassen sich durch ihre Analyse mit dem Instrumentarium der „empire studies“ wertvolle Erkenntnisse zu vormodernen Verflechtungen, Netzwerken und Formen von Governance gewinnen. Außerdem lädt das hier erarbeitete Konzept dazu ein, etablierte Narrative zu hinterfragen und vermeintliche Musterbeispiele des maritimen „empire building“ einer genaueren Betrachtung zu unterziehen.

Aufgeteilt ist der Sammelband in drei Sektionen: „The Middle Sea“, „The Northern Seas“ und „The Oceans“. Diese Einteilung nach geografischen Räumen ist einleuchtend, hätte aber kurz in der Einleitung thematisiert werden können, zumal mit der geografischen stillschweigend eine chronologische Einteilung einhergeht, nach der das Mittelmeer vor allem mit der Antike, die nördlichen Meere mit dem Mittelalter und die Ozeane mit der Frühen Neuzeit assoziiert sind. In dieser Progression klingen althergebrachte Meistererzählungen vom ‚Aufstieg‘ der europäischen Kultur und von europäischer Expansion an.

Die in der ersten Sektion enthaltenen Beiträge von Jorrit Kelder, Floris van den Eijnde, Roy van Wijk und Rolf Strootman diskutieren antike Fallbeispiele: die Frage nach einer imperialen Expansion des mykenischen Königreichs, den attischen Seebund, die Rivalität um maritime Hegemonie zwischen Theben und Athen sowie die

imperialen Bestrebungen des Ptolemäerreichs; ergänzt werden sie um Thomas Kirks Fallstudie zur Republik Genua und ihren imperialen (?) Projekten zwischen dem späten 11. und dem 15. Jahrhundert. Alle Beiträge in dieser Sektion heben die Rolle einzelner Akteure und privater Rivalitäten hervor und weisen auf die Signifikanz des Seehandels als Vehikel der imperialen Expansion hin. Insbesondere Strootman diskutiert außerdem die gezielte Nutzung eines maritimen Bildprogramms durch die ptolemäischen Herrscher.

Die zweite Sektion beginnt mit Marco Mosterts Panorama der nördlichen Meere und ihrer Sprachlandschaften während des Mittelalters. Mostert geht der Frage nach *Linguae francae* in diesem geografischen Raum nach und macht dabei deutlich, dass man es in diesem Kontext zwar mit Dominanzbestrebungen und Netzwerken, aber nicht mit Imperien zu tun habe. Thomas K. Heebøll-Holm und Olaf Mörke orientieren sich dahingegen enger am Oberthema des Bandes. Während Heebøll-Holm argumentiert, dass Dänemark in der Waldemarzeit (hier definiert als Zeit von 1157 bis 1332) als dänisches Seereich gelten kann, nutzt Mörke die im Begriff des *dominium maris baltici* implizite Steilvorlage zur Diskussion der Frage, inwiefern das frühneuzeitliche Schweden als Seereich zu interpretieren ist. Wiederkehrende Themen in beiden Aufsätzen sind geografische Voraussetzungen, Rivalitäten zwischen den Ostseereichen und die Nutzung symbolträchtiger Narrative zur Etablierung einer imperialen Identität.

Mörkes Aufsatz schließt mit einigen Überlegungen zu Schwedens Expansionsversuchen in den atlantischen Raum und leitet somit in die dritte, ozeanisch-frühneuzeitliche Sektion über. Anjana Singh bricht in ihrem Beitrag zum frühneuzeitlichen Handel im Indischen Ozean die in der Struktur des Bandes angelegte eurozentrische Perspektive auf und verweist auf die Jahrhunderte vor Ankunft der Europäer im Pazifik bestehenden Handelsnetzwerke und die kulturelle Hybridität vermeintlich europäischer Unternehmungen. Den „empire“-Begriff lehnt sie für ihren Gegenstand als zu teleologisch geprägt ab. Peter Borschberg wählt mit dem Sultanat von Malakka ein hochinteressantes nichteuropäisches Beispiel für ein (mögliches) Seereich im Pazifik, das er im Hinblick auf imperialen Willen, geografische Faktoren und Governance untersucht. Cátia Antunes' Aufsatz ist einer der kürzesten des Bandes, bietet jedoch eine hervorragende, sehr differenzierte Diskussion und Neuperspektivierung des portugiesischen Seereichs. Remco Raben diskutiert in ähnlicher Art und Weise die Aktivitäten der VOC und die niederländische Thalassokratie. Alle vier Beiträge legen einen besonderen Fokus auf Kulturtransfer, kulturelle Hybridität, die Signifikanz lokaler Akteure sowie das Zusammenspiel von Handel und Gewalt. Der Aufsatz von Kris Lane zu Piratennetzwerken in der Karibik verzichtet auf eine explizite Anwendung des „empire“-Begriffs, bedient sich aber in seiner Diskussion von Häfen und Knotenpunkten des methodischen Rahmens der „empire studies“. Auffällig ist in dieser Sektion das Fehlen einer Fallstudie zu Großbritannien. Dessen Empire wird von den Herausgebern als zwar flottengestützt, aber dennoch „very much land based“ (13) charakterisiert, was die Abwesenheit erklären mag. Jedoch hätte gerade diese etwas ungewöhnliche Meinung einer Diskussion bedurft.

Während alle Beiträge faszinierende Fragen diskutieren, halten sie sich unterschiedlich stark an das übergeordnete Thema und unterscheiden sich auch im Hinblick auf den Grad an theoretischer Unterfütterung und Einbettung in den Forschungskontext. Manche Aufsätze sind eher deskriptiv angelegt und/oder in erster Linie für ihr eigenes unmittelbares Feld relevant, während andere unabhängig von Epoche und gewähltem Fallbeispiel eine stimulierende Lektüre für alle an „empire studies“ interessierten Leser*innen darstellen und viele transferierbare Beobachtungen anbieten; hier sei noch einmal auf den Beitrag von Cátia Antunes hingewiesen. Insgesamt ist

jedoch die Lektüre des gesamten Bandes empfehlenswert, da Strootmans Einleitung zwar als nützliche Navigationshilfe fungiert, der angestrebte epochenübergreifende Vergleich jedoch erst durch die Leser*innen selbst erfolgen kann.

Lena Moser, Tübingen

Schilling, Lothar / Christoph Schönberger / Andreas Thier (Hrsg.), *Verfassung und Öffentlichkeit in der Verfassungsgeschichte. Tagung der Vereinigung für Verfassungsgeschichte vom 22. bis 24. Februar 2016 auf der Insel Reichenau* (Beihefte zu „Der Staat“, 25), Berlin 2020, Duncker & Humblot, 220 S., € 69,90.

In der Reihe der Beihefte zur Zeitschrift „Der Staat“ erscheinen seit 1977, als die Vereinigung für Verfassungsgeschichte gegründet wurde, auch deren Vorträge und Diskussionen. Beiheft 25 bietet nun die im Februar 2016 gehaltenen Vorträge und Diskussionen auf der Reichenau, also mehr als vier Jahre später. Mindestens ein Vortrag, der in der Schlussdiskussion noch genannt wird, fehlt jedoch.

Der zeitliche Bogen reicht von vorschriftlichen „oralen“ Zeiten über das Hochmittelalter und die Frühe Neuzeit bis zum Konstitutionalismus des 19. Jahrhunderts. Stets gab es eine sehr unterschiedlich benannte, gestaltete und begrenzte „Öffentlichkeit“, seien es die waffenfähigen Freien, der Geburtsadel, die Stände oder die Parlamente, sei es die moderne, kritisch beobachtende „Öffentlichkeit“. Die Stammesversammlung, die ihre Speere schüttelte oder an die Schilde schlug, kann man freilich nur vage mit den Hoftagen des Mittelalters oder den Reichstagen der Frühen Neuzeit vergleichen, ganz abgesehen von der seit dem 18. Jahrhundert propagierten und durchgesetzten bürgerlichen „Öffentlichkeit“, wie sie sowohl in den Parlamenten selbst als auch in der gesellschaftlichen Sphäre öffentlicher, grundrechtlich geschützter Meinungsäußerung entstand. Entsprechend weit ist auch der zugrunde gelegte Begriff von „Verfassung“. Er reicht von der (von Tacitus vielleicht doch intuitiv richtig erfassten) Stammesverfassung der „Germanen“ über die Verfassungsgewohnheiten des Mittelalters und die aus Fundamentalgesetzen zusammengesetzte „Reichsverfassung“ bis 1806 bis zu modernen Verfassungen im engeren Sinn.

Die einzelnen Beiträge sind, für sich genommen, ausgesprochen lehrreich. Gerd Althoff deutet auf der Basis der vor allem in Münster vorangetriebenen Forschung zur Rolle der Rituale die öffentliche Inszenierung von Herrschaft als notwendiges und funktionierendes Verfahren zur Herstellung von Versöhnung und Frieden, Ordnung und Legitimität, also als „verfassungsrechtlich“ notwendige Akte. Nachdem die Forschung von der Fiktion eines „Staats im Mittelalter“ Abschied genommen hat, scheint die Verbindung von faktischer Macht und religiös gefestigtem Ritual das weltliche Gerüst einer Zeit zu bilden, in der von einem Gewaltmonopol noch keine Rede sein konnte. Es fällt allerdings auf, dass die entsprechenden Rituale der römischen Weltkirche und ihre kontinuierliche Verfestigung im Kirchenrecht auf dieser Tagung ebenso gefehlt haben wie die unserer friedliebenden Zeit fremd gewordenen Rituale der öffentlichen Kämpfe durch Stellvertreter, der Kriegs- und Fehdeerklärungen.

Gerhard Dilcher setzt noch früher an als Althoff, nämlich in der Spätantike, als „Barbaren“ mit Stammesbindung und ohne entwickelte Schrift in die italienischen, spanischen und nordafrikanischen Provinzen des römischen Reichs einfielen und es dabei zu hybriden Formen von Öffentlichkeit kam. Dilcher behandelt vieles: Den Übergang von der Oralität zur Schriftlichkeit, die Kundmachung von Gesetzen und Rechtsakten, den Reichstag Friedrich Barbarossas von Roncaglia (1158), die Königswahl von 1024 in Kamba, einem untergegangenen Ort im hessischen Ried, den säch-

sischen Stammestag zu Hoetensleben von 1073, schließlich die ganz anders strukturierten Bürgerversammlungen und den Bürgereid in mittelalterlichen Städten. Die diesem Beitrag folgende Diskussion vergaloppiert sich etwas, indem sie lange eine Kontinuität vom germanischen Thing bis zum modernen Parlamentarismus bestreitet, eine Kontinuität, die Dilcher gar nicht behauptet.

Vor allem anhand englischer Quellen behandelt Andreas Gestrich das Thema in der Frühen Neuzeit, also etwa seit der elisabethanischen Epoche, in der England nicht nur die heftigsten Turbulenzen seiner Verfassung erlebte, sondern auch eine in Schriften, Flugschriften und Satiren brodelnde Öffentlichkeit aufwies, die durchaus schon „bürgerlich“ genannt werden kann. In Deutschland entstand eine entsprechende „Öffentlichkeit“ erst nach dem Großen Krieg, aber ohne hauptstädtisches Zentrum, während die Verfassung des Heiligen Römischen Reichs nach dem Jüngsten Reichsabschied von 1654 gerade keine politische Öffentlichkeit mehr mobilisierte. Eigentlich wäre hier ein vergleichender Beitrag zum Frankreich Richelieus, Mazarins und Ludwigs XIV. am Platz gewesen, konzentriert etwa auf die Tausenden Flugschriften der „Mazarinaden“.

Ein spezielles Thema, die Formen der Gesetzespublikation in der Frühen Neuzeit, behandelt der Innsbrucker Rechtshistoriker Martin Schennach. Es passt nur mittelbar in den Rahmen von Verfassung und Öffentlichkeit. Was Schennach 2010 mit seinem Buch zur „Entstehung des Gesetzgebungsstaates“ zu Tirol geschildert hat, erweiterte er nun auf alle habsburgischen Territorien und zeigt die vielfältigen Formen der Vermittlung von einfachen Geboten der Policey, von Dorfordnungen und Landesgesetzen, aber wohl kaum jemals von Verfassungsnormen im engeren Sinn. Die öffentliche Verlesung, meist aber die Verteilung der Texte an die Ämter oder Zunftmeister wurden als ausreichend angesehen, bevor es eine breite und lesefähige bürgerliche Öffentlichkeit gab. Auch dann genügten lange noch offiziöse Sammlungen oder die Spalten der Intelligenzblätter. Erst um 1800 etablierten sich in Deutschland amtliche Gesetz- und Verordnungsblätter, in Österreich sogar erst ab 1849.

Der Band endet mit einem intensiven und kenntnisreichen Blick der Trienter Historikerin Anna Gianna Manca. Sie vergleicht unter dem Titel „Parlament und Öffentlichkeit im Konstitutionalismus des 19. Jahrhunderts“ Preußen und das Reich einerseits und Italien andererseits. Ähnlich wie in der gleichzeitig geforderten und durchgesetzten „Gerichtsöffentlichkeit“ sollten nun auch die Parlamente öffentlich beraten, Zuschauertribünen erhalten, die Presse zulassen, um die bürgerliche Öffentlichkeit über Gesetzgebung und Verfassungsfragen zu informieren. So sehr sich Italien und Deutschland als verfassungsrechtlich „verspätete Nationen“ zu ähneln scheinen, so unterschiedlich entwickelte sich die Praxis bezüglich der Frage, ob man ein „öffentliches“ Diskussionsparlament oder ein auf Ausschüsse verteiltes Arbeitsparlament bevorzuge. Die Entwicklung ging im preußischen Landtag und im Reichstag eher in Richtung öffentlicher Debatte, während Italien zwischen 1848 und 1919 eher das Verhandeln in Ausschüssen vorzog. Letzteres bedeutete eine faktische Abschottung gegen eine allzu neugierige Öffentlichkeit.

Der Rezensent schließt das Beiheft in vielem bereichert, aber auch mit einigen Fragezeichen. Sie beziehen sich darauf, ob es sinnvoll ist, bei jeder Tagung einen mehr als tausendjährigen Spannungsbogen aufzubauen. Eine begrenzte Thematik könnte zu mehr Kohärenz führen. Auch das anderswo bewährte Verfahren, nur Thesenpapiere vorzutragen und sie dann gleich anschließend unter Verarbeitung der Diskussion auszuarbeiten, könnte vielleicht hilfreich sein. Schließlich hat die Fokussierung auf das gegenwärtig so positiv konnotierte Wort „Öffentlichkeit“ etwas verdeckt, worauf

Christian Hillgruber in der Diskussion hingewiesen hat, nämlich die allem Streben nach Öffentlichkeit entgegengesetzte Hochschätzung der *arcana imperii*, also der Nichtöffentlichkeit. Sie bildet nicht nur die düstere „machiavellistische“ Seite des entstehenden modernen Staates, sondern ist bis heute eine der wichtigsten Voraussetzungen für erfolgreiche Diplomatie und Friedensschlüsse. Nicht umsonst wimmelte es im frühmodernen Staat von „Geheimräten“, entstanden „Geheimdienste“ und wurden Kryptographien entwickelt. Das wäre das genuine Komplementärthema zur „Öffentlichkeit“ gewesen.

Michael Stolleis, Kronberg

Pieper, Lennart, Einheit im Konflikt. Dynastiebildung in den Grafenhäusern Lippe und Waldeck in Spätmittelalter und Früher Neuzeit (Norm und Struktur, 49), Wien / Köln / Weimar 2019, Böhlau, 623 S. / Abb., € 90,00.

Werden Privilegien und Rechte, Besitz und Status über Generationen in einem Familienverband vererbt, bildet sich eine Dynastie. Lennart Pieper hat in seiner Dissertation auf einer reichhaltigen Grundlage archivalischer, gedruckter und physischer Quellen die Entwicklung von Dynastien vom Hochmittelalter bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts am Beispiel der Grafen von Waldeck und der Grafen zur Lippe untersucht. Sein Erkenntnisinteresse richtet sich dabei auf die Frage nach der Prägung von Verhaltensweisen der Dynastieangehörigen durch die Zugehörigkeit zu einer Dynastie sowie auf die Erklärung des erfolgreichen Konzepts der hochadeligen Dynastie, das bis in die Spätaufklärung hinein kulturprägend war.

Einleitend legt Pieper die Definitionen der Begrifflichkeiten dar und betont, dass zwischen zwei Dimensionen zu unterscheiden sei. So sei eine Dynastie zum einen eine Sozialformation, nämlich ein Verwandtschaftsverband, und zum anderen eine Denkform, also die transpersonale und zeitübergreifende Idee einer Entität, derer sich die Akteure bewusst waren. Seiner Erkenntnis nach wurde seit dem Spätmittelalter „das Konzept der Dynastie zunehmend diskursiviert“ (13), weshalb auch die mit Symbolisierung einhergehenden Praktiken der Herrschaftsweitergabe, der Vererbung und der Eheschließung „gewichtigen Veränderungen“ (ebd.) unterworfen gewesen seien.

Pieper leistet einen wichtigen Beitrag zur modernen Politik- und Verfassungsgeschichte. Darüber hinaus profitiert die neuere Adelsgeschichte von seinem Ergebnis zum adeligen Selbstverständnis, das durch die dynastischen Denk- und Sozialformen gleichermaßen geprägt wurde. Um die Mechanismen zu untersuchen, die das soziale Ordnungsmuster zur Integration einer Gruppe als Dynastie beeinflussten, wählt Pieper einen mikrohistorischen Ansatz. Akteure handelten seiner Ansicht nach durch ihre Praktiken und die von ihnen genutzten Diskursstrategien die Ordnung der Dynastie immer wieder aus. Pieper hebt hervor, dass der Großteil der Familienmitglieder trotz ihrer unterschiedlichen Interessen und Ansprüche auch zum Handeln im Kollektiv bereit und fähig war. Er verweist auf die Disziplinierung des dynastischen Ordnungsmusters, das im Sinn der „dynastischen Rason“ (27, nach Spieß 1990) von den adeligen Akteuren spezifisches Rollenverhalten verlangte. Um dies angemessen zu konturieren, unterstreicht der Verfasser das Erfordernis, die Rason eines Familienverbands zu historisieren. Denn die Akteure handelten innerdynastische Verbindlichkeiten und Normen in bestimmten Kontexten durchaus konfliktreich aus.

Pieper geht den Konfliktbereichen in drei Schritten detailliert nach. Im ersten Teil untersucht er unter dem Titel „Dynastie als Herrschaftsträger“ die Durchsetzung der Individualsukzession. Gegen die Einführung der Primogenitur in Lippe begehrten erbberichtigte Brüder des Erstgeborenen auf, was nach Pieper zur „Erfindung der

Erbherren“ (111) und schließlich zum Kampf der verwitweten Gräfin gegen die Agnaten um die vormundschaftliche Regentschaft führte. Pieper unterstreicht die Rolle der Landstände und der Lehnsherren, des Reichsoberhauptes und der Reichsgerichte in dieser Auseinandersetzung, die zudem durch den „Zufall von Geburt und Tod“ (139) determiniert wurde. In Waldeck bewährte sich Pieper zufolge die Praxis der Landesteilung, die aber keine Realteilung, sondern die Teilung der Herrschaft vorsah. Auch in dieser Grafschaft setzte sich schließlich das Recht des Erstgeborenen auf die Herrschaftssukzession durch. Die innerdynastischen Konflikte seien durch Hausverträge beigelegt worden. Oft sei jedoch ein eher „präkärer Konsens“ (220) erzielt oder durch das Verschieben von Entscheidungen sogar der Keim für neue Streitigkeiten gelegt worden. Pieper hebt hervor, dass dennoch kein Angehöriger ein Interesse an der „restlosen Zerstörung des dynastischen Zusammenhangs“ (221) gehabt habe. Denn aus der gemeinsamen Vergangenheit habe sich auch die gemeinsame Rechtstradition, das Herkommen und die Rekurrierung auf Hausverträge oder einzelne Hausgesetze entwickelt, die von allen sich als gleichberechtigt und ebenbürtig betrachtenden Agnaten verhandelt und für die nachkommenden Generationen als Norm gesetzt wurden. Die Anerkennung einer Übereinkunft wurde nach Pieper aber erhöht, wenn weitere Akteure als Garanten auftraten.

Im zweiten Teil stellt der Verfasser die „Dynastie als Verwandtschaftsverband“ vor und untersucht die Dimensionen der gräflichen Heiratspolitik, die zum einen rechtlich und zum anderen kulturell überformt gewesen sei. Aus einer Ehe konnten legitime Erben hervorgehen, wenn die Ehepartner den „ständischen Ansprüchen“ (240) genügten. Pieper analysiert die Voraussetzungen des gräflichen Konnubiums für Waldeck und Lippe und unterstreicht, dass die Wahl der Ehepartner ein Indikator der sozialen Wertschätzung innerhalb der Hochadelsfamilien war. Er kommt zu dem Ergebnis, dass interkonfessionelle Ehen nur dann geschlossen wurden, wenn die Vorteile wie Territorialgewinn oder Festigung eines Bündnisses deutlich die Nachteile überwogen. Missheiraten seien zur Begrenzung legitimer Erben und zur Schaffung eines Klientels durchaus im Sinn der dynastischen Rason gewesen. Pieper betont, dass mit der Heiratspolitik zum einen gezielt Dynastien vernetzt worden seien, dass zum anderen aber auch die materielle Versorgung der nachgeborenen Dynastiemitglieder durch geistliche Ämter, Fürsten- bzw. Militärdienst sowie Apanagen und Paragien beachtet werden müsse.

Im dritten Teil steht die „Dynastie als symbolische Ordnung“ im Mittelpunkt. Pieper weist auf die symbolischen Ordnungen hin, die in sprachlichen und physisch-objektbezogenen Diskursen zum Ausdruck kamen. Er stellt mit der „Semantik der Verwandtschaft“ (368) zunächst die Begrifflichkeiten vor, die die Grafen nutzten, um von sich und ihren Familienangehörigen zu sprechen, und untersucht dann das Totengedenken sowie Leichenpredigten und die Historiographie, die Chronistik und Genealogie umfasste, als Mittel zur Konstitution und zur Integration des Sozialverbands. Darüber hinaus stellt Pieper Architektur sowie Ausstattung der Burgen und Schlösser mit den Funktionsräumen Innenhof, Appartement und Archiv sowie die Grablagen vor. Die „Etablierung der Eigenzeiten und der Eigengeschichte“ (503) haben nach seiner Ansicht die symbolische Ordnung der Dynastien geprägt, wobei die Grafen das Potenzial der zunächst von Gelehrten an die Dynastie herangetragene Historiographie erst ab 1550 erfasst hätten. Chroniken hätten nicht nur dem Nachweis des dynastischen Alters, sondern auch als lehrreiches Vorbild gedient.

Schließlich fokussiert Pieper auf seine „Kernanliegen“ (513): Mit dem systematischen Vergleich der beiden gräflichen Dynastien über ca. 150 Jahre seziert er die „grundlegenden Mechanismen und konkreten Praktiken der Dynastiebildung“ (513)

aus mikrohistorischer Perspektive. Durch Herkommen, kontinuierliche Konzentration der Herrschaftsrechte und homogenes Konnubium wurde der Dynastie Stabilität gegeben. Alle Mitglieder der Dynastie verstanden sich als Teil des Ganzen, auch wenn die Einheit durchaus konfliktreich verhandelt wurde. Dies zeigt Pieper in methodisch-theoretisch sehr reflektierter Weise anhand eines breiten Quellenkorpus.

Pauline Puppel, Aumühle

Das Totenbuch des Zisterzienserinnenklosters Feldbach (1279–1706), hrsg. v. Gabriella Signori (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe A: Quellen, 63), Stuttgart 2020, Kohlhammer, XLVI u. 134 S. / Abb., € 22,00.

Statt Domkapitel, Universitätsmatrikel oder eines vergleichbaren Monuments der Prosopographie widmet sich dieses Buch dem Nekrolog eines inzwischen abgebrannten schweizerischen Frauenklosters. Gewisse Archivalien aus der Cistercienserinnenabtei Feldbach sind bereits ediert und diskutiert worden, doch ist Editorin Signori auf neue Erkenntnisse aus. Denn Urbare und Urkunde sind das eine, aber Signori zeigt sich in ihrer Einleitung überzeugt, dass im Nekrolog „rund zweitausend Namen eine andere Geschichte des Klosters erzählen als die Urkunden“ (XXI). Diese „andere“ Geschichte erzählt über den Alltag und das cisterciensische Selbstverständnis der gottgeweihten Frauen. Die Herausgeberin setzt somit ihre bisherige Beschäftigung mit Frömmigkeits- und Geschlechtergeschichte in Bezug auf Feldbach fort: Bisherige Publikationen der Professorin für die Geschichte des Mittelalters (Universität Konstanz) haben sich mit spätmittelalterlichen Räumen, Gesten und Andachtsformen (2005) beschäftigt oder mit Tabuthemen wie Selbstmord (1994) und Schulden (2015). Diese Edition erschließt eine tatsächlich wertvolle Alltagsquelle.

Ein herausragendes Charakteristikum des Feldbacher Totenbuches unterstreicht Signori in der Einleitung; es sei „im zeitgenössischen Vergleich einzigartig“ (XLI), wie detailreich dort Verwandtschaftsgrade verzeichnet seien. Mehr als die Hälfte der Einträge erwähnen die leibliche Verwandtschaft der Nonnen mit den Verstorbenen. Eine Erklärung dafür wäre im cisterciensischen „Liber usum“ zu suchen, das in der Totenliturgie keine Unterscheidung zwischen Professnonnen und ihren Vätern, Müttern, Brüdern oder Schwestern macht: Alle genießen dasselbe Gebetsgedenken.

Man sollte normative Texte wie das „Liber“ nicht überstrapazieren, aber es ist tatsächlich ein haltbares Argument, wenn man die Sorge der Cistercienser um ihre leiblichen Verwandten hervorhebt. Erst seit einigen Jahrzehnten wird allgemein zugegeben, dass viele der ersten Mönche in Cîteaux verheiratet waren und ihre Ehefrauen in die Protofrauenabtei der Cistercienserinnenbewegung, nämlich Tart, sandten. Die dortige Äbtissin, Elizabeth de Verge, war die leibliche Mutter des Abtes von La Ferté. Familienbeziehungen innerhalb und außerhalb des Klosters waren bei den frühen Cisterciensern ausgeprägt, und nicht nur in Burgund, sondern auch – so beweist das Feldbacher Totenbuch – an der Peripherie in der Schweiz. Familiäre Bindungen in Feldbach sind über Jahrhunderte hinweg dokumentiert. Die intensive Bindung an die Familie auch nach dem Klostereintritt lässt vermuten, dass die Kontakte zwischen einer Nonne und ihrer Verwandtschaft ein Leben lang weiterbestanden, auch wenn Details darüber aus dem Totenbuch nicht ersichtlich werden.

Andere Details aus dem reichen Fundus helfen jedoch, den Alltag der Frauen besser zu verstehen, vor allem in Bezug auf Pitanzen. Der Forschungswert dieser gastronomischen Mini-Stiftungen ist nach Signoris Ansicht besonders ergiebig. Es handelt sich

um Zusatzportionen beim Essen der Nonnen, die von Wohltätern im Tausch für ein Gebetsgedenken finanziert wurden. Signori meint, dass die bisherige Forschung sie zu wenig zur Kenntnis genommen habe. Man bedenke Anna von Radolfszell, deren Schenkung es ermöglichen sollte, dass die Sakristanin dem Konvent am Todestag eine Portion Wein zur Verfügung stellte. Dafür sollten sieben (Buß-)Psalmen verrichtet werden. Wer diese betete und wo, ist nicht ersichtlich, aber dass die Sakristei in diesem Fall den Weinvorrat verwaltete, ist ein durchaus seltener Einblick (34). Ein anderer Eintrag deutet darauf hin, dass diese Psalmen von den Nonnen auch am Grabstein der Wohltäter gebetet wurden oder dass die Nonnen sehr wohl wahrnahmen, wer in der Kirche an welcher Stelle lag. Jedenfalls ist die Nähe des Steins zum Chorgestühl der Frauen einen Vermerk wert: *er lit under dem stain, als man inn chor inhin gaut* (45). Andere Einträge bereichern das Wissen über den Sprachgebrauch der Nonnen: Eine 1582 verstorbene Äbtissin ist im 33. Jahr *irer prelatur* verstorben (21). Hat man etwa auch Äbtissinnen zu dieser Zeit mit „Frau Prälatin“ angesprochen?

Das Nekrolog dokumentiert eine „Gemeinschaft des Andenkens“ (Cover) über den Personenkreis der Familien hinaus. Dass ein gewisser Nikolaus Engler *frater et pater monialis* (97) zugleich war, zeigt die Dichte des Vernetzungsgewebes. Das Gebetsgedenken für einen Konversenbruder belegt, dass er für die Nonnen arbeitete oder mindestens Gutes für sie tat. Die traditionell stärker verzeichneten Personengruppen kommen auch nicht zu kurz: Beichtväter aus Wettingen, Spirituale aus Salem und diverse Domherren werden ebenso als Wohltäter genannt wie etwa der Dechant Heinrich Goldast, der den Schwestern als *amicus noster fidelissimus* galt (64).

Der schlanke Band ist eingeteilt in 1. einen beinahe 200 Titel umfassenden Literaturteil (VII–XVI), 2. eine gründliche Einleitung, die durchaus als analytische Prosopographie gelten kann (XVII–XLVI), 3. den edierten Nekrolog mit Einträgen aus der Zeit vom 13. Jahrhundert bis 1706 (3–104), 4. ein Glossar (105–108) und schließlich 5. ein Orts- und Personenregister (109–134). Viele fachkundliche Gründe sprechen für die Anschaffung dieses Buches; der günstige Ladenpreis, die geheftete Bindung und das Hardcover machen den Ankauf noch empfehlenswerter.

Alkuin Schachenmayr, Salzburg

Ptak, Roderich, China und Asiens maritime Achse im Mittelalter. Konzepte, Wahrnehmungen, offene Fragen (Das mittelalterliche Jahrtausend, 5), Berlin / Boston 2019, de Gruyter, 61 S. / Abb., € 14,95.

Der Verfasser ist kein Freund von Theorien. Das merkt man. Und auch vorschnelle Antworten liegen ihm nicht. Er zieht es vor, Fragen aufzuwerfen und die mit ihnen verbundenen Probleme zu benennen. Davon aber gibt es eine Menge, wenn man sich auf einen so weitgespannten und weitverzweigten Gegenstand wie den nicht nur merkantilen, sondern auch kulturellen und ideellen Austausch im Chinesischen Meer und Indischen Ozean, also zwischen Japan im Osten, den Sundainseln im Süden und Ostafrika im Westen einlässt. Der Verfasser hat schon 2007 eine große Synthese über „Die maritime Seidenstraße. Küstenräume, Seefahrt und Handel in vorkolonialer Zeit“ vorgelegt; trotzdem identifiziert er allenthalben „schwarze Löcher“: Welche Rolle spielten natürliche Faktoren wie Strömungen, Vulkane, Erdbeben? Wird man sie überhaupt historisch erfassen können? Wie friedfertig gestalteten sich Verkehr und Austausch auf den östlichen Meeren? Traten erst die Portugiesen dort so ostentativ gewaltsam auf? Ging es immer vor allem um Handel und Warenverkehr? Muss man nicht das Vordringen religiöser Bekenntnisse und symbolischer, also politischer Formen genauso gewichten? Sicher ist, dass sich die überseeischen Kontakte an einge-

spielten, aber fluiden Routen orientierten, die ein ähnlich weitmaschiges, aber zielgerichtetes Netz ergaben wie Richthofens „Seidenstraßen“ auf dem Festland. Sicher ist auch, dass das Auftreten Portugals keine abrupte Zäsur bedeutete, sondern lediglich einen neuen Akteur ins Spiel brachte. Und sicher ist schließlich, dass sich die Verhältnisse anders darstellen, wenn man nicht – wie üblich – von Westen nach Osten schaut, sondern – wie hier – in umgekehrter Richtung vorgeht. Automatisch fällt mehr Licht auf die Rolle Chinas, kommt also der Sinologe zum Zug. Viel hängt davon ab, wie man die sieben Expeditionen des kaiserlichen Admirals Zheng He mit seinen auftrumpfenden „Schatzschiffen“ (zwischen 1405 und 1433) bewertet, früher ein Thema für wenige Spezialisten (zu denen zum Beispiel der Verfasser zählt), dann kommerziell ausgeschlachtet durch Gavin Menzies mit seinen unsäglichen Bestsellern, mittlerweile ein Symbol für Chinas Rückkehr auf die Weltbühne, also ein Politikum, in dem sich Chinas Selbstverständnis spiegelt: das einer maritimen Großmacht, die an Traditionen anknüpft. Auch zeitgeschichtliche Einsichten gehören somit zu den vielen Anregungen, die das zwar schmale, aber perspektivenreiche Buch vermittelt.

Folker Reichert, Stuttgart

Harari, Yuval N., Fürsten im Fadenkreuz. Geheimoperationen im Zeitalter der Ritter 1100–1550. Aus dem Englischen v. Andreas Wirthensohn, München 2020, Beck, 347 S. / Abb., € 26,95.

Drei große Erfolge konnte Yuval Noah Harari in den letzten Jahren auf dem Buchmarkt erzielen – mit Büchern über Themen, die den Nerv der Zeit trafen, weil es in ihnen um die Geschichte und Zukunft der Menschheit geht. Kein Wunder, dass Hararis deutschsprachiger Verlag nun auch ein Frühwerk seines Starautors übersetzen ließ. Mit dem englischen Original hatte sich der frisch promovierte Historiker bereits 2007 an ein größeres Publikum gewandt, und zwar mit einem Thema aus seinem Forschungsfeld: der Kriegsgeschichte des Mittelalters.

Schon damals konnte Harari eingängig und kurzweilig schreiben, und er verstand es auch, seinen Gegenstand für größere Leserkreise wirkungsvoll aufzubereiten. Er behandelt sechs militärische Unternehmungen relativ kleiner Gruppen, die überraschend zuschlugen und damit einen beträchtlichen Erfolg verzeichneten. Im Einzelnen geht es um die Eroberung Antiochias 1098, die Befreiung König Balduins von Jerusalem 1123, die Ermordung König Konrads von Jerusalem in Tyrus 1192, einen gescheiterten Handstreich auf Calais 1350, verschiedene Mord- und Entführungsversuche, die in Zusammenhang mit Karl dem Kühnen von Burgund standen, und schließlich die Zerstörung einer Mühle bei dem provenzalischen Ort Auriol 1536. Diese Unternehmung nahm dem gegnerischen Heer die Möglichkeit, Brot zu backen, und soll es dadurch zum Rückzug gezwungen haben. Die Ereignisse werden kundig in die größeren Zusammenhänge eingeordnet und gefällig erzählt. Allerdings drängt sich manchmal der Eindruck auf, schon die Autoren der Quellen seien der Verführung erlegen, eine aufsehenerregende Geschichte wirkungsvoll auszus schmücken.

Die Darstellung dieser Einzelfälle reicht Harari jedoch nicht. Nüchtern könnte man die geschilderten Ereignisse als handstreichartige Angriffe gegen Festungen und einzelne Personen bezeichnen, und Ähnliches gab es immer wieder. Konsequenter bezeichnet Harari diese Unternehmungen in Titel und Text des englischen Originals immer wieder als „special operations“. Damit gewinnt er zum einen ein zugkräftiges Schlagwort, zum anderen kann er behaupten, eine Forschungslücke zu schließen, nämlich diejenige betreffs „special operations in the age of chivalry“. Diesem Anspruch entsprechend ist den sechs Beispielen ein einleitendes Kapitel vorangestellt, das

„special operations“ in der heutigen und in der mittelalterlichen Kriegführung behandelt. Was die heutige Zeit betrifft, sind die Bemerkungen Hararis durchaus stichhaltig. Für das Mittelalter aber ist der Begriff anachronistisch oder zumindest irreführend, schon deswegen, weil es damals keine „special forces“ gab, also keine Truppe, die für solche Aufgaben aufgestellt und ausgebildet wurde.

In der englischen Originalausgabe setzten Autor und Verlag also ganz bewusst auf den Nimbus der „special operations“ und der Elitetruppen, die sie ausführten. Sie wollten dem Publikum eine Mischung aus Mittelalter, Krieg und Abenteuer versprechen. Der deutsche Verlag und der Übersetzer, der insgesamt gute Arbeit geleistet hat, haben hingegen einen Titel gewählt, in dem die Worte „Fadenkreuz“ und „Geheimoperationen“ auf dezentere Weise Spannung versprechen. Das liegt zum Teil offensichtlich daran, dass sich „special operations“ nicht prägnant übersetzen lässt. Zwar gibt es im Einsatzführungskommando der Bundeswehr mittlerweile eine „Abteilung Spezialoperationen“, aber dieses deutsche Wort klingt banal. Wohl deswegen verwendet der Übersetzer für „special operations“ im Text des Buches durchgängig den Begriff „Spezialkommando“, der aber sonst nicht üblich ist. Beiden Worten fehlt jedenfalls der Nimbus des englischen Begriffs, und zwar weil es „special operations“ bei der Bundeswehr selten gibt und weil es nicht zur politischen Kultur Deutschlands passt, solche Einsätze zu heroisieren. Mit Rücksicht auf sein Publikum wollte der deutsche Verlag im Titel wohl nicht auf gegenwärtige militärische Konflikte anspielen. Interessanterweise wirft dieser kurzweilige Band damit ein aufschlussreiches Licht auf die Unterschiede in der Geschichtskultur und in den politischen Traditionen des angelsächsischen bzw. deutschen Sprachraums.

Malte Prietzel, Paderborn

Signori, Gabriela (Hrsg.), Inselklöster – Klosterinseln. Topographie und Toponymie einer monastischen Formation (Studien zur Germania Sacra. Neue Folge, 9), Berlin / Boston 2019, de Gruyter Akademie Forschung, VI u. 254 S. / Abb., € 119, 95.

Asketische Weltflucht gab christlichen Mönchen (seltener auch Nonnen) des frühen und hohen Mittelalters bekanntlich Anlass, den *eremus* in abgelegenen Tälern zu suchen, auf Berghöhen, in einsamen Wäldern, besonders aber auf Inseln, die das umgebende Wasser unübersehbar von der „Welt“ schied. Die meisten dieser Inseln liegen dicht vor einer Küste, in größeren Seen oder in breiten Flüssen. In diesem Band sind elf Beiträge von sehr unterschiedlichem Umfang und sehr unterschiedlicher Zielsetzung und Relevanz versammelt. Sie nehmen erstmals die westeuropäischen Klosterinseln des frühen und hohen Mittelalters zusammenfassend in den Blick, mit Beiträgen zu den ersten Klosterinseln der Gallia (Anne-Marie Helvétius), den Klosterinseln in England, Wales und Irland (Janet Burton, Karen Stöber, Annette Kehnel), den Inselklöstern im Bodensee und in Altbayern (Harald Derschka, Johannes Lang) sowie in der Lagune von Venedig (Uwe Israel). Die Karte für England und die tabellarischen Auflistungen irischer Klöster veranschaulichen auch die numerische Bedeutung dieses Phänomens. Die meisten Beiträge bieten einen nützlichen historischen Überblick über die entsprechenden Gründungskontexte und eine kritische Diskussion zu deren Quellenbasis. Der angestrebte Blick auf „Klosterfamilien“ und „Verbindungslinien zwischen den Inseln“ bleibt in diesen Beiträgen eher unscharf, jedenfalls macht der Band keine inselgeprägten, monastischen Korrelationen sichtbar.

In Friesland (Anne Diekjobst) wurden Klöster im Mittelalter – anders als offenbar erwartet – gerade nicht auf den Inseln angesiedelt, sondern in Randlagen des teilweise siedlungsfeindlichen Festlands. Eigentümlich erscheint auch die Aufnahme eines Beitrags zum Kloster Stuben an der Mosel (Hedwig Röckelein, mit 11 der 17 Farbtafeln

des Bands), das „*in insula*“ hieß, aber auf einer bequem zu erreichenden, viel besuchten Halbinsel lag und für dessen Nonnen „keine Selbstreflexionen über ihr Inseldasein auf uns gekommen“ sind – der Ortsname geht offenbar auf vorklösterliche Zeit zurück. Ob *insula* häufiger eine Halbinsel bezeichnete, bleibt zu prüfen.

Dem weiteren Ziel der Herausgeberin, nach einem Insel-Bewusstsein der Konvente und ihrer Bewohner zu fragen, das über die allgemeine topographische und toponymische Charakterisierung in Klostergründungserzählungen hinausgeht, haben sich die wenigsten Beiträge gewidmet. Hanna Nüllen zeigt an den von Beda beschriebenen englischen Inselklöstern, dass sie trotz ihrer durchaus betonten topographischen Isolation eng in politische und theologische Netzwerke eingebunden waren und dass Beda ihre Lage nicht für eine Charakterisierung als besonders asketisch oder weltfern nutzte.

Vielleicht wäre hier ein vergleichender Blick auf die antiken griechischen Emporien oder die venezianischen Inselstädte des Spätmittelalters hilfreich gewesen, die durch die bewusst gesuchte Insellage keineswegs eingeschränkt waren, sondern im Gegenteil höchste, lang andauernde Bedeutung gewannen – als wichtige Stützpunkte mediterraner Netzwerke und zugleich geschützt vor allzu enger Konfrontation mit den benachbarten, fremden Festlandbewohnern.

Recht irritierend ist es, ein dezidiert topographisch definiertes Thema ohne jede Kooperation mit den Nachbarwissenschaften zu behandeln und die durchaus dichten Beobachtungen von Archäologie, Baugeschichte und Naturwissenschaften zu Inseln und Inselklöstern völlig zu ignorieren (mit sehr positiver Ausnahme von H. Röcke, die allerdings ein Kloster untersucht, das gar nicht auf einer Insel liegt). Inseln unterscheiden sich wesentlich durch die Vorexistenz von Siedlungen und landwirtschaftlichen Nutzflächen sowie durch die Distanz und die Qualität der angrenzenden „Festlandbereiche“. Die Ansiedlung eines Klosters auf einer relativ kleinen Insel setzt fast regelhaft vielfältige Anstrengungen in Gang, notwendige Ressourcen zu mobilisieren: Dies beginnt mit dem Baumaterial und den Werkleuten, bleibt dauerhaft relevant für Anlieferung von Hausrat und Nahrungsmitteln, gelegentlich ist sogar die Trinkwasserversorgung prekär. Dies sind gesuchte Aspekte einer asketischen Existenz, die offenbar weniger in schriftlichen Äußerungen reflektiert wurden als das tägliche Leben und damit das „Insel-Bewusstsein“ geprägt haben dürften. Ein archäologischer Tagungsband zu Inseln, der sogar Beiträge zu Inselklöstern umfasst, ist erstaunlicherweise in keinem Beitrag zitiert worden (Inseln in der Archäologie. Vorgeschichte – Klassische Antike – Mittelalter/Neuzeit. Internationaler Kongress 10.–12. Juli 1998, Starnberg, München 2000). In jedem Fall wäre es naheliegend gewesen, die sehr unterschiedliche Erreichbarkeit der Inseln zu reflektieren, temporäre Inseln (wie den Mont-Saint-Michel, Noirmoutier oder die Reichenau) als solche zu verstehen und auch künstlich geschaffene Inseln als Phänomen in den Blick zu nehmen. Die in Inselklöstern wirkenden oder von dort stammenden mittelalterlichen Autoren hätten vermutlich ebenfalls einen Blick auf ihre „Insel-Identität“ verdient.

Das Thema erfordert zweifellos eine vertiefende Behandlung, aber dieser Band und seine Autor*innen lassen manche Chance ungenutzt.

Matthias Untermann, Heidelberg

Korpiola, Mia / Anu Lahtinen (Hrsg.), *Planning for Death. Wills and Death-Related Property Arrangements in Europe, 1200–1600* (Medieval Law and Its Practice, 23), Leiden / Boston 2018, Brill, X u. 287 S., € 110,00.

Der auf einer Tagung basierende Sammelband, herausgegeben von zwei finnischen Historikerinnen, befasst sich mit Testamenten und dem Umgang mit bevorstehenden Erbgängen. Der regionale Schwerpunkt liegt dabei auf Schweden, dem fünf der zehn Beiträge (der erste ist die Einleitung) gewidmet sind. Zwei setzen sich mit England auseinander, je einer mit Venedig, Tirol und Krakau.

Gegliedert sind die Beiträge in drei thematische Teile. Der erste Teil („Range of Legal Options and Their Use“, Kap. 2–4) behandelt die Bandbreite rechtlicher Möglichkeiten, derer sich die Erblasser bedienen konnten. Mia Korpiola und Elsa Trolle Önnersfors beleuchten zunächst, welche Strategien im spätmittelalterlichen Schweden angewandt wurden, um das Vermögen im Rahmen des Erbgangs zu verteilen. Dabei zeigt sich, dass im Gegensatz zum übrigen Europa in Schweden ein starkes Familienerbrecht galt, das Enterbungen und individuellen Erbbregelungen nur wenig Raum ließ. Erst in der Frühen Neuzeit war ein allgemeines Testierrecht anerkannt. Tunla Rantala behandelt das Verhältnis von Witwen und Klöstern im Rahmen der Todesfallregelungen. Seelenheilschenkungen anlässlich eines Klostereintritts von Witwen wurden zwar von diesen selbst besiegelt, doch durften zur Sicherheit für das Kloster auch die Siegel naher Verwandter nicht fehlen. Witwen waren also nicht völlig frei, über ihre Güter zu verfügen, lautet die Schlussfolgerung. Widerstreitende Interessen erbrechtlicher Natur in Tirol sind das Thema von Christian Hagen, Margareth Lanzinger und Janine Maegraith. In Tirol dominierte die Gütertrennung in der Ehe, was sich auch auf die Vererbung auswirkte. Immerhin schützten die Gerichte die Interessen der Witwe; erst im 18. Jahrhundert kamen andere Modelle in Gebrauch.

Den zweiten Teil, der sich mit Eigentumsstrategien und erbrechtlicher Praxis befasst („Wills, Property Strategies, and Testamentary Practice“, Kap. 5–7), eröffnet Anthony Musson mit seiner Abhandlung über die Testamente englischer Juristen ab dem späten 13. Jahrhundert. Nach Auswertung von ca. 150 Juristentestamenten stellt der Autor eine Veränderung religiöser Vorlieben fest, wobei die Juristen ein gewisses Misstrauen gegenüber den Erben spüren ließen und entsprechende Vorkehrungen trafen. Abschließend wirft Marko Lamberg einen Blick auf Ehegattentestamente in Stockholm. Diese wurden meist aus konkretem Anlass verfasst, meist bei Krankheit der Frau. Ökonomische Interessen standen hier gegenüber religiösen klar im Vordergrund.

Der dritte Teil schließlich bringt mit kirchlichen oder weltlichen Autoritäten eine weitere Interessengruppe ans Licht („Wills, Property, and Authority“, Kap. 8–9). Jakub Wymulek untersucht, wie in Krakau Testamente im Kampf um Einfluss instrumentalisiert wurden. Ende des 14. Jahrhunderts, in einer Zeit dynamischer ökonomischer Entwicklung, etablierten die kommunalen Autoritäten dort eine neue Sicht auf Testamente. Der Autor bezeichnet diese Art, mit Testamenten umzugehen, als neues „städtisches Testament“, das er vom sogenannten „kanonischen Testament“ abgrenzt und als Schritt in der Entwicklung hin zu einer „Kommunalisierung der Kirche“ sieht. Über den Prozess des Sterbens und das dazugehörige Testierrecht in England zwischen 1300 und 1640 schreibt Richard H. Helmholz, der wenig Sakralität in den letzten Stunden erkennen zu können glaubt und dem Kirchenrecht großes Entgegenkommen gegenüber den Testatoren attestiert, insbesondere was die Gültigkeit mündlicher Willensäußerungen angeht. Den Schluss bildet der Beitrag von Anu Lahtinen, in dem es um ein konkretes Testament, einen konkreten Erbgang geht. Es handelt sich um das Testament der in jungen Jahren verstorbenen Adligen Philippa Fleming (1578), die sich

mit einem ihrer Brüder zerstritten hatte und bemüht war, diesen zu enterben. Profitieren sollten die Tochter ihres anderen Bruders und der schwedische König, der nicht zuletzt damit als Verbündeter gewonnen werden sollte, was in Schweden im 16. Jahrhundert durchaus eine übliche Strategie war. Weitere Unterstützer waren die zahlreichen Zeugen, ohne die ein geordneter Erbgang kaum möglich war.

Der Sammelband mag zwar nur einen kleinen Ausschnitt Europas abdecken, mit einem klaren regionalen Schwerpunkt auf Schweden, doch sind die Beiträge inhaltlich gut aufeinander abgestimmt. Im Fokus stehen die Testamente und Erbgänge mit ihrem rechtlichen Fundament und ihrer Verbindung zur sozialen Wirklichkeit. Daran ausgerichtete Strategien der Erblasser und der planvolle Umgang mit letztwilligen Verfügungen bilden den roten Faden, der den Band zu einer Bereicherung für die Testamentenforschung macht.

Christian Vogel, Saarbrücken

Fouquet, Gerhard / Sven Rabeler (Hrsg.), Ökonomische Glaubensfragen. Strukturen und Praktiken jüdischen und christlichen Kleinkredits im Spätmittelalter (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Beihefte, 242), Stuttgart 2018, Steiner, 162 S., € 39,00.

Der vorliegende Band thematisiert Verbindungen zwischen Religion und Ökonomie anhand von Kreditpraktiken in spätmittelalterlichen Städten, vor allem in Basel (Gabriela Signori), Konstanz (Christian Hagen) und Frankfurt am Main (David Schnur) sowie in ausgewählten italienischen Finanz- und Handelsstädten (Tanja Skambraks). Abgerundet wird die Kollektion von einem Überblick aus der Feder Hans-Jörg Gilomens. Analysiert werden Praktiken, Strukturen, Netzwerke und – in ausgewählter Form – auch religiöse Wertungen von Kredit vor allem vom 13. bis zum 15. Jahrhundert. Insofern stellt das Buch durchaus so etwas wie einen „state of the art“ der (vorrangig im deutschen Sprachraum situierten) Forschung zum mittelalterlichen Kreditwesen dar, ohne jedoch (bis auf wenige Ausnahmen) breitere Debatten zu tangieren, etwa zur History of Capitalism, zu den Economics of Religion oder der zu Recht ein Schattendasein fristenden Scheindisziplin der New Economic Sociology of Religion, deren tiefergehende und weiterführende Rezeption sich das Kompendium dankenswerterweise versagt.

Die spätmittelalterliche Wirtschaft war gleichsam „vom Kredit durchdrungen“. Dieser alte Kuske'sche Satz wird in den Einzelbeträgen anschaulich und durchweg quellenge- bzw. in einigen Fällen auch quellenübersättigt durchexerziert. Darlehen, Borgkauf, Stundung, Wechsel (Hochfinanz), Konsumkredit – spätmittelalterliche Ökonomie war auf Kredit(e) gebaut. Religion und Kredit waren eng miteinander verbunden, vor allem da die mittelalterliche christliche Dogmatik die Zinsnahme oft verbot. Nun kommt es darauf an, was genau von der Kasuistik jeweils inkriminiert wurde, ob sich dies im Zeitverlauf änderte oder es gar geographische Variationen in der ökonomischen Praxis und kirchenrechtlichen Auslegung gab, wie sich das im rechtlichen Alltag bzw. im weltlichen Recht niederschlug, wie man Umgehungsstrategien entwickelte bzw. welche sozialen Gruppen oder Transaktionsformen überhaupt ausgenommen waren von der kanonischen Dogmatik. Hier belegen alle versammelten Beiträge eine rege Vielfalt, Flexibilität, Variabilität und Adaptabilität, welche uns davor warnen muss, „wirtschaftsfreundliche“ Regionen – etwa Italien, wo der Kapitalismus nach Auffassung vieler Historiker erfunden wurde – von eher rückständigen Gebieten zu unterscheiden. Ob in Konstanz, Basel oder Venedig: Zinsen – oder diejenigen Gebühren und Entschädigungen für entgangene Gewinne, welche die moderne Forschung oft unscharf als „Zinsen“ oder gar „Zinswucher“ fasst – waren ebenso wie

der Kredit ubiquitär. Jüdische Geldverleiher waren allgegenwärtig, doch insgesamt blieben Geldleihe und Kreditwesen vorrangig christliche Geschäfte. Allenfalls hinsichtlich der Laufzeit ergaben sich bisweilen durchaus Differenzen: Zinsen für Kredite wurden von jüdischen Gläubigern gemeinhin für Wochen, von christlichen dagegen für das Jahr gerechnet, wie Hagen in seinem Beitrag über das Kreditwesen in Konstanz anhand des Ammanngerichtsbuchs für 1423 feststellt. Fischer, Schneider, Fleischer und Uhrmacher gehörten dort zu den Hauptgruppen von Schuldnern bei jüdischen Gläubigern. Oft erfolgte bei großen Summen die Terminierung der Zinsen auf die Messen, was ganz klar die weite Verbreitung von kommerziellen Krediten bzw. Produktivkrediten belegt. Der Beitrag von Skambraks sticht heraus, da er neben der quellengesättigten Empirie zum Geschäftsmodell der jeweiligen Monti auch die Einordnung in weitere gesellschaftspolitische Diskurse, etwa das *bonum commune multitudinis* leistet. Monti di Pietà wurden im spätmittelalterlichen Italien oft als Konkurrenz zu den jüdischen Geldleihern gegründet. Die Initiative ging oft von den Kirchen (Franziskanerorden im Falle von Perugia) aus, die bei der Finanzierung (etwa aus Akzise) mit der jeweiligen Kommune bzw. dem Stadtrat zusammenarbeitete. Sie waren ausschlaggebend für die Entwicklung des mittelalterlichen Kapitalismus, der vor allem von der Kirche gefördert wurde. Vom Mittelalter also als „vorkapitalistischer Zeit“ zu sprechen, wie dies manchmal noch en vogue ist (vgl. etwa Howell, *Commerce before Capitalism*), geht sowohl an der Dynamik des Kapitalismus als auch der Realität des Mittelalters vorbei. Führende Kirchenleute wie Bernardino di Siena, Franziskaner, nebenbei verantwortlich für vielbeachtete Predigten und Traktate über Geld, Zinsnahme und die Preisgestaltung auf Märkten, wirkten im Hintergrund bei der Gründung der Monti mit. Juden, und dies ist einer der wichtigen Schlüsse, „galten als wichtige Funktionsträger“ (Skambraks) – heilsgeschichtlich wie auch praktisch-ökonomisch. Entscheidend war aber auch die jeweilige Rechtslage vor Ort, also der institutionelle Rahmen. Während des 15. Jahrhunderts (und auch früher) wurden Klein- und Kleinstkredite verschriftlicht, in Basel zum Beispiel, weil der Eintrag in die Verzichtbücher kostenlos war, sofern sich Schuldner und Kreditgeber einig waren (Signori). Diese Verschriftlichung war eine wichtige institutionelle Stellschraube der Verstetigung des Kredits („property rights“). Seit dem 14. Jahrhundert wirtschafteten und produzierten die Leute mit Geld, welches sie nicht hatten (Signori) – eine wichtige Grundlage des Kapitalismus. Gilomen liefert in seinem Schlussbeitrag viele Klärungen wichtiger Details. Verboten im Sinne der kirchlichen Wucherdoktrin war nur das zinstragende Darlehen; viele andere Formen des Kredits konnten ganz legal gebucht, ausgewiesen und durchgeführt werden. Ganz legitim war es, nach Ablauf der Darlehenszeit – ohne Zins wohlgemerkt – Straf- oder Entschädigungsgebühren zu fordern. Diese tauchen in der modernen Literatur oft als „Verzugszins“ auf, was nach Gilomen einen Anachronismus darstellt. Hier ging es um ganz legale Gebühren, die von den Akteuren billigend in Kauf genommen wurden, etwa *lucrum cessans* (gedachter Schaden), *damnum emergens* (tatsächlicher Schaden), *mora* (Zahlungsverzug), *poena conventionalis* (Vertragsstrafe), *periculum sortis* (Risiko) usw. Darüber hinaus waren in vielen Städten und Kommunen, etwa qua Konstanzer Ratsordnung von 1383, auch zinstragende Darlehen erlaubt. Man könnte sogar so weit gehen und der spätmittelalterlichen Kirchendoktrin eine erhebliche Flexibilität und Wirtschaftsfreundlichkeit zubilligen.

In Zukunft würde man sich eine stärkere Einordnung in größere historische Debatten im Fach wünschen, vor allem eine weitere Öffnung hin zur Dogmengeschichte, allen voran der ökonomischen Dogmengeschichte, aber auch der Kapitalismusgeschichte, in der die hier skizzierten Praktiken und Sachverhalte zentrale Relevanz genießen. Welche wechselseitigen Wirkungen gab es zwischen Theorie, der scholastischen Lehre

zu Markt, Preisen, Kredit usw. und der Handelspraxis bzw. alltäglichen Ökonomie? Welche Einflüsse hatte der kommerzielle Alltag auf die religiöse Sphäre (lediglich die umgekehrte Richtung wird in einigen Beiträgen hier und dort mittels des kirchlichen Wucherverbots angeschnitten). Dies würde uns weiter reichende Kenntnisse über die Dynamik des mittelalterlichen Kapitalismus vermitteln, dessen Grundlagen durch die hier versammelten Beiträge allerdings recht gut abgesteckt werden.

Philipp R. Rössner, Manchester

Schneidmüller, Bernd (Hrsg.), König Rudolf I. und der Aufstieg des Hauses Habsburg im Mittelalter, Darmstadt 2019, wbg Academic, XIV u. 512 S. / Abb., € 74,00.

Sozialer Aufstieg war (nicht nur) im Mittelalter eine langwierige Angelegenheit. Denn ob eine individuell errungene Statuserhöhung auf Dauer wirksam war, erwies sich erst in den folgenden Generationen. Die Beiträge im anzuzeigenden Sammelband, der auf ein Symposium in Speyer im April 2018 zurückgeht, umspannen daher einen Zeitraum von knapp drei Jahrhunderten und insgesamt neun Generationen und erlauben es so, den Aufstieg der Habsburger vom Grafengeschlecht zur Königs- und Kaiserdynastie eines seit dem 16. Jahrhundert weltumspannenden Reichs mit ihren Erfolgen und Niederlagen, realen Diskontinuitäten und retrospektiv-erinnernden Kontinuitätsbehauptungen differenziert nachzuvollziehen. Den Ausgangspunkt bildet die Königsherrschaft Rudolfs von Habsburg, der sein Amt auch zur Etablierung der Grafenfamilie im Kreis der Reichsfürsten nutzte. Zwei weitere Sektionen behandeln den Aufstieg der Habsburger zur Dynastie mit europäischem Horizont im 13. und 14. Jahrhundert sowie ihren Weg zur Weltmacht im 15. und 16. Jahrhundert. Einen zusätzlichen thematischen Schwerpunkt bildet das besondere Verhältnis der Habsburger zu Speyer und insbesondere zum Dom als Grablege König Rudolfs und dynastischem Memorialort.

Der einleitende Beitrag von B. Schneidmüller setzt den historiographiegeschichtlichen mit dem politisch-sozialen Wandel der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Beziehung. Die an die Stelle universalgeschichtlicher Deutung getretenen kleinen Formen der Geschichtsschreibung mit ihren Anekdoten, Fazetien und Exempla spiegeln die Pluralisierung der Lebenswelten wider, die nicht mehr von den Universalgewalten bestimmt wurden, sondern von einer Vielzahl von Akteuren, von Königen und Fürsten, Grafen und Herren, Städten und ihren Bürgern. Am Königshof fand dieser Wandel seinen Niederschlag in einer neuartigen Mischung hergebrachter und neuer Eliten, deren Integration unter anderem durch die Nutzung der umlaufenden Geschichten über den König gelang, in denen Rudolf von Habsburg auch als Vorbild für Ritter und Bürger inszeniert wurde. Inhaltlich daran anschließend postuliert M. Kaufhold drei Instrumente königlicher Politik, mit denen es dem Habsburger gelungen sei, nach dem Interregnum eine funktionsfähige und vergleichsweise wenig gewalttätige Regierungsform zu etablieren. Dazu zählen die gelungene Selbstbehauptung des gräflichen Aufsteigers, die Einbindung der Fürsten und die Verwendung moderner Kommunikationsstrategien, die Rudolf durch seine Nähe zum städtischen Milieu und insbesondere zu den dort ansässigen Franziskanern und Dominikanern kannte.

Innerhalb der Sektionen über den Aufstieg der Habsburger im Mittelalter lassen sich zwei Gruppen von Artikeln identifizieren, die methodische Gemeinsamkeiten und thematische Bezüge aufweisen. Die Aufsätze von M. Stercken (Oberrhein/Aargau), C. Lutter (Österreich), D. Speck (Vorderösterreich), J. Burkhardt (Ostmitteleuropa) und K. Oschema (Burgund) nähern sich ihrem Gegenstand über die Untersuchung von

Herrschaftsräumen und ihrer Konstruktion durch politisches Handeln, während A. Büttner, C. Lackner und H.-D. Heimann vornehmlich Phänomene der Herrschaftsrepräsentation bzw. die Arbeit am Image der Dynastie thematisieren. Insbesondere die Gruppe der vom Raum ausgehenden Beiträge zeichnet sich durch eine Kohärenz der Fragestellungen aus, die über die expliziten Verweise hinaus zu Vergleichen einlädt.

Der Blick auf die frühe Herrschaft der Habsburger in ihrer Herkunftsregion am Oberrhein und im Aargau zeigt, dass der Einsatz zeitgemäßer Formen der Herrschaftsstabilisierung nicht auf das Königtum Rudolfs von Habsburg beschränkt, sondern bereits Kennzeichen der gräflichen Herrschaft war. Dabei nutzten die Habsburger „Praktiken des Sichtbarmachens von Herrschaft“ (58) wie die räumliche Markierung durch Burgen, kleine Städte und Klöster ebenso wie schriftliche Formen wie die Beurkundung und Historiographie. Bei der Etablierung ihrer Herrschaft in den österreichischen Ländern knüpften die Habsburger an ihre babenbergischen Vorgänger an, setzten aber auch neue Akzente, etwa durch die gezielte Förderung der Mendikanten. Zudem setzten sie auf eine Verstetigung des gemeinsamen Handelns mit führenden Vertretern der regionalen Elite, die sich am Ende des Mittelalters in der großen politischen Bedeutung der Stände zeigt. Die wegen des Erwerbs der österreichischen Herzogtümer und weiterer Herrschaften als westliche Vorlande bezeichneten Besitzungen am Oberrhein und in der Innerschweiz wurden bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts keineswegs vernachlässigt. Vielmehr waren Vertreter der Dynastie in ihren Stammländern kontinuierlich vertreten.

J. Burkhardt zeichnet am Beispiel Österreichs, Böhmens und Ungarns überzeugend die kommunikative Konstruktion Ostmitteleuropas als politische Region im 15. Jahrhundert nach, die außenpolitisch ihren Ausdruck in den permanenten dynastischen Aushandlungsprozessen fand. Innerhalb der genannten Länder erlangten die Stände eine starke Stellung, deren Konsens und Teilhabe an der Herrschaft unerlässlich war. Auf starke Ständevertretungen trafen die Habsburger auch bei ihrem von K. Oschema untersuchten Weg in den Westen Europas. Konflikte mit den Ständen prägten daher auch Maximilians sogenanntes „burgundisches Erlebnis“ nachhaltig.

Die den Habsburgern nachgesagte Nutzung von Heiraten als politisches Instrument wird für die Eheschließungen des 13. und 14. Jahrhunderts explizit von J. Hörmann-Thurn und Taxis thematisiert, aber auch in zahlreichen weiteren Beiträgen reflektiert. Obgleich die Habsburger damit keinem Masterplan folgten, wurden Eheverabredungen durchaus strategisch eingesetzt, wobei schon den Zeitgenossen bewusst war, dass sie nicht zwangsläufig und schon gar nicht kurzfristig zum Erfolg führen mussten. Dem Aufstieg der Dynastie zur Weltmacht im 16. Jahrhundert und dessen Voraussetzungen in den Entwicklungen des 15. Jahrhunderts widmen sich M. Kintzinger, C. Märkl und H.-D. Heimann. Dabei erwies sich die 1452 von Friedrich III. erlangte Kaiserwürde für die dauerhafte Etablierung der Habsburger als herrschende Dynastie im Reich von entscheidender Bedeutung, ein Aspekt, der auch nach der Teilung in eine spanische und eine österreichische Linie weiterwirkte.

Die Bestattung König Rudolfs I. in Speyer kann zwar noch nicht als Ausdruck einer besonderen Beziehung der Habsburger zu dieser Stadt gewertet werden, doch bildete die einzige Erstbestattung des Leichnams seit der Salierzeit im Dom einen wichtigen Kristallisationspunkt für spätere, rekonstruktiv-erinnernde Bezugnahmen bis ins 19. Jahrhundert. Wie die wichtige Untersuchung von M. Müller eindrucksvoll zeigt, wurde das vermeintlich so lebensgetreue Bildnis Rudolfs durch erhebliche Eingriffe bei der Restaurierung durch Entlehnungen aus anderen Habsburger-Porträts so umge-

staltet, dass der Dargestellte typisch habsburgische Merkmale aufweist. Das Bildnis erweist sich somit als „Ergebnis von Fiktionen und Konstruktionen, was sowohl die materielle Substanz und künstlerische Form als auch das mit diesen verbundene historische Narrativ sowie die ursprüngliche Funktion des Bildwerks betrifft“ (213). Dieses Bewusstsein für den Konstruktcharakter und die Formbarkeit eines historischen Narrativs wie dem vom Aufstieg einer Dynastie macht den Band zu einer gewinnbringenden Lektüre und zu einer ausgezeichneten Grundlage für die Vorbereitung der vom Direktor des Historischen Museums der Pfalz in Speyer, A. Schubert, in seinem Artikel angekündigten großen Habsburger-Ausstellung.

Steffen Krieb, Mainz

Van Loo, Bart, Burgund. Das verschwundene Reich. Eine Geschichte von 1111 Jahren und einem Tag, aus dem Niederländischen übers. v. Andreas Ecke, München 2020, Beck, 656 S. / Abb., € 32,00.

Süffig geschrieben und opulent bebildert kommt Bart Van Loos Darstellung eines bekannten Gegenstands daher: Die Geschichte Burgunds, die in einer langen Linie von der Spätantike bis in die Neuzeit (und darüber hinaus) führt, gehört zu jenen Facetten des Mittelalters, die beinahe von sich aus zur Erzählung drängen. Der Akzent liegt dabei meist – wie auch hier – auf dem Jahrhundert der Valois, die von 1363 bis 1477 den Herzogstitel trugen (Philipp der Kühne, Johann Ohnefurcht, Philipp der Gute, Karl der Kühne). Durch vorteilhafte Ehen, geschickte wie brutale Machtpolitik und das konsequente Nutzen sich bietender Gelegenheiten konnten sie in kurzer Zeit einen weit ausgreifenden Territorialkomplex erwerben, der den Vergleich mit den benachbarten Königreichen nicht scheuen musste. Dass mit dem söhne-, aber nicht kinderlosen Schlachtentod Karls des Kühnen im Jahr 1477 dieser Komplex zwar zerbrach, zugleich aber über die Ehe der Erbtöchter Maria mit dem Habsburger Maximilian ein großer Teil der burgundischen Besitzungen an das Haus Österreich fiel, verschafft dem Ganzen große Dramatik – zumal vor dem Hintergrund der geradezu sprichwörtlichen „burgundischen Hofkultur“.

Anders als manche bereits vorliegende Überblicksdarstellung (in deutscher Sprache reicht die Reihe von Otto Cartellieri über Laetitia Boehm bis zu Harm von Seggern) versteht sich Van Loos Werk nicht als Beitrag zum genuin wissenschaftlichen Diskurs. Zwar belegt er seine Aussagen wiederholt mit Literatur- und Quellenverweisen, diese dienen aber mehr der Orientierung denn als wissenschaftlicher Apparat (so wird häufig auf Textanthologien oder veraltete Editionen verwiesen). Auch fällt eine gewisse Unwucht auf, da etwa Forschung in deutscher Sprache kaum einfließt: Von den zahlreichen Beiträgen Werner Paravicinis weist die Bibliographie nur die kurze biographische Skizze zu „Karl dem Kühnen“ von 1976 nach, die Arbeiten Heribert Müllers bleiben gänzlich unerwähnt (im Gegensatz zu Klaus Schelles populärer Biographie Karls des Kühnen von 1977). Wenn Van Loo dennoch in vielem den Stand der aktuellen Forschung wiedergibt, so verdankt sich das den Studien von Élodie Lecuppre-Desjardin, Jean-Marie Cauchies, Mario Damen, Bertrand Schnerb und anderen, die einen deutlich weiteren Blick aufweisen. Zugleich kann er die deutschsprachige Forschung an wichtige niederländische Publikationen erinnern, die häufig stärker rezipiert werden könnten.

Auf dieser Grundlage entwickelt Van Loo eine Darstellung, die quasi klassisch vom spätantiken Weg der Burgunder aus dem Gebiet des heutigen Polen erst an den Mittelrhein, dann in den Südosten des heutigen Frankreich und schließlich zur Entstehung eines Herrschaftsraums führt, der zwischen Frankreich und dem Reich von der Nordsee

bis an die Rhône reichte. Der Vorlauf zur Frühgeschichte dient als Basis für das „burgundische Jahrhundert“ von 1369 bis 1467, dem der mit etwa 350 Seiten ausführlichste Teil 2 gewidmet ist. Diesem folgt Teil 3 zum „verhängnisvollen Jahrzehnt“ von 1467 bis 1477, als welches die glänzende wie tragische Regierungszeit Karls des Kühnen beschrieben wird. Dankenswerterweise bricht der Verfasser hier nicht ab: Er schildert auch die Ehe Marias mit Maximilian (1477) sowie die habsburgisch-burgundische Entwicklung, mitsamt dem weiteren Ausgreifen auf die Iberische Halbinsel durch die Doppelhochzeit Philipps des Schönen und Margarethes von Österreich mit zwei Kindern der „Katholischen Könige“ im Jahr 1496. Ob man Karl V. wirklich gerecht wird, wenn man ihn als „letzten Burgunder“ (551–560) fasst, sei dahingestellt.

Insgesamt bietet der Verfasser eine mitreißend geschriebene und an sich wohl informierte Darstellung. Zugleich aber, und damit stellt sich vor allem die Gattungsfrage, fließen Verweise und Behauptungen mit ein, die sich aus den zeitgenössischen Quellen nicht entwickeln lassen: Wird etwa wiederholt die Unterrichtssituation zwischen Johann Ohnfurcht und seinem (historisch verbürgten) Schulmeister Boudewijn van der Nieppe evoziert, „an [dessen] Lippen“ er gehangen habe (87), so mag das plausibel klingen und den Text lebendig werden lassen. Belegen lässt sich aber natürlich kaum, dass „der Junge mit halb geschlossenen Augen“ zugehört habe (87). Was hier harmlos erscheint, wird bedeutender, wenn die Spannung zwischen Ludwig von Orléans und Johann unter anderem damit erklärt wird, dass Letzterer in der Galerie von Ludwigs Mätressen ein Porträt seiner eigenen Ehefrau Margarethe von Bayern gesehen habe (211). Die berühmte Ermordung Ludwigs am 23. November 1407 wird somit zur schlichten Rache eines eifersüchtigen Mannes. Tatsächlich aber ist nicht nur die Existenz der Bildergalerie fraglich, sondern die geschilderte Episode erscheint erst im Werk Brantômes im späten 16. Jahrhundert. Mit der Präsentation einer apokryphen Geschichte als historisches Faktum wird die Grenze vom Sachbuch zum historischen Roman überschritten und die Ebenen verschwimmen.

Dies erscheint insbesondere deswegen problematisch, weil Van Loo seinen Stoff dem Lesepublikum ganz dezidiert als Identifikationsangebot präsentiert: Das burgundische Jahrhundert sei letztlich prägend für die spätere Entwicklung Belgiens und der Niederlande zu eigenständigen politischen Gebilden geworden (567). Ohne längere Linien grundsätzlich negieren zu wollen, die ja auch schon von Henri Pirenne entwickelt worden sind, nötigen derlei Aktualitätsbehauptungen doch zu besonderer Sorgfalt. Wenn nämlich andernorts ganz nebenbei die Eroberung Konstantinopels 1453 „den Weg nach Europa [...] frei“ gemacht habe (376), wird die Darstellung nicht nur in der Sache irreführend (die Osmanen verfügten schon seit langem über Gebiete „in Europa“), sondern befördert auch unvorsichtig problematische Vorstellungen zu sensiblen Zusammenhängen von höchster Aktualität. Dass „wir“ uns schließlich „heute eher als Belgier, Niederländer oder Franzosen denn als Europäer[s] ähnen“, so dass „die Teile wichtiger als das Ganze“ blieben (371), verzerrt kurzschlussartig die Dinge und versucht, den historischen Ereignissen eine unzutreffende Autorität zuzuschreiben. Solche missverständlichen Verzeichnungen werden gerade in einem Buch problematisch, das auf ein breites Lesepublikum hoffen darf. Die Perspektive des Verfassers geben sie wohl auch nicht angemessen wieder, distanziert er sich doch ausdrücklich von den Versuchen belgischer Katholiken und Rechtsextremer in den 1930er Jahren, Burgund als Bezugsgröße zu aktivieren (567 f.). Kleinere historische Unsauberkeiten, wenn etwa der „Vatikan“ unzutreffend als Kurzformel für die päpstliche Kurie gebraucht wird (262) oder Georges de Saluces, der Bischof von Lausanne, als „Schweizer Bischof“ begegnet (425), treten angesichts solcher Befunde in den Hintergrund.

Die außerordentlich wohlwollenden Besprechungen, die das Buch in mehreren deutschen Tageszeitungen erhalten hat, wird man daher ein wenig relativieren müssen: Tatsächlich legt Van Loo ein kenntnisreiches und süffig erzähltes Buch vor, das einem breiten Publikum einen faszinierenden Gegenstand des Mittelalters näherbringen kann und das auch (von kleineren Tippfehlern und einzelnen hölzernen Begriffen abgesehen) sehr gut übersetzt ist. Aber gerade die nur scheinbare „Sicherheit“ der Darstellung erscheint stellenweise problematisch und nötigt zur Zurückhaltung im Urteil. Letztlich lädt sie nachdrücklich dazu ein, über das Maß und die Grenzen der Popularisierung von Geschichte weiter sorgfältig nachzudenken – jenseits schicker, aber irreführender 1111-Jahre-Formeln (16).

Klaus Oschema, Bochum

Smith, Thomas W. / Helen Killick (Hrsg.), *Petitions and Strategies of Persuasion in the Middle Ages. The English Crown and the Church, c.1200–c.1550*, Woodbridge / Rochester 2018, York Medieval Press, XIII u. 220 S. / Abb., £ 60,00.

Viel hat die englische Mediävistik W. Mark Ormrod zu verdanken. Ohne die wegweisenden Forschungen und grundlegenden Projekte des kürzlich verstorbenen Professors der University of York wäre wohl auch der hier anzuzeigende Sammelband von Thomas W. Smith und Helen Killick nicht entstanden. Denn Grundlage der seit etwas mehr als einem Jahrzehnt anhaltenden intensiven Erforschung spätmittelalterlicher Suppliken im englischen Königreich ist im Wesentlichen das durch Ormrod 2003 initiierte und vier Jahre später abgeschlossene Projekt zur Tiefenerschließung, Digitalisierung und Onlineveröffentlichung der in den britischen Nationalarchiven überlieferten Petitionen an die Krone (Kew, The National Archives, SC 8). Insofern bleibt das Gedächtnis dieses für die Erforschung der englischen Geschichte so wichtigen Mediävisten in kommenden Publikationen zum Supplikationswesen in England bewahrt.

Dem Herausgeber und der Herausgeberin geht es nach mehreren Sammelbänden zum Themenkomplex der Suppliken im spätmittelalterlichen England in ihrem Band im Wesentlichen um die Sprache und die Taktik der Petenten. In zehn Beiträgen sollen sowohl argumentative als auch rechtliche Strategien untersucht werden, um dadurch Rückschlüsse auf den Entstehungsprozess der Petitionen und die hinter den Texten stehenden Personen ziehen zu können. Dies gelingt nicht allen Beiträgen in gleicher Weise, was kein Vorwurf an die Autor*innen sein soll, sondern vielmehr zeigt, wie schwierig es ist, hinter die stark formalisierte Sprache und den relativ starren Verfahrensablauf zu blicken. Den zeitlichen Rahmen des Bandes bildet das späte Mittelalter vom 13. bis zum 16. Jahrhundert, wobei sich die allermeisten Beiträge im 13. und 14. Jahrhundert bewegen. Dabei sind Königtum und Kirche ihr thematischer Kontext.

Nach einer prägnanten Einleitung von Smith und Killick untersucht Gwilym Dodd den Einzug des Englischen als Petitionssprache im 15. Jahrhundert. Die Schilderungen wurden durch den Einsatz der Volkssprache lebhafter und lebensnaher. Gleichzeitig konnten englischsprachige Petitionen vom allzu strengen Formular abweichen, was mit dem vormals vorherrschenden Französisch nicht möglich war. Für das 14. Jahrhundert kommt Helen Lacey bei der Analyse des Petitionsverfahrens im Kontext königlicher Gnadenweise zu dem Schluss, dass der Erfolg der Bittsteller durchaus von ihrem persönlichen Auftreten im Parlament oder vor dem königlichen Hof und bei Weitem nicht allein von der schriftlichen Bitte abhängig war. Bevor der Petent jedoch Zugang zum engeren Zirkel des Königs erhielt, musste entweder ein kostspieliger professioneller Schreiber engagiert oder ein vermögender Förderer gefunden werden, der die Supplikation finanziell unterstützte.

Die linguistische und diplomatisch-paläographische Auswertung der Petitionen an den König durch Helen Killick demonstriert, dass ein großer Teil der Schreiber im 14. Jahrhundert in der königlichen Verwaltung in Westminster tätig war. Ab dem 15. Jahrhundert griff man in stärkerem Maße auch auf Schreiber aus dem lokalen Umfeld der Petenten zurück. Indirekt auf die Ausführungen Killicks aufbauend kann Anthony Musson zeigen, dass die Schreiber der Petitionen für ihre Argumentation häufig auf Dokumente aus dem Archiv des Königs oder des Petenten zurückgriffen, um den erhofften Erfolg durch das Beibringen „harter Fakten“ zu erzielen. Oftmals genügte allerdings weder das Engagement eines Experten noch das Hinzuziehen einschlägiger Dokumente. Denn anhand der Petitionen an das Gericht des Bischofs von Durham macht Matthew Phillips deutlich, dass die rechtlichen Strategien untrennbar mit der aktuellen politischen Situation verwoben waren. Der argumentative Aufbau der Supplik musste demnach an die zeitgenössischen Gegebenheiten angepasst werden, um den gewünschten Erfolg zu haben.

Die aktuelle politische Situation spielte auch während des angloschottischen Kriegs in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine wichtige Rolle, entfaltete doch die bisherige Petitionstaktik schottischer Klöster nicht mehr die gewünschte Wirkung. Deswegen verfolgten die Petenten die Strategie, ihre Anliegen mit „englischen“ Aspekten, wie den für England erlittenen materiellen Verlusten, dem alten Herkommen, der Wahrung englischer Friedensverträge oder der Verehrung englischer Heiliger, zu verknüpfen. Laut Shelagh Sneddon führte dies zu höheren Erfolgsaussichten auf Seiten der schottischen Klöster.

Konfliktreiche Episoden werden auch im Beitrag Philippa M. Hoskins untersucht. Insbesondere die Besetzung von Kirchenbesitz durch weltliche Personen steht im Fokus ihrer Analyse. Die geistlichen Supplikanten nutzten eine bestimmte Form des Writs (*de vi laica amovenda*), um die besitzrechtlichen Streitigkeiten für sich zu entscheiden. Die Auseinandersetzungen und deren Lösung zeigen zum einen, dass es weniger um kirchliche als um besitzrechtliche Fragen ging, und zum anderen, dass das Weltliche zunehmend in die geistliche Sphäre eindrang.

Die Bedeutung des Supplikationswesens an der Pönitentiarie belegt der Beitrag Thomas W. Smith'. Der Autor weist vor allem auf die mit der päpstlichen Institution verbundenen Probleme hin, allen voran den aufgrund der großen Entfernung generell recht langsamen Prozess. Trotz der augenscheinlichen Zentralität des päpstlichen Supplikationsprozesses gab es lokale Prüfungsinstanzen, welche die in Rom ausgestellten Dispense oder Lizenzen vor der Übergabe mit den örtlich vorgefundenen Gegebenheiten abglich. Ebenfalls mit der Pönitentiarie befasst sich der Beitrag von Kirsi Salonen. Sie untersucht die Rechtfertigungsstrategien von Klerikern im Zusammenhang mit Kapitalverbrechen am Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Zumeist scheinen die Petenten professionelle, im kanonischen Recht firmen Schreiber genutzt zu haben, welche die zum Erfolg führenden Formulierungen kannten. Die gewählten Narrative mussten allerdings weitgehend der Wahrheit entsprechen, da es lokal zu Überprüfungen kommen konnte. Ein gutes Rechtsverständnis half nicht allein bei den päpstlichen Suppliken, sondern auch bei Ehescheidungsfällen vor dem Yorker Gericht. Die entsprechenden Petitionen demonstrieren nach Frederik Pedersen den vielschichtigen Umgang mit Recht und Prozessordnungen, entweder durch exzellente Rechtskenntnisse, durch den gezielten Einsatz von Zeugen oder durch das geschickte Manövrieren zwischen diversen Gerichten. Juristische Unkenntnis konnte stellenweise mittels einer guten narrativen Strategie durch die Beteiligten kompensiert werden und so ebenfalls zum Ziel führen.

Insgesamt kann festgehalten werden, dass die zehn Beiträge des Sammelbandes die bestehende, durchaus reichhaltige Forschung zum Supplikationswesen im spätmittelalterlichen England fortführen. Sie zeigen, dass es sich lohnt, den Fokus auf die Strategien und die Sprache der Petitionen zu richten, eröffnet dieser doch – bei allen durch die Quellengattung vorgegebenen Einschränkungen – den Blick auf die hinter den Bittschriften stehenden Petenten. Der Reichtum der englischen Überlieferung bietet jedenfalls noch viel Material für zukünftige Untersuchungen. Wünschenswert wären dabei beispielsweise die Einbeziehung der vorhandenen Ergebnisse aus der Frühneuzeitforschung wie auch Vergleiche zu anderen Regionen Europas. Nicht zuletzt dank des vorliegenden Bandes sind die Weichen dafür gestellt.

Stefan G. Holz, Heidelberg / Stuttgart

Salih, Sarah, Imagining the Pagan in Late Medieval England, Cambridge 2019, D. S. Brewer, XIII u. 207 S. / Abb., £ 60,00.

Die Autorin, Senior Lecturer im English Department am Londoner King's College und bisher vor allem durch Publikationen im Bereich der Geschlechter- und Sexualitätsgeschichte hervorgetreten, hat sich mit der Untersuchung der Vorstellungen von Heiden in der spätmittelalterlichen englischen Literatur keine leichte Aufgabe gestellt. Welche Vorstellungen sich mit Heidentum im Mittelalter verbanden, ist zwar schon mehrfach aufgearbeitet worden, diese Forschungen werden hier aber kaum rezipiert, zumal das umfangreiche Literaturverzeichnis keinen einzigen nichtenglischsprachigen Titel aufweist. Für das spätmittelalterliche England hingegen hat eine gründliche Untersuchung bislang gefehlt. Quellengrundlage bilden die Texte einiger Autoren des (verlängerten) 15. Jahrhunderts (John Lydgate, John Capgrave, Osbern Bokenham of Clare, John Metham, Reginald Pecock, die englische Version von „Mandeville's Travels“ und weitere Texte), theoretische Grundlage die – hier ohne gewaltsame Anpassung kaum greifende – „post-colonial theory“ und der „New Materialism“ (zum Verhältnis von Mensch und Objekt).

Das Buch bietet auch keine leichte Lektüre. Schon die lange, durchaus tiefgründige Einleitung macht es den Lesern nicht leicht, wenn gleich am Anfang (2) konstatiert wird: „This is a study of something that did not exist.“ „This study, then, is a pseudo-history of paganism.“ (31) Moderne Übertragungen („kind of science fiction“, 4) deuten an, dass hier kein wirkliches Verständnis für die mittelalterlichen Vorstellungen zu erwarten ist. Dass es im mittelalterlichen England keine Heiden mehr gab, macht diese allerdings noch nicht zu einem „Phantasieprodukt“ (3), dem all das zugeschrieben wurde, was Christen nicht waren. Gewiss war Heidentum für das Mittelalter kein geschlossenes „belief system“, deshalb aber nicht einfach ein „abjecting label for the practices of others“ (16). Schon die Einleitung beruht von vornherein auf (modernen) Prämissen, die im Hinblick auf das späte Mittelalter kritisch hinterfragt werden müssten. Stattdessen werden oft mittelalterlich-christliche Aussagen mit modernen Deutungen vermischt.

Obwohl es ausschließlich um die Wahrnehmung des 15. Jahrhunderts geht, sind die Kapitel chronologisch gegliedert. Damit nimmt sich die Autorin allerdings die Möglichkeit, das ‚geschlossene‘ Heidenbild einzelner Autoren aufzuarbeiten. Das zeigt sich schon im ersten, vor allem auf Lydgates „Troy Book“ gestützten Kapitel („Building Cities, Making Idols“), wenn bei der Darstellung von Troja das dortige Heidentum oft gar nicht als solches expliziert wird und tatsächlich hinter einen identifizierenden Rückgriff auf eine ferne Vergangenheit zurücktritt. Um eine „resurrection“ der trojanischen Vergangenheit (so 42) ging es dabei allerdings nie. Im Abschnitt über „Idol

Theory“ widerlegt Salih selbst ihre materialistische Deutung (Idole als geschaffene Objekte) mit der augustinisch-mittelalterlichen Deutung der Idole als Dämonen. Weitere Abschnitte behandeln die – traditionell sehr unterschiedlichen – ‚historischen‘ Anfänge des Heidentums und die teils tierischen, oft mit sexuellen Anspielungen bedachten Körper der Idole. In dieser ersten Phase, so das Fazit, überlebten die Idole, obwohl Troja unterging. Man darf zweifeln, ob das wirklich die Botschaft ist, die Lydgate mit seinem Werk vermitteln wollte.

Kapitel 2 („Encounters: The City Converted, the Fallen Idols“) betrachtet die Phase der Christianisierung in der (volkssprachigen) Hagiographie. Die dabei gemachten ‚Entdeckungen‘ (Heiden sind unfähig zu herrschen, „literal-minded“ und grausam) gehören allerdings zu den längst üblichen Zuschreibungen seitens der Christen, während eine Kennzeichnung als nichtinstitutioneller, persönlicher Glaube sehr diskutabel wäre. Auch dass das Heidentum mit Christi Geburt „gefallen“ sei, ist eine heilsgeschichtliche Metapher für das damit einsetzende „Zeitalter der Gnade“, und entsprechend ist auch das Zitat von John Mirk (108) zu verstehen: „Cryst was boren to destrue such mawmentrie.“

Wie aber, so fragt Kapitel 3 („The Present: Traces, Recurrences, Survivals“), werden die heidnischen Überreste in die christliche Gegenwart eingegliedert? Die Vergangenheit werde historisiert, habe aber Spuren hinterlassen. „Virtual pagans“ – das literaturgeschichtlich sicher am meisten beachtete Motiv – erscheinen in ihren Tugenden praktisch christianisiert, was (mit der Überschrift) allerdings einem umgekehrten „Feeling like Pagans“ ebenso wenig entspricht wie die These, dass der Fall der Heiden das Bewusstsein einer „world of loss“ hinterlassen habe. Tatsächlich geht es fast durchweg um die „überlebenden Kunstwerke“, die gewiss aus einer heidnischen Vergangenheit stammen, doch wird gar nicht hinterfragt, ob sie überhaupt noch als heidnisch empfunden wurden; die beigefügten Zitate lassen daran jedenfalls zweifeln. Vielmehr wäre zu fragen, ob christliche Urteile darüber nicht bereits die Anfänge der Renaissance andeuten.

Im langen Abschnitt über Idololatrie und Bilderdebatte wird eine Parallelität zwischen beiden Phänomenen betont, obwohl dann richtig festgestellt wird, dass die Autoren selbst sehr bewusst zwischen Götzenverehrung und „devotion“ unterschieden und damit eine Ähnlichkeit strikt bestritten. Allerdings muss auch hier ergänzt werden, dass diese Frage nicht erst im späten Mittelalter akut, sondern die ganze Zeit über – recht ähnlich – diskutiert wurde. Der griechische Ikonoklasmus ebenso wie jüdische Vorwürfe der Kreuzesanbetung waren hier ‚Auslöser‘. Ebenso irreführend ist es vom mittelalterlichen Verständnis her, Idole als Kennzeichen der Häresie (im spätmittelalterlichen England vor allem der Lollarden) anzusehen. Häretiker wurden zwar vielfach mit Heiden verglichen und damit diffamiert, aber nicht zu Heiden gemacht.

Ein interessanter Fall sind „Mandeville’s Travels“, weil sie – wenngleich fiktiv – nun wirkliche Heiden, aber in fremden Ländern beschreiben. Dabei mag es durchaus zutreffen, dass die Heiden hier, allerdings keineswegs durchweg, nicht mehr als naive Götzenanbeter fungieren, sondern sogar in Zwiegespräche treten (wie im Übrigen schon längst vorher etwa in Peter Abaelards Dialogen oder bei Gilbert Crispin). Damit kommen sie jedoch nicht den Christen nahe, wie die Autorin meint. Wie man in den Berichten über diese Heiden eine Kritik an christlichen Glaubenspraktiken erkennen kann, bleibt mir schleierhaft.

Das kurze Schlusskapitel bietet kein Ergebnis, sondern endet mit phantasievollen Überlegungen und mit der Erkenntnis, dass die gestellte Frage die mittelalterlichen Autoren zu „Kollegen“ bei der Erforschung der Vergangenheit mache: „We inhabit

medieval structures just as they inhabited those of the pagans.“ Das endet in einem Plädoyer für „creative anachronism“ (174). (Dazu passt, dass jeder Ansatz zur Quellenkritik in der Arbeit fehlt.) „Imagining the pagan“ wird zur „science fiction“ der Zukunft. Gründlicher kann man die mittelalterlichen Vorstellungen vom Heidentum kaum missverstehen. So dankenswert die literaturwissenschaftliche Behandlung eines vernachlässigten Themas auch ist und so anregend die modernen Interpretationen auch sein mögen, einen ernstzunehmenden Erkenntniswert über die mittelalterliche Vorstellungswelt sucht man in diesem Buch vergeblich.

Hans-Werner Goetz, Hamburg

Burchard, Bernadette, Kirchenschatz und Schicksal im Mittelalter. Zum Verhältnis von Materialität, Schatzimaginationen und -praktiken am Beispiel des Kathedralschatzes von Münster (Westfalen in der Vormoderne, 32), Münster 2019, Aschendorff, 287 S. / Abb., € 46,00.

Die anzuzeigende Publikation ist aus einer 2016 an der Universität Düsseldorf verteidigten Dissertation erwachsen und untersucht den Münsteraner Domschatz in kulturhistorischer Perspektive, wie sie in jüngerer Zeit in Einzelbeispielen wiederholt vorgeführt worden ist. Ihre Verfasserin versteht die kulturelle Bedeutung der untersuchten Objekte als Zuschreibungen, die sie aus den konkreten historischen Kontexten gewinnen möchte. Daraus zieht sie den Schluss, dass „sich im Kirchenschatz als historisch gewachsenem Ensemble letztendlich die Identität und das Selbstverständnis seiner Institution und Gemeinde sowie deren wechselvolle Geschichte widerspiegelt“.

Mit diesem umfassenden Anspruch nimmt die Verfasserin den Begriff, die Materialität, die Geschichte, die Objekte, die historischen Kontexte sowie die schriftliche Überlieferung des Kathedralschatzes ins Visier ihrer Untersuchung. Nach der Einleitung, in der Forschungsstand und methodische Selbstpositionierung verhandelt werden, wählt sie hierfür drei unterschiedliche Zugänge, mit denen sie sich ihrem Gegenstand nähert. Im ersten Kapitel analysiert sie die Materialität der Schatzobjekte und reflektiert zugleich das ambivalente Verhältnis des mittelalterlichen Christentums zu materiellem Reichtum. Im zweiten Kapitel untersucht sie die Entstehung des Schatzensembles im Kontext der Münsteraner Bistumsgeschichte, der Baugeschichte der Kathedrale sowie der Sakraltopographie des Kirchenraums; dabei werden auch die überschaubare Zahl schriftlicher Quellen mit einem direkten Bezug zum Schatz und die ca. 60 mittelalterlichen Objekte eingeführt. Das dritte, umfassendste Kapitel schließlich beleuchtet die Objekte im Detail und rekonstruiert dabei ihre Bedeutung.

Insgesamt trägt die Arbeit als sorgfältige Einzelstudie eines ausgewählten Schatzensembles dazu bei, das Verständnis dessen, was mittelalterliche Schätze eigentlich waren und wie sie funktionierten, breiter und anhand konkreter historischer Kontexte abzustützen. Indem sie künstlerische, religiöse, wirtschaftliche, politische und imaginative Kontexte beleuchtet, entsteht ein Deutungsraum, der dem Gegenstand angemessen ist. Das ist auch deswegen begrüßenswert, weil das Interesse an mittelalterlichen (Sakral-)Schätzen zwar ungebrochen ist, wir aber gleichzeitig über zahlreiche Aspekte weiterhin im Ungewissen sind. Weshalb sind diese Objekte bis heute oder vielleicht sogar gerade heute so geheimnisvoll und anziehend? Weshalb sprechen sie ein breites (Museums-)Publikum an, das doch mit der sakralen Bedeutung dieser Artefakte kaum mehr etwas anzufangen weiß?

Die Herangehensweise folgt einem Verständnis mittelalterlicher Schätze und Schatzkunst als vielfältig aufgeladene Objekte von Bedeutungszuschreibungen und

-verschiebungen. Entsprechend nähern sich die drei Kapitel ihrem Gegenstand mit unterschiedlichen systematischen Fragen (Materialität, Liturgie, Kunst), aus deren Verortung im spezifischen historischen Kontext die Deutungsmatrix für das untersuchte Schatzensemble entsteht.

Dabei arbeitet die Verfasserin im ersten Kapitel etwa die Vielfalt von in Schätzen verarbeiteten Materialien schön heraus und reflektiert, wie sehr bereits Materialität Bedeutung zu generieren vermochte. Dabei bleibt die Lesart weitgehend der „Münsteraner“ Tradition Friedrich Ohlys und Christel Meiers verpflichtet. Obwohl damit ein wichtiger Zugang benannt ist, hätte es sich angesichts der seit geraumer Zeit etablierten Perspektiven der Beziehungs- und Verflechtungsgeschichte gelohnt, die Herkunft ausgewählter Materialien für die Stiftung von Bedeutung noch stärker zu reflektieren. Was hieß es für die Wahrnehmung eines Schatzobjekts des 13. Jahrhunderts, dass etwa Bestandteile aus Bergkristall aus Ägypten oder einem Fatimidenschatz nach Westfalen gelangt waren und die zeitgenössischen Beobachter das – wenn auch nicht im Detail – wussten? Es ist keineswegs einfach, auf solche Fragen Antworten zu finden, man würde sich aber gerade von Einzelstudien wie der vorliegenden wünschen, dass sie zumindest gestellt würden.

Die Rekonstruktion des historischen, kultischen und architektonischen Kontextes im zweiten Kapitel ist durchaus überzeugend, weil die Objekte und das Ensemble ihre Bedeutung ja tatsächlich hier entfaltet haben, was wiederum eine wesentliche Voraussetzung für ihre Überlieferung bis heute darstellt. Die Arbeit leistet in diesem Bereich denn auch einen wichtigen Beitrag, indem sie sorgfältig die Sakraltopographie der Kathedrale und ihrer Patrozinien in enge Verbindung mit den Objekten bringt. Zudem macht sie im Anhang die frühneuzeitlichen Verzeichnisse und Inventare zugänglich, die für den Wahrnehmungswandel von Schatzobjekten und -ensemble einen zentralen Quellenbestand darstellen.

Das dritte Kapitel schließlich behandelt die „mittelalterlichen“ Schatzobjekte, von denen neun auf die Zeit vor 1300 datiert werden, während der weitaus größte Teil des Bestands aus dem 14. Jahrhundert stammt. Dieser chronologischen Bestimmung folgt denn auch die Analyse. Das ist konventionell, was zunächst einmal noch keine Wertung miteinschließt. Die Frage, die es jedoch zu stellen gilt, lautet: Dient es auch dem Anliegen, den Objekten „ihren Sitz im Leben“ zurückzugeben (109), wie die Verfasserin es formuliert? Die jüngere Forschung zu Ding- und Objektgeschichte hat uns nämlich gelehrt, dass die Entstehungszeit von Objekten selbstverständlich von hoher Wichtigkeit bleibt, aber dass Objekte zum Teil wirkmächtige „Nachleben“ entwickelten und diese gleichermaßen von Interesse sein können. Seit vermehrt die Rede von Dingbiografien ist, lassen sich auch Schatzobjekte verstärkt in einer diachronen Perspektive und damit im Prozess von Wahrnehmungswandel und Bedeutungsverschiebungen genauer analysieren. Diese Anregungen greift die vorliegende Arbeit bedauerlicherweise nur sehr bedingt auf.

Insgesamt stellt die Arbeit ein wichtiges Puzzleteil zum besseren Verständnis der Geschichte mittelalterlicher Sakralschätze dar, indem sie exemplarisch den Münsteraner Kathedralschatz untersucht und im Kontext der Entstehung und Nutzung seiner mittelalterlichen Bestände sorgfältig darstellt. Den eigenen Anspruch, den Schatz als „Spiegel der Identität der Münsteraner Bischofskirche und ihrer wechselvollen Geschichte im Mittelalter“ zu analysieren, vermag die Verfasserin hingegen nicht umfassend einzulösen. Hierzu hätte es aus meiner Sicht einer sorgfältigeren konzeptionellen Herangehensweise bedurft, die es erlaubt hätte, Materialität, Imagination und

Praktiken nicht nur parallel zu behandeln, sondern in ihrem Zusammenwirken zu fassen.

Lucas Burkart, Basel

Foerster, Anne, Die Witwe des Königs. Zu Vorstellung, Anspruch und Performanz im englischen und deutschen Hochmittelalter (Mittelalter-Forschung, 57), Ostfildern 2018, Thorbecke, 352 S. / Abb., € 49,00.

Fürstinnen und Herrscherinnen stellen gegenwärtig ein populäres Forschungsthema dar, dem auch der vorliegende Band, der auf die Dissertation der Autorin zurückgeht, gewidmet ist. Allerdings beschäftigt sich das Gros der bisherigen Studien mit dem „aktiven“ Leben der Herrscherinnen, also ihrem Wirken an der Seite ihrer Gemahle oder in deren Vertretung bzw. auch der Regierung nach eigenem Recht. Insofern schließt Anne Foerster eine wichtige Lücke, denn den Herrscherwitwen wurde bis dato kaum eine gesonderte Untersuchung gewidmet. Die Arbeit setzt sich zum Ziel, am Beispiel der Herrscherwitwen des Heiligen Römischen Reiches und Englands vom 10. bis ins 13. Jahrhundert vergleichend „die Substanz des Königinntums zu erforschen“ (12). Mit anderen Worten sollen die Möglichkeiten und Grenzen, unter bzw. in denen eine Herrscherin auch nach dem Tod des Gemahls ihren reginalen Status beibehalten konnte, untersucht werden. Als Quellengrundlage dienen Chroniken und die Urkunden sowie Siegel der Herrscherinnen. Die Kontrastierung von erzählenden und urkundlichen Quellen ist methodisch gut gewählt und inhaltlich wichtig, da so die tendenziellen und gefärbten Urteile der Chronisten nicht ohne Korrektiv bleiben. Die Studie gliedert sich in sechs Teile. Auf die Einführung (Kap. I, 11–42) sowie eine umfassende und systematische Definition dessen, was eine Herrscherin ausmacht (Kap. II, 43–75), folgen die drei Hauptteile der Untersuchung, deren Ergebnisse am Ende jedes Kapitels zusammengefasst werden. Untersucht werden dabei sowohl bekannte Protagonistinnen wie die später heiliggesprochene Kunigunde oder Mathilde (die Gemahlin Heinrichs V.) als auch weniger bekannte Damen wie Margarethe von Babenberg (Gemahlin Heinrichs [VII.]) oder Sancha von der Provence (Gemahlin Richards von Cornwall).

Der erste Teil (Kap. III, 77–145) diskutiert die Zuschreibungen von Rollen, geschlechtsbezogenen Charakteristika und Titeln in der Chronistik. Dabei nimmt die Verfasserin nicht nur den Text, sondern auch die Illustrationen der analysierten Quellen in den Blick. In den Texten wurden vielfältige Rollenerwartungen an die ehemaligen Herrscherinnen herangetragen. Einen zentralen Punkt stellte die Bewertung der Sexualität dar. In moralischer Hinsicht wurden an eine Witwe ähnliche Erwartungen gestellt wie an eine Nonne. Allerdings gingen die Autoren bei der Aufnahme der Witwen in ihre Werke uneinheitlich vor. Möglicherweise, so hebt die Verfasserin hervor, könnte das Verhalten der Damen eine Rolle dabei gespielt haben, ob ihr reginaler Status in den Texten festgehalten oder ausgelassen wurde. Der zweite Teil (Kap. IV, 147–211) thematisiert die Art und Weise, wie sich der Status der Witwen in diplomatischen Quellen, also Urkunden, Siegeln und Briefen, widerspiegelte. Damit betritt die Autorin ein neues Forschungsfeld, das noch wichtige Ergebnisse erbringen dürfte. Aus diplomatischer Perspektive kommt die Diskussion um den Stellenwert der *intitulationes* als Selbst- oder Fremdaussagen (einleitend bereits 22–24) etwas zu kurz. Ab dem 13. Jahrhundert habe sich die Situation im Heiligen Römischen Reich grundlegend gewandelt. Im Gegensatz zu den beiden vorangegangenen Jahrhunderten sei die Ehe mit dem Herrscher für die Nutzung des Titels ausschlaggebend gewesen und nicht länger die feierliche Erhebung zur Königin. Nach dem Tod des Gemahls sei somit auch der Status erloschen, der aber für die ehemaligen Herrscherinnen dennoch von

Wert gewesen sei. Demgegenüber behielten die englischen Königinnen ihren reginalen Titel, wenngleich sich hier die adeligen Titel, über die einige von ihnen auch verfügten, als weniger konstant erwiesen. Im folgenden, dritten Teil (Kap. V, 213–280) stehen die reginalen Betätigungsfelder im Mittelpunkt. Als theoretische Grundlage dient hier Pierre Bourdieu. Konkreter gesagt werden ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital (das heißt Ausstattung mit Dotalgütern/Wittum, Beziehungen und Kenntnisse der Verhaltensweisen) sowie soziale Magie als notwendige Ressourcen bzw. Handlungsgrundlagen diskutiert. Durch den Einsatz in für typisch errichteten Handlungsfeldern konnten die ehemaligen Herrscherinnen ihren Status festigen. Ergänzt wird das Kapitel um einen Exkurs über die Nachwirkungen der sozialen Magie, die sich in den Grablegen manifestieren. Abschließend zieht die Autorin ein Resümee (Kap. VI, 281–290), in dem sie noch einmal die andersartige Qualität der Lebensführung als Witwe im Vergleich zu dem vorangegangenen Lebensabschnitt als Gemahlin des Herrschers unterstreicht. Sie fordert daher eine differenzierte Beachtung der Biographie einer Königin je nach Lebensabschnitt bzw. Rolle (im Sinne der Verbindung zum König), um eine bessere Vergleichbarkeit zu erzielen.

In diesem breiten Panorama wird der Vergleich zwischen dem Heiligen Römischen Reich und England systematisch herausgearbeitet. Gleichwohl stellt sich an manchen Stellen die Frage, ob einzelne Fälle nicht hätten stärker diskutiert werden müssen. So hätten etwa die Problematik der rivalisierenden Königsherrschaft im Heiligen Römischen Reich im 13. Jahrhundert sowie deren Auswirkungen auf den Status der Witwen noch stärker in den Vordergrund gerückt werden können. Insgesamt ist der Text sorgfältig redigiert, als Leser stolpert man aber über einige Tippfehler und unpassende Formulierungen, wie etwa die Aussage, dass „im römisch-deutschen Reich [...] bereits merowingische Königinnen an der diplomatischen Praxis beteiligt“ gewesen seien (27). Des Weiteren vermisst man einige einschlägige Titel in der Bibliographie, doch diese Lücken fallen nicht weiter ins Gewicht. Eine wichtige und notwendige Unterstützung für den Leser wäre hingegen eine Übersicht über die behandelten Herrscherinnen und ihre biographischen Kenndaten gewesen (wie etwa in Attila Zsoldos' Monographie über die arpadischen Königinnen), da einige von ihnen in Nachschlagewerken nach wie vor unzureichend verzeichnet sind. Ungeachtet der geäußerten Kritikpunkte kann die vorliegende Arbeit aber als gelungen bezeichnet werden.

Sebastian Roebert, Leipzig

Holste-Massoth, Anuschka, Ludwig II. Pfalzgraf bei Rhein und Herzog von Bayern. Felder fürstlichen Handelns im 13. Jahrhundert (Rank, 6), Ostfildern 2019, Thorbecke, 349 S., € 39,00.

Die Erinnerung an Herzog Ludwig II. von Bayern wird durch die Hinrichtung seiner ersten Gattin überschattet, während er doch ein bedeutender Landes- und Reichspolitiker war. Als erster Wittelsbacher bemühte er sich nach der Landesteilung von 1255 besonders um den Ausbau der Rheinpfalz. Anuschka Holste-Massoth erarbeitet in ihrer Heidelberger Dissertation die erste Biographie dieses Reichsfürsten seit 1857 (Johann Söttl). Allerdings geschieht dies nicht in Form einer chronologisch aufgebauten ‚klassischen‘ Lebensgeschichte, sondern in Form eines diachronen Zugriffs auf als Felder fürstlichen Handelns definierte Bereiche. In der reflektierten Einleitung stellt Holste-Massoth nicht nur die Quellen- und Forschungslage vor, sondern begründet auch überzeugend ihr methodisches Vorgehen, das auch für weitere biographische Studien anregend sein sollte.

In einem ersten Abschnitt stellt sie „Bilder von Ludwig“ vor, wobei sie ihn immer sowohl als Herzog von Oberbayern wie auch als Pfalzgraf bei Rhein würdigt. Im Anschluss an einen biographischen Abriss untersucht sie seine Eigenbezeichnungen und seine Rezeption in der Historiographie, die sich auf seine Rolle im Krieg, die Hinrichtung Marias von Brabant, seine Funktion als Königsmacher und Helfer Konradins von Staufen sowie Rudolfs von Habsburg konzentriert.

Im Kapitel „Konnnubium“ untersucht die Autorin Ludwigs drei Eheschließungen, den Heiratskreis seiner Kinder und der übrigen Familienangehörigen sowie die Problematik der Witwenversorgung und Hausordnung. Im Anschluss wendet sie sich Formen der Herrschaft in seinen Fürstentümern zu, wobei Eliten und Herrschaftsorganisation, Räume und Orte – etwa die bevorzugten Aufenthalts- oder Residenzorte –, geistliche Institutionen und Herrschaftsinstrumente vorgestellt werden. Der Landeshistoriker freut sich hier besonders über den detaillierten Vergleich von Bayern und der Pfalz, der in diesen Bereichen wichtige Erkenntnisse erbringt.

Nach diesem sozusagen ‚innenpolitischen‘ Schwerpunkt geht Holste-Massoth zum Verhältnis Ludwigs zu anderen Mächten und Fürsten über: der Rheinische Bund (1254–1265), die Schiedsverfahren mit den Erzbischöfen von Mainz und Köln, das Verhältnis zu seinem Bruder Herzog Heinrich XIII. von Niederbayern und zu König Přemysl Ottokar II. von Böhmen. Ein zentrales Kapitel der Arbeit untersucht die Rolle Ludwigs bei den Königswahlen seiner Zeit: die Doppelwahl 1256/57, die Stellung Konradins, die Kandidatur Ludwigs selbst und die Wahl Rudolfs von Habsburg 1273 sowie die Beanspruchung des Ladungsrechts zur Königswahl 1291. Aus bayerischer Sicht besonders wichtig ist die eingehende Untersuchung des Problems der bayerischen Kurstimme, für das ein überzeugender Lösungsvorschlag diskutiert wird. Während des Interregnums bildete sich das Siebener-Gremium der Kurfürsten ohne feste Zuordnung. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts schien es noch denkbar, dass Bayern und Rheinpfalz an der Königswahl teilnahmen. 1273 führte Ludwig die Stimme für die Pfalz und – wohl gemeinsam mit seinem abwesenden Bruder – für Bayern. Über diesen Fall hinaus konnten sie aber keine dauerhafte Anerkennung zweier Kurstimmen von König Rudolf erhalten. Mit der kurzzeitigen Kandidatur Ludwigs 1273 waren die Wittelsbacher aber prinzipiell königsfähig geworden, so dass 1314 die Wahl des Sohnes des Pfalzgrafen, Ludwigs des Bayern, weit weniger überraschend war als häufig angenommen.

Knapper gerät der Abschnitt über die Funktionen Pfalzgraf Ludwigs als Stellvertreter, Richter und Vormund für den König, der auf der Auswertung von Rechtsquellen basiert. Hier wird der Griff Ludwigs nach dem Reichsvikariat beleuchtet, für den seine Vormundschaft über den Staufer Konradin und die Verbindung zu König Rudolf entscheidend waren. Auf der Cadolzburg (bitte mit „C“) bei Fürth belehnte Ludwig II. 1267 die Tochter des Nürnberger Burggrafen Friedrich III., Maria, mit den Reichslehen ihres Vaters. Dabei handelte er *vacante imperii* und beanspruchte, im Namen des Reichs aus der Würde seines Amtes (*iure dignitatis officii nostri*) Reichslehen zu vergeben.

Holste-Massoth beendet jedes der von ihr behandelten Themenfelder mit einem instruktiven Fazit und fasst am Ende in einem knappen Schlusskapitel nochmals die Ergebnisse ihrer Arbeit zusammen, mit der sie Möglichkeiten und Grenzen fürstlichen Handelns im 13. Jahrhundert aufzeigt. Zu Recht betont sie, dass Ludwig II. für die Stellung, die er einnahm, besonders geeignet ist, da er als Herzog von Bayern und Pfalzgraf bei Rhein in zwei zentrale Großräume des Reiches eingebunden war. Holste-Massoth erarbeitet also weit mehr als die Lebensgeschichte eines Reichsfürsten: Sie

entwickelt das Modell einer reichsfürstlichen Biographie und zeigt die Möglichkeiten fürstlichen Wirkens auf. Der vorbildlichen Studie gelingt es, die Felder reichsfürstlichen Handelns beispielhaft auszuarbeiten und gleichzeitig die Bedeutung Ludwigs II. zu beleuchten, indem sie aufzeigt, wie er seine Handlungsspielräume zu erkennen und zu nutzen wusste. Die Arbeit schließt mit einem umfassenden Quellen- und Literaturverzeichnis, das den Nachweis der ausgewerteten ungedruckten Bestände in Heidelberg, Karlsruhe, München und Wien enthält. Ein Orts- und Personenregister erschließt dieses herausragende Beispiel vergleichender Landesgeschichte.

Dieter J. Weiß, München

Abel, Christina, Kommunale Bündnisse im Patrimonium Petri des 13. Jahrhunderts (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, 139), Berlin / Boston 2019, de Gruyter, X u. 587 S. / Abb., € 129,95.

Kommunale Bündnisse in der Geschichte Italiens verbindet die Forschung ebenso wie populäre Darstellungen zumeist mit dessen nördlichen Regionen, insbesondere selbstverständlich mit der Lombardei und den dortigen überregionalen Verbindungen im Konflikt mit den Staufern während des 12. und der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Der Polyzentrismus des hoch- und spätmittelalterlichen Oberitaliens sowie die Konfliktlinien zwischen den dort konkurrierenden urbanen Akteuren haben nicht zuletzt in der im Sprachgebrauch des Faches fest etablierten Formel des „Schachbrettmusters“ ihren einprägsamen Niederschlag gefunden. Als Gegenentwurf hierzu werden die herrschaftlich stärker geschlossenen Regionen im Süden angeführt, in denen die Kommunen sich durch den (scheinbar) zentraleren Zugriff der Herrschaft von Seiten der Könige von Sizilien bzw. Neapel und auch der Päpste nicht ansatzweise in ähnlicher Form hätten entfalten können.

Mit ihrer auf das 13. Jahrhundert konzentrierten Berliner Dissertation, die von Matthias Thumser betreut wurde, kann Christina Abel dieses Bild nun zumindest für das Patrimonium Petri in erheblichem Maße revidieren. Unter konsequenter Auswertung der Quellen geht die Verfasserin dabei nämlich einem Phänomen nach, dessen bloße Existenz das genannte Deutungskonstrukt der geteilten herrschaftlichen Grundgestalt Italiens eigentlich bereits in sich zusammenstürzen lässt: Es geht ihr um die kommunalen Bündnisse im päpstlichen Herrschaftsbereich bzw. in Regionen, die zumindest unter diesbezüglichen päpstlichen Ansprüchen standen, sowie deren jeweilige Ausformung und Einordnung. Dass Abel für ihren Untersuchungszeitraum mit Konzentration auf die Mark Ancona und den Dukat Spoleto allein 115 (!) solcher Bündnisse nachweisen und deren Bedeutung für die dortige politische Struktur durch einen entsprechenden Niederschlag in den Quellen dokumentieren kann, spricht nämlich in dieser Hinsicht schon für sich.

In einem umfangreichen Einleitungsteil (1–49) beleuchtet die Verfasserin den Forschungsstand und die Quellenlage, charakterisiert den Untersuchungsgegenstand und definiert ihre zentrale Fragestellung sowie ihre Vorgehensweise. Ihre weiteren Vorüberlegungen widmen sich dabei auch einem vor allem durch die deutsche Forschung geprägten Aspekt, nämlich den Versuchen, Bund und Bündnis auch mit Blick auf den Vertragscharakter zu definieren und gegeneinander abzugrenzen (36–41). Bereits hier bringt Abel schon einige abschließende Ergebnisse der noch folgenden Untersuchungsschritte ein. Dies gilt etwa für die Zielsetzung der Zusammenschlüsse im Patrimonium Petri, die sich mit „Friede und Recht im Inneren, gemeinsame Verteidigung nach außen“ (40) nicht wesentlich von jener der großen Bünde unterschied, wobei die kommunalen Verbindungen des Kirchenstaates freilich in einem begrenzteren regio-

nalen Rahmen agierten. An dieser Stelle begegnet aber auch – gleichsam nebenbei – ein bedeutsamer Hinweis, welcher für die mit der Geschichte der Städtebünde jenseits rein rechtshistorischer Schwerpunktsetzungen beschäftigten Forscher zwar wenig überraschend, dennoch aber vielsagend ist (40): „Die verfassungsrechtliche Unterteilung in Einungen, Bünde und Bündnisse, die in der deutschsprachigen Literatur diskutiert wird, ist in der italienischen Forschung unbekannt, und es ist fraglich, ob sie auch auf die Gegebenheiten der italienischen Halbinsel übertragbar ist.“ Provokant hätte man hier weiter fragen können, inwiefern derartig kategorische Abgrenzungsversuche und die Konstruktion von Idealtypen angesichts der fließenden Übergänge zwischen den Erscheinungsformen auch nördlich der Alpen mit Blick auf die Organisation, innere Ausgestaltung und Politik zwischenstädtischer Verbindungen tatsächlich weiterführend sind.

Es folgt ein erster Hauptteil, der „Praxis und Schriftlichkeit“ im Rahmen der Bünde in Umbrien und der Mark Ancona untersucht (53–229). Unter systematischer Auswertung ihrer für den Untersuchungsraum im Vergleich zum nordalpinen Reichsgebiet in beneidenswerter Dichte überlieferten Quellen kann die Verfasserin etwa den Weg der Akteure zum Bündnisvertrag nachzeichnen, die begegnende Terminologie darlegen und sich der Aufbewahrung von Verträgen sowie der Nachweisbarkeit von Versuchen, die schriftlich fixierten Vereinbarungen umzusetzen, widmen. Die dabei zu Tage geförderten Erkenntnisse bis in die Details der Aushandlungsvorgänge sind an sich bereits von herausragender Bedeutung. Diese Bewertung kann in gleicher Weise für die im zweiten Hauptteil in den Mittelpunkt der Untersuchung gerückte Bündnispolitik von Perugia als dem bedeutsamsten urbanen Akteur im Untersuchungsraum gelten (233–365). Fallbeispiele bieten ganz wesentliche Erkenntnisse zu den Grundlinien der Außenpolitik dieser Stadt: Konsolidierung des Contados auf der einen und Wahrung der eigenen Interessen in den regionalen Konstellationen wie auch in überregionalen Zusammenhängen auf der anderen Seite, so beispielsweise innerhalb der staufisch-päpstlichen Gegensätze oder im allgemeinen Verhältnis zu den Päpsten bis ins frühe 14. Jahrhundert.

Teilweise in Anknüpfung an bereits im Einleitungsteil dargelegte Erkenntnisse folgt eine detaillierte Zusammenfassung und Einordnung der Befunde (367–382), wobei auch ein englischsprachiges Summary (383–385) beigegeben ist. Abgeschlossen wird die Arbeit durch einen umfangreichen und bedeutsamen Anhang mit Quellen, Karten und Tabellen (389–534). Besonders die Aufstellung der Quellen zu den mehr als 100 nachgewiesenen städtischen Zusammenschlüssen und deren zentraler Inhalte dokumentiert nochmals deutlich, welchen hohen Aufwand die Verfasserin bei der Abfassung ihrer Arbeit betrieben hat. Dies belegen auch die Verzeichnisse der unedierten und edierten Quellen sowie der Literatur (537–572). Das Personen- (573–579) und das Ortsregister (580–587) erleichtern die Orientierung innerhalb der vielfältigen Schwerpunkte des Werks und den Zugriff darauf.

Christina Abel ist eine hervorragende und für die Untersuchung städtischer Bünde wichtige Arbeit gelungen. Auch wenn sich die Verfasserin – angesichts der Fülle ihres Materials notwendigerweise – auf ihren engeren Untersuchungsraum hat konzentrieren müssen und nur manchen vergleichenden Blick auf die weiter nördlich gelegenen politischen Landschaften Italiens und auch das nordalpine Reichsgebiet hat werfen können, bieten sich nun auch bezüglich der nordalpinen Städtebünde zahlreiche Verbindungen und Anknüpfungspunkte für die zukünftige Forschung. Dies gilt beispielsweise auch für Abels Einschätzung der päpstlichen Politik gegenüber den städtischen Zusammenschlüssen, die keineswegs auf eine einheitliche Politik des Verbots oder der Erlaubnis zu reduzieren ist, sondern bei der es sich nach Abel

„mehrerlich um situationsgebundene und oft reaktive Einzelentscheidungen“ (46) handelte. Dies deckt sich in bemerkenswerter Weise mit den Erkenntnissen von Teilen der jüngeren Forschung zu der Politik von Königen und Kaisern im nordalpinen Reichsgebiet, deren Haltung zu solchen Bünden je nach eigenen Interessen zwischen Duldung, Förderung und Ablehnung variierte. Sowohl die Kaiser als auch die Päpste waren in diesen Belangen also wohl vor allem eines: pragmatisch. Es bleibt somit zu hoffen, dass diese gelungene Studie einen großen Leserkreis im Fach und darüber hinaus finden wird.

Christian Jörg, Stuttgart

Noethlichs, Sarah, Wenn Zahlen erzählen. Ludwig von Anjou und seine Rechnungsbücher von 1370 bis 1379 (Beihefte der Francia, 86), Ostfildern 2018, Thorbecke, 318 S., € 45,00.

„Wenn Zahlen erzählen“ bildet die überarbeitete Fassung der Dissertation von Sarah Noethlichs, die 2016 an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen vorgelegt wurde und 2018 in der Reihe „Beihefte der Francia“ erschienen ist. Mit der Aufnahme in die Reihe des Deutschen Historischen Instituts Paris konnte ein Projekt abgeschlossen werden, das 2005 mit einem Forschungsstipendium in Paris begonnen hatte – mit dem Ziel, die vier Rechnungsbücher Herzog Ludwigs I. von Anjou (1339–1384) aus den Jahren 1375 bis 1379 (AN KK 242) im französischen Nationalarchiv zu erschließen, die im Zentrum der Arbeit stehen.

Die Arbeit umfasst 318 Seiten, davon 227 Seiten Text und fast 60 Seiten Anhang, der zentrale Auswertungsergebnisse der Rechnungsbücher präsentiert. Noethlichs hat den Hauptteil in fünf Punkte gegliedert: Nach einem biographischen Abriss über Herzog Ludwig I. von Anjou folgt die Vorstellung und Einordnung der buchhalterischen Praktiken sowie eine Beschreibung und kurze Darstellung des Aufbaus jedes einzelnen Rechnungsbuchs. Ausführlich werden dann die registrierten Einnahmen und Ausgaben dargestellt und analysiert. Schließlich nimmt Noethlichs einen Vergleich der Rechnungsbücher mit einem Rechnungsbuch aus dem Languedoc vor, wo Ludwig 1370/71 königlicher Statthalter (*lieutenant*) war.

Der biographische Abriss zu Ludwig von Anjou gibt nicht nur eine Einführung in den historischen Kontext, sondern stellt die historische Person neu in den Zusammenhang der Forschung. Bis heute ist Ludwig keine Monographie gewidmet worden, und es bedarf des Blicks in die maßgeblichen Königsbiographien Karls V. und Karls VI. von Françoise Autrand, um sich zu orientieren. Noethlichs bietet demgegenüber die Grundlagen für eine weitere vertiefte Beschäftigung, da sie in die ungedruckten (Rechnungsbücher, Inventare, Briefe, Anweisungen und Urkunden) und gedruckten Quellen (unterteilt in „narrative“ und „administrative“ Quellen) einführt, welche Ludwig von Anjou betreffen, und in einem umfangreichen Literaturverzeichnis die maßgebliche französisch-, italienisch- und englischsprachige Forschungsliteratur erfasst. Die Autorin hat Rechnungsbücher (1375–1379) erschlossen und ausgewertet, die als Quellengattung häufig vernachlässigt werden. Dank der soliden Materialerhebung und Analyse Noethlichs' sowie des umfangreichen Anhangs, für den jede*r Leser*in sehr dankbar sein wird, ist es möglich, die Einnahmen und Ausgaben, die Zahlungszeiträume und Ausgabearten anhand eines Verzeichnisses aller eingekauften Stoffe, Teppiche, Schmuckstücke und Devotionalien und deren Händler bis ins Detail zu erfassen. Zwei Tabellen zu den Geschenken für die Herzogin und den Ausgaben für den Aufenthalt in Toulouse als Generalleutnant schließen den Anhang ab.

Bei der Lektüre der Arbeit entsteht allerdings der Eindruck, dass die Autorin ihr Vorhaben nicht vollständig abschließen konnte. Hierfür spricht ein großes Ungleichgewicht zwischen den Teilen des Hauptteils. Mit hundert Textseiten dominiert der Abschnitt zu den Rechnungsbüchern, wohingegen die Auswertung der Einnahmen und der Vergleich der Rechnungsbücher mit dem Rechnungsbuch aus dem Languedoc lediglich knapp zehn bzw. zwei Seiten umfassen. Demgegenüber scheint alles bereit, um die fehlende Biographie Ludwigs von Anjou zu präsentieren, für die „eine geeignete Basis zur Verfügung“ gestellt werde (11). So bleibt von der Biographie nur die Frage der Autorin nach den „menschlichen Zügen“ des Herzogs übrig, welche sich „hinter den Zahlen“ der Rechnungsbücher zeigen (225). Diese Frage findet sich im Titel der Arbeit („Wenn Zahlen erzählen“) und auch im Klappentext auf dem Schutzumschlag wieder und weist einen interessanten Zeitbezug auf, der aus Sicht des Lesers sehr gut in die Einleitung gepasst hätte: Welche Rückschlüsse können aus persönlichen Daten auf das Leben einer Person gezogen werden? Die Frage öffnet den Raum für Reflexionen über die Determiniertheit des Konsums durch individuelle Eigenschaften (psychologischer Wert), die Umwelt (soziologischer Wert) oder das Angebot (ökonomischer Wert). In verschiedenen Kontexten hätten diese Perspektiven vertieft werden können, um Rückschlüsse auf Praktiken und Normen zu ziehen. An erster Stelle steht hier die Stellung Ludwigs von Anjou in der politischen Gesellschaft des Königsreichs und sein Verhältnis zur eigenen Familie (225 f.). Eng damit verbunden ist das Pariser Umfeld als zweiter Kontext, in dem die Königsfamilie interagierte und Rivalitäten austrug (224 f.). Drittens hätte sich der gesamteuropäische Rahmen angeboten, den die Autorin anführt (225).

Schließlich ist zu fragen, ob der praktische Nutzen der in den Transkriptionen sichtbaren Leistung der Autorin größer gewesen wäre, wenn der Inhalt der Rechnungsbücher nicht in die Fußnoten verbannt, sondern am Ende zusammenhängend dargestellt worden wäre. So treten die Rechnungsbücher als eigenständige Dokumente (siehe Umschlagabbildung) in den Hintergrund. Eine zusammenhängende Darstellung des Inhalts der Rechnungsbücher hätte es auch erlaubt, den Abschnitt zu den Marginalspalten (60–62) noch stärker an aktuelle Fragen zu der Art und Weise anzulehnen, wie pragmatisches Schriftgut hergestellt, gebraucht und archiviert wurde.

Insgesamt ist die gewissenhafte und solide Materialerhebung der Autorin hervorzuheben, welche auf ihre fachhistorischen und sprachlichen Kompetenzen verweist. Ferner hat Noethlichs wertvolle Perspektiven auf den in der Forschung bislang nur nachrangig betrachteten Herzog Ludwig I., auf die Geschichte des Konsums und die Wahrnehmung von Individualität eröffnet, die in Zukunft sicherlich weiterverfolgt werden.

Nils Bock, Münster

Jaser, Christian / Harald Müller / Thomas Woelki (Hrsg.), Eleganz und Performanz. Von Rednern, Humanisten und Konzilsvätern. Johannes Helmrath zum 65. Geburtstag, Wien / Köln / Weimar 2018, Böhlau, 471 S. / Abb., € 55,00.

Zu den wichtigsten Erforschern des 15. Jahrhunderts gehört ohne Zweifel der lange an der Humboldt-Universität zu Berlin lehrende Johannes Helmrath, dem seine Schülerinnen und Schüler, Weggefährtinnen und Weggefährten die vorliegende Festschrift gewidmet haben. Die vier Sektionen des Sammelbandes entsprechen den Forschungsinteressen des Jubilars, welche die Herausgeber in der Einleitung kurz skizzieren. Der erste Abschnitt behandelt „Geschichte und Geschichtsschreibung“, wobei das Thema relativ breit aufgefasst und von Berliner Kolleginnen und Kollegen Helmraths diskutiert wird. Fragen des Stiftungswesens in universalgeschichtlicher

Perspektive verfolgt Michael Borgolte. Danach konzentrieren sich die Aufsätze stärker auf Europa – ein Thema, mit dem sich der Jubilar im Zusammenhang mit der Redekultur des 15. Jahrhunderts in grundlegender Weise befasst hat. Heinz Schilling widmet sich der „Innenperspektive“ und setzt bei den diskursiven und politischen Entwicklungen des frühen 16. Jahrhunderts an. Der Beitrag ergänzt sich produktiv mit dem von Gert Melville, der die „Außenperspektive“ einnimmt und nach der Wahrnehmung der Europäer bei indigenen Völkern Südamerikas im selben Zeitraum fragt. Den Bezug zur Antike, der für Helmuths Forschungen und Projekte stets eine große Rolle spielt, stellt Barbara Schlieben her, die dem klassischen Motiv des „Regenwunders“ in der spanischen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts nachgeht. Aloys Winterling untersucht die Bedeutung soziologischer „Evolutionstheorien“ für die Erforschung der griechisch-römischen Antike.

Im folgenden Abschnitt zu „Kirchen- und Konzilsgeschichte“, zu deren Erforschung Johannes Helmuth durch seine 1987 erschienene Dissertation über das Basler Konzil entscheidend beigetragen hat, weitet sich der Kreis der Beitragenden: Heribert Müller behandelt die Rolle der Plectrudis, der Gemahlin Pippins des Mittleren, für das Stift St. Maria im Kapitol zu Köln. Anhand von Ockhams „Dialogus“ geht Jürgen Miethke der interessanten Frage nach, ob kirchliche Einheit nicht auch bei einer Mehrzahl von Päpsten möglich sei. Ob sich Humor und Kirchenrecht vertragen, erörtert Kerstin Hitzbleck, die dafür gut gewählte Beispiele des Spätmittelalters heranzieht, vor allem aus dem Werk des wenig bekannten Kanonisten Hila Regnier. Thomas Woelki befasst sich mit dem Konzil von Basel und wirft ein neues Licht auf einige prominente Condottieri (Niccolò Fortebraccio, Francesco Sforza), welche die Kirchenversammlung nutzten, um angeblich in deren Auftrag die Territorien des Papstes anzugreifen. Eine wenig bekannte Trostschrift, die Heinrich Kalteisen für Papst Eugen IV. verfasste, erörtert Thomas Prügl und präsentiert dabei neue Erkenntnisse über die kirchenpolitische Position dieses Basler Konzilsteilnehmers. Einem weiteren (ehemaligen) Konzilsteilnehmer wendet sich Matthias Thumser zu, nämlich Enea Silvio Piccolomini, zu dessen berühmtem Brieftraktat „Germania“ er anregende Überlegungen präsentiert: Demnach war der Text eine Reaktion auf die Frankfurter „Avisamenta“ des Jahres 1457 und nicht des Jahres 1456, wie bisher vermutet wurde; Piccolomini hat ihn außerdem im Hinblick auf ein absehbares Konklave verfasst, aus dem er schließlich als Papst Pius II. hervorging.

Die dritte Sektion der Festschrift widmet sich „Reichstagen und Oratorik“, also einem Themenfeld, das der Jubilar durch seine Habilitationsschrift, die unter anderem zur Grundlage für den in jeder Hinsicht gewichtigen Band der „Reichstagsakten“ zum Frankfurter Tag von 1454 wurde, maßgeblich geprägt hat. Gabriele Annas macht auf neue Quellenfunde zur Frankfurter Versammlung von 1454 aufmerksam, während Malte Prietzel auf der Basis von Briefen städtischer Gesandter strukturelle Fragen für den Regensburger Tag von 1471 erörtert. Die Oratorik kommt im Beitrag von Jörg Feuchter zu ihrem Recht, der grundlegende Probleme der Überlieferung und Deutung politischer Reden anhand von Ansprachen behandelt, die im Zusammenhang mit dem Eheprozess König Heinrichs VIII. von England gehalten wurden. Abgerundet wird die Sektion durch Überlegungen Peter Macks zur intrikatsten Semantik von „Tradition“ und ihrem Bezug zur Rhetorik.

Die letzte Sektion des Bandes befasst sich mit „Humanismus und Renaissance“, einem Forschungsfeld, das Helmuths Anstrengungen ebenfalls entscheidende Impulse verdankt. Patrick Baker leuchtet hier zunächst die Hintergründe von Leonardo Brunis Übersetzung von Xenophons „Hiero“ aus. Christian Jaser erörtert dann in einem anregenden Essay kompetitive Figuren beim Kampf zwischen den besten Literaten,

Malern und Rennpferden des Quattrocento und um sie. Die teils (erwartbar) panegyrische, teils (überraschend) ironische Tendenz in Enea Silvio Piccolominis „Commentarius in libros de dictis et factis Alphonsi regis“ zeigt Raphael Stepken auf und kündigt erfreulicherweise eine größere Untersuchung zu diesem wenig beachteten Werk an, die verspricht, eine echte Forschungslücke zu füllen. Mit universitären Hierarchien und dem erstaunlich geringen Stellenwert von Kleidung als Distinktionsmerkmal befasst sich Marika Bacsóka. Gelegenheitsgedichte des Juristen Raoul Bollart stellt Thomas Haye vor und macht damit auf die wichtige Rolle aufmerksam, die Rechtsgelehrte für das literarische Leben im Paris des 16. Jahrhunderts spielten. Bee Yun geht der Antikenrezeption bei Machiavelli nach, bevor Harald Müller die Gewohnheit der Humanisten analysiert, ihre Familiennamen möglichst gelungen ins Lateinische oder Griechische zu übertragen. Dabei wird auch der Name des Jubilars (unter anderem als „Cassideconsiliarius“) versuchsweise latinisiert, womit der gelungene Band, der essayistische Überlegungen mit zukunftsweisender Grundlagenforschung kombiniert, humanistisch-humorvoll ausklingt.

Georg Strack, Marburg

Klymenko, Iryna, Semantiken des Wandels. Zur Konstruktion von Veränderbarkeit in der Moderne (Histoire, 160), Bielefeld 2019, transcript, 257 S. / € 34,99.

Ausgangspunkt der hier zu besprechenden Dissertation ist der in der Forschung schon vielfach artikulierte Zweifel an der These Reinhart Kosellecks, die Verzeitlichung in Geschichtsschreibung und Sozialtheorie sei ein Phänomen des 18. Jahrhunderts. Klymenko will dies präzisieren, indem sie Texte von Thomas von Aquin bis Immanuel Kant darauf hin untersucht, wie sich in ihnen das Verhältnis von Wandel und Stabilität darstellt.

Dieser Untersuchung vorgeschaltet ist eine umfängliche Methodendiskussion, in der unter Einbezug von Foucault und gelegentlichen Hinweisen auf Bourdieu hauptsächlich die Konzepte der historischen Semantik Luhmanns und der Begriffsgeschichte Kosellecks miteinander ins Benehmen gesetzt werden. Klymenko will dezidiert keine Begriffsgeschichte schreiben, sondern eine konstruktivistisch angelegte ideengeschichtliche Untersuchung, die Semantiken des Wandels auf gesellschaftliche Strukturmuster und deren Veränderung bezieht. Die These ist dann, dass mit den Semantiken des Wandels auf den Stabilisierungsbedarf reagiert wird, der sich aus dem seit dem Mittelalter laufenden Prozess der Ausdifferenzierung funktionaler Strukturmuster in der Gesellschaft ergibt. Semantiken des Wandels dienen der Reduktion der dadurch aufgebauten Komplexität.

Klymenko konzentriert sich – das ist nicht immer von Vorteil – bei den ausgewählten Autoren jeweils weitgehend auf einen einzigen Text. Bei Thomas von Aquin beschäftigt sie sich mit „Von der Wahrheit“ und arbeitet heraus, dass der Autor das Verhältnis fortgesetzten Wandels irdischer Verhältnisse in der Zeit auf die Stabilität der in Ewigkeit gleichbleibenden Schöpfungsordnung bezieht. Der durch den Menschen verursachte Wandel betrifft deswegen nur die Qualität der Dinge, nicht deren unveränderliche Substanz. Für Machiavelli wird anhand seiner Reformschrift für Florenz die Vorstellung eines zyklischen Wandels von Verfassungen konstatiert, die der kluge Staatsmann mit seiner *virtu* im rechten Augenblick zum Stillstand bringen soll. Was die tauglichen Mittel dazu sind, kann er aus den Beispielen der Antike lernen. Gracian setzt in seiner Schrift über den Helden die Innovation vor die Nachahmung, wenn man nach öffentlicher Bewunderung und Ehre strebt. Für Thomas Hobbes transformiert sich in „De Cive“ die Anomie des Naturzustandes in der bürgerlichen Gesellschaft in die

dauerhafte Dynamik der über Verträge interagierenden Individuen. Der Souverän sorgt dafür, dass daraus nicht wieder erneut Unordnung wird. Adam Smith verpflichtet den Historiker in seinen „Lectures on Rhetoric“ auf eine unparteiische Berichterstattung über Ereignisse der Vergangenheit, die so auszuwählen sind, dass man ihnen Anleitungen für politisches Handeln in einer stark durch Parteiungen gekennzeichneten Gegenwart entnehmen kann. Der Geschichtsschreiber muss dafür Ursachen und Wirkungen miteinander in Verbindung bringen. Immanuel Kant geht bei seinen Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht von der „ungeselligen Geselligkeit“ des Menschen aus, die in Gesellschaft Strukturen der Regelmäßigkeit und der Ordnung hervorbringt, die in einem sich unbewusst vollziehenden Prozess des Lernens, das sich als immer erneutes Abstellen von Übeln darstellt, stetig zum Besseren und zur Aufklärung entwickelt.

In der Zusammenfassung betont Klymenko zwar, dass in allen vorgestellten Modellen des Wandels diesem ein bestimmtes Stabilisierungs- bzw. Stabilitätsmodell zugeordnet sei. Eine lineare Entwicklung der Semantik will sie darin aber nicht erkennen. Deswegen wird auch die Frage nach einem möglichen Zusammenhang dieser Semantiken mit einer fortschreitenden funktionalen Differenzierung negativ beantwortet. Zu groß sei die Volatilität und Widersprüchlichkeit in semantischen Räumen. Was man einzig erkennen könne sei, dass mit den vorgestellten Semantiken auf die Brüchigkeit ontologischer Ordnungsgarantien reagiert werde und die Verzeitlichung sozialtheoretischer Konzepte schon deutlich vor 1800 zu fassen sei.

Der Rezensent gesteht, dass ihn dieses Fazit angesichts des präsentierten Materials etwas unzufrieden zurücklässt. Die vorgestellten Texte lassen ganz deutlich eine semantische Entwicklung von einer transzendental begründeten Ordnung hin zu prozesshaften, pluralen Vorstellungen von Ordnung erkennen, die aus der Eigendynamik ihrer Grundstrukturen – dem Wandel also – emergiert. Wenn man sich dann nicht in der Lage sieht, dies mit der fortschreitenden funktionalen Differenzierung ins Verhältnis zu setzen, dann liegt das an der fehlenden theoretischen Modellierung von Zeitlichkeit für unterschiedliche Muster primärer gesellschaftlicher Differenzierung. Die vorliegenden Forschungen etwa von Armin Nassehi dazu werden ebenso ignoriert wie auch einige andere Forschungen zur Zeitlichkeit in der Frühen Neuzeit. Klymenko hat die Theoretisierung des Gegenstands offenkundig ihrem Streben geopfert, den Quellen in ihrer inhaltlichen Diversität gerecht zu werden. Darin liegt möglicherweise ein Missverständnis dessen, was historische Semantik methodisch will, jedenfalls aber führt es dazu, dass eine argumentativ genau gearbeitete und die Forschung bereichernde Studie in den formulierten Ergebnissen hinter ihren Möglichkeiten zurückbleibt. Man kann es mit dem Historismus auch übertreiben.

Rudolf Schlögl, Konstanz

Findlen, Paula (Hrsg.), Empires of Knowledge. Scientific Networks in the Early Modern World, London / New York 2019, Routledge, XVII u. 394 S. / Abb., £ 120,00.

Worum es in diesem Band geht – und das sind nicht eigentlich Netzwerke –, bringt das Nachwort von Harold Cook treffender zum Ausdruck als die Einleitung. Cook listet Fragen auf, die schon seit einiger Zeit in aller Munde sind: Wie wird Wissen mobilisiert, das heißt, wie gerät es in Bewegung, wer bewegt es, und wie bewegt es sich lokal, regional und global (380)? Den Prozess und die Praktiken des „making science mobile“ (380) und dementsprechend die dreizehn Beiträge des Bandes unterteilt er in solche, die sich mit der Mobilität von Verschriftlichtem (Text, Abbildungen, Formeln etc.) befassen, solche, die sich mit der Mobilität von Objekten befassen, und schließlich solche, die der Zirkulation von Konzepten, Ideen oder größeren Wissensbeständen nachgehen.

Im Vordergrund stehen für die meisten Autoren Aspekte der Kommunikation, Korrespondenz, Interaktion, Transmission und Zirkulation sowie die in diese Prozesse involvierten Personen. Reisende, Vermittler, Übersetzer und andere Go-Betweens sind dementsprechend prominenter Gegenstand vieler Fallstudien:

Robert Morrison untersucht, wie der auf Arabisch publizierende jüdische Gelehrte Moses Galeano um 1500 als Vermittler wissenschaftlicher, insbesondere astronomischer Informationen zwischen dem Osmanischen Reich und dem Veneto fungierte und so – möglicherweise – für den Transfer einiger Konzepte arabischer Astronomen verantwortlich war, die auch im Werk von Kopernikus aufzuspüren sind. Im letzten Teil widmet sich Morrison der Rolle Kretas als Kontaktzone, in der Texte und Manuskripte aus dem Osmanischen Reich nach Europa, insbesondere an die Fugger, verkauft wurden. Erst in diesem Zusammenhang wird – einmal und im Vorübergehen – der Netzwerkbegriff bemüht.

Ivano Dal Prete untersucht die Korrespondenz des italienischen Naturforschers Antonio Vallisneri, der im frühen 18. Jahrhundert eine Professur für Medizin an der Universität Padua innehatte. Im Mittelpunkt steht die Feststellung, dass die Zusammenarbeit mit und die Zuarbeit von einigen Korrespondenten für Vallisneris Projekte von entscheidender Bedeutung waren. Sein Werk zur Fortpflanzung, „*Istoria della generazione dell'uomo e degli animali*“ (1721), das die mikroskopische Analyse von menschlichem und tierischem Samen – der darin enthaltenen „Samenwürmer“ in der Terminologie der Zeit – erforderte, stützte sich zum Beispiel wesentlich auf Beobachtungen seines Korrespondenten Bernardino Bono aus Brescia. Bono hatte ähnlich gelagerte Interessen, war aber im Besitz eines leistungsfähigeren Mikroskops als Vallisneri und konnte damit die von Leeuwenhoek entdeckten „Würmer“ sehen, bevor dies Vallisneri gelang. Bonos Beobachtungen sowie die einiger anderer Korrespondenten gingen in Vallisneris Werk ein, worauf dieser auch explizit verwies. Die intellektuelle Dynamik einer korrespondenzgestützten Zusammenarbeit wird sichtbar, ohne dass das Netzwerkkonzept bemüht wird bzw. bemüht werden musste.

Kapil Raj rekapituliert in seinem Beitrag zur britischen Ethnologie und Kartographie im Indien der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zunächst sein Konzept der „spaces of circulation“, das für seine Arbeit seit einiger Zeit maßgeblich ist. Anders als der Netzwerkbegriff, der seiner Meinung nach geometrische Punkt-zu-Punkt-Kontakte suggeriere und die Intentionen und Handlungsmöglichkeiten des Einzelnen überbewerte, ermögliche eine auf „spaces of circulation“ ausgerichtete Argumentation, der Rolle von Kollektiven und den damit korrelierten Bewegungen und Asymmetrien in Zirkulationsprozessen Rechnung zu tragen. Raj diskutiert dann die Tätigkeit zweier Briten im Dienst der East India Company, die in Indien linguistische und kartographische Informationen zusammentrugen. Gezeigt wird, wie durch das Aufeinandertreffen und das Rekonfigurieren von „spaces of circulation“ europäisches Wissen aus der Interaktion mit asiatischen Wissensträgern entstand.

Londa Schiebinger, um einen letzten Beitrag herauszugreifen, befasst sich ebenfalls mit globalen Dynamiken der Entstehung von Wissen im Rahmen des Zirkulationsparadigmas. Ausgehend von der Notiz eines britischen Plantagenbesitzers auf Grenada, einer Insel der Kleinen Antillen, er habe mit „Negro D's“ „*materia medica*“ (317) einige Experimente angestellt, verfolgt sie, wie verschiedene Wissenstraditionen – die europäische der Plantagenbesitzer, die westafrikanische der Sklaven und die indigene indianische, sofern sie die europäische Eroberung überlebt hatte – zu neuem medizinischem Wissen amalgamiert wurden. Anhand einer Therapie gegen eine hochansteckende, tropische Infektionskrankheit (Frambösie), der zahlreiche Sklaven zum Opfer

fielen, wird sichtbar, welche Wissensbestände auf Grenada zu dem verschmolzen, was Schiebinger insgesamt den „Atlantic world medical complex“ nennt.

Neues und Altbekanntes kommen in diesem Band zur Sprache, allerdings nicht primär zu dem Phänomen und dem Funktionieren wissenschaftlicher Netzwerke. Der Begriff „Netzwerk“ wird hier eher als Synonym für „Zirkulation“ oder auch „Transfer“ verwendet – was er nicht ist. Daran können auch die drei Nachworte von Carla Nappi, Harold Cook und Rachel Midura nicht viel ändern.

Bettina Dietz, Hongkong

Lavenia, Vincenzo / Stefania Pastore / Sabina Pavone / Chiara Petrolini (Hrsg.), *Compel People to Come In. Violence and Catholic Conversion in the Non-European World* (Viella Historical Research, 9), Rom 2018, Viella, 211 S. / Abb., € 45,00.

Der vorliegende Band ist das Ergebnis einer Tagung aus dem Jahr 2015 in Macerata, die sich mit dem Verhältnis von Gewalt und Konversion in der katholischen Welt der Frühen Neuzeit befasst hat. Die im Untertitel angekündigte Konzentration auf die „nichteuropäische“ Welt wird dabei nur zum Teil eingelöst, ist aber auch nur zum Teil einlösbar, denn alle Konversionen zum Katholizismus hatten, wie auch eingangs angemerkt, immer einen Rückbezug auf die institutionelle Kirche in Europa, und viele Beiträge spielen daher zumindest zum Teil an und in der römischen Kurie. Die Rolle Roms als „conversion capital“ der Zeit, zumindest in der Eigenwahrnehmung und -darstellung der römisch-katholischen Akteure, wird in der Einleitung ausdrücklich betont (25). Die Frühe Neuzeit wird allerdings etwas eng gefasst, denn der Großteil der Beiträge befasst sich mit dem 16. und 17. Jahrhundert, wobei der Schwerpunkt auf dem 16. Jahrhundert liegt. Die Herausgeber*innen skizzieren dabei einen weiten Gewaltbegriff, der immer auch psychische Gewalt als Faktor bei der Ablösung von einer bestimmten Tradition zugunsten einer anderen einbeziehen müsse. Als eine besonders von interreligiösen Mischverhältnissen und Spannungen gekennzeichnete Zone, anhand derer sich diese Verflechtungen von Gewalt und Konversion besonders deutlich zeigen ließen, bestimmen sie daraufhin den Mittelmeerraum, obwohl sich damit nur ein Teil der Beiträge befasst. Generell erscheint den Herausgeber*innen der Gewaltbegriff im Konversionszusammenhang zu wenig thematisiert; eine explizit theoretische Auseinandersetzung mit diesem Problem oder eine davon geleitete Zusammenführung der Beiträge des Bandes liefern sie allerdings nicht. Auch die Einzelbeiträge sind stark quellengesättigte Detailstudien bestimmter Phänomene, bieten aber selten Theorieangebote an, die über das Betrachtete hinausweisen.

Die neun im Band zusammengefassten Einzelstudien werden in einzelne Abschnitte von je drei Beiträgen unterteilt, die mit „Thinking Conversion and Violence“, „Conversion and Missions: Practicing Violence?“ und „Narrating and Occulting Violence: Tales of Conversions“ überschrieben sind. Die ersten beiden Sektionen sind dabei einerseits thematisch deutlich kohärenter, andererseits aber auch schwieriger systematisch voneinander zu differenzieren; der Mehrwert der Unterteilung wird nicht ganz klar.

Die erste Sektion, „Thinking Conversion and Violence“, eröffnet Girolamo Imbruglia mit einem Beitrag zu „Ad militandum: Sacrifice and the Jesuit Mode of Proceeding“, der die Frage aufwirft, wie in der frühen Societas Jesu „Opfer“ und „Martyrertum“ theologisch zueinander in Beziehung gesetzt wurden, und zwei verschiedene Konzepte von Mission und Martyrertum im Orden konstatiert. Carlos Zeron folgt mit „Different Perceptions on the Topic of Forced Conversion, after the South Atlantic Experience“ und zeigt auf, dass auch zur Frage der Legitimität von Zwangskonversionen unter-

schiedliche Meinungen herrschten, aber vor allem Jesuiten in verschiedener Form Zwang als Bekehrungsmittel nicht ablehnten. Das sei ihrer Position im kolonialen System geschuldet gewesen, das Zwangskonversionen notwendigerweise produzierte. Adone Agnolin beschließt die Sektion mit „Violence and Adaptability of the Word: Jesuits and Natives in Portuguese America (16th-17th Centuries)“, dem theoretischsten Beitrag des Bands, der die jesuitische Strategie der systematischen Erschließung der indigenen Sprachen als Form linguistischer Kolonialisierung und gewaltförmige Konversionsmethode problematisiert.

Die zweite Sektion, „Conversion and Missions: Practicing Violence?“, beginnt mit Christian Windlers „From Dreams of Alliance and Mass Conversions to the Ambivalences of Court Life: Catholic Missionaries in Safavid Persia“, der aus dem Material seiner Dissertation eine Studie über die Konversionsperspektiven beisteuert, die katholische Missionare in Persien seit dem späten 16. Jahrhundert zwar immer gesehen, aber nie realistisch eingeschätzt hätten. Pedro Lage Correias „Violence, Identity and Conscience in the Context of the Japanese Catholic Missions (16th Century)“ stellt Alessandro Valignano und Gaspar Coelho mit ihren verschiedenen Missionsansätzen hinsichtlich der Reaktion auf die Gewaltandrohung von staatlicher japanischer Seite mit dem Ausweisungsedikt von 1587 einander gegenüber, und Sabina Pavones „Practices of Conversion in South India in the 16th and 17th Centuries: Strategies and Narratives“ zeigt auf, dass die differierenden Strategien unterschiedlicher Orden im portugiesischen Einflussbereich in Indien vor allem auf die Rivalitäten zwischen den Orden zurückgingen, aber von der kolonialen Situation stets gewaltförmig bestimmt wurden.

Die dritte Sektion, „Narrating and Occulting Violence: Tales of Conversions“, wird von Ronnie Po-Chia Hsias Beitrag „Who were the *δοῦλος* (Luke 14:23) in the Jesuit China Mission?“ eingeleitet, der anhand der Erfahrungen Matteo Riccis eine zweifache Meditation über das auch für den Band titelgebende Bibelzitat anstellt, die einerseits herausstellt, dass die Jesuiten keine Schwierigkeiten damit hatten, Sklaven zu halten, andererseits aber in China immer in der Bittstellerposition blieben. Vincenzo Lavenia folgt mit „Telling Conversion Stories: Loreto as a World Sacred Space (16th-17th Centuries)“, der die Wallfahrtsstätte des „Heiligen Hauses“ in Loreto, das der Muttergottes zugeschrieben wurde, durch die Konversionslegenden betrachtet, die von den Verwaltern der Stätte zwar geschrieben, aber nicht durch die Kurienzensur gebracht wurden. Chiara Petrolini schließt mit „A Sweet Conversion: Tommaso Campanella's *Quod Reminiscentur*“, in dem sie Campanellas Werk als Reaktion auf die gewalttätigen Umstände seiner Mitwirkung an der kalabrischen Rebellion und die anschließende Kerkerhaft deutet und dann anhand der Biographie seines Schülers Paolo Piromalli beleuchtet.

An manchen Stellen wirkt der Band nicht ganz zu Ende gedacht. So sind die Keywords, die die Autoren am Ende zu ihren Beiträgen abgeben, nicht vereinheitlicht worden, und es gibt keine Bezüge der einzelnen Beiträge aufeinander. Die Gesellschaft Jesu spielt in diesem Band eine sehr prominente Rolle, ohne dass die Herausgeber*innen das thematisieren. Sechs von neun Beiträgen befassen sich hauptsächlich mit Jesuiten und ihrem Orden. Drei davon (Imbruglia, Agnolin und Po-Chia Hsia) tragen die Jesuiten sogar im Titel; Zeron referiert vor allem jesuitische Theologen; Lage Correia muss die *Societas Jesu* als einzigen Missionsorden im Japan des 16. Jahrhunderts besonders eingehend betrachten; Lavenia kommt darum nicht herum, weil die *Societas Jesu* das „Heilige Haus“ seit 1554 verwaltete. Wie häufig in der Missionsgeschichte erscheinen die Jesuiten dadurch zentraler, als sie waren.

Der Band ist für Spezialisten durchaus zu empfehlen. Gerade der starke Fokus auf Sekundärliteratur aus dem romanischsprachigen Raum in den Fußnoten der meisten Beiträge ist ein Mehrwert für diejenigen, die – wie der Rezensent – nicht in all diesen Forschungstraditionen zuhause sind. Wären die Ergebnisse der Tagung in Macerata auf Italienisch veröffentlicht worden, würden sie wohl ein deutlich anderes Publikum erreichen. Der Verlag hätte sich allerdings beim Redigieren der Texte mehr Mühe geben können.

Tobias Winnerling, Düsseldorf

Ntewusu, Samuel / Nina Paarmann (Hrsg.), Jenseits von Dichotomien. Aspekte von Geschichte, Gender und Kultur in Afrika und Europa / Beyond Dichotomies. Aspects of History, Gender and Culture in Africa and Europe. Festschrift Bea Lundt (Kulturwissenschaften, 62), Berlin / Münster 2020, Lit, 660 S. / Abb., € 69,90.

Biographische Einleitung und Inhalt des zweisprachigen Bandes, Bibliographie und Tabula gratulatoria mögen von den verschiedenen Wegen sprechen, die Bea Lundt gegangen ist. Für mich hat sie sich ein für alle Mal als Frühneuzeitlerin und historische Anthropologin profiliert. Denn „Europas Aufbruch in die Neuzeit 1500–1800. Eine Kultur- und Mentalitätsgeschichte“ (Darmstadt 2009) ist nicht nur eine gelungene Gesamtdarstellung, sondern sogar eine besonders originelle Leistung. Lundt hat es nämlich fertiggebracht, ein bereits vorliegendes Buch mit demselben Titel und Gegenstand, das wegen Plagiats eingestampft werden musste, elegant und überzeugend ohne Wiederholungen vollständig neu zu schreiben. Angefangen hat sie einst als Mediävistin. Dazu trägt Wolfgang Hasberg eine ausführliche Untersuchung der historisch-politischen Fürstenbildung im Mittelalter bei. Erst allmählich tauchen neben geistlichen und weltlichen Tugenden auch historische Vorgänge in Lebensläufen auf. Sie bleiben aber im Modus des Exemplarischen, selbst bei Machiavelli. Ob andere Quellen weiter geführt hätten als die von Hasberg benutzten Fürstenspiegel? Nana Yaw Boampong Sapong zeigt, dass das neue Vertrauen in die Vernunft im hohen Mittelalter umgehend auch zur Begründung von Antisemitismus eingesetzt wurde. Denn der jüdische Konvertit Petrus Alfonsi und Peter Abaelard versuchten beide, wenn auch auf unterschiedliche Weise durch Einsatz der Vernunft die Unzulänglichkeit des jüdischen Denkens zu demonstrieren. Claudia Opitz-Belakhal behandelt im Zuge ihrer Forschungen zur Geschlechtergeschichte der Aufklärung die Schrift des François Poulain de la Barre von 1673 im Sinne von dessen Motto „Der Geist hat kein Geschlecht“. Allerdings gelte das bei Barre auch für die Leidenschaften. Damit befand er sich im Gegensatz zu der nach wie vor dominierenden Vorstellung von der besonderen emotionalen Anfälligkeit der Frauen. Um Männer geht es hingegen bei Martin Dinges, nämlich um Texte zur Körpererfahrung hauptsächlich von Soldaten im Dreißigjährigen Krieg. Dass die Aussagen nach „Dienstgrad“ unterschiedlich ausfallen und schwer zu verallgemeinern sind, überrascht dabei nicht. Das anonyme mittelalterliche Hausbuch „Le Ménagier de Paris“ lässt schließlich laut Bärbel Kuhn die „Intersektionalität“ der sozioökonomischen Rollen erkennen. Das heißt, die Unterschiede von Geschlecht und sozialem Rang überlappen sich.

Vier weitere Beiträge gelten der aktuellen, aber durchaus historisch relevanten Geschlechterforschung zu Ghana, ein fünfter den zahlreichen historischen und aktuellen Widerstandsbewegungen von Frauen in Kamerun (Henry Kam Kah). In Ghana geht es um einen Libationskult bei Frauen (Ntewusu und andere), um die Gleichberechtigung von Frauen in einer Kakaobauerngenossenschaft (Cyrelene Amoah-Boampong) und bei der Besetzung von Hochschullehrerstellen (Berit Stoppa und an-

dere) sowie um das Weiterleben des importierten europäischen Gendernarrativs bei Afrikaner*innen (Nina Paarmann).

Nach den Frauen kommen die Kinder an die Reihe. Sieben Themen sind der aktuellen Kindheits- und Bildungsforschung gewidmet – Bea Lundt und ihre Universität Flensburg verleugnen ihre pädagogischen Rollen auch in der Festschrift nicht. Deutsche Auslandsschulen kommen zur Sprache (Christel Adick), die postkolonialen Kinderrechte (Manfred Liebel), zweimal der deutsche Umgang mit nichtdeutschen Behinderten (Ilona Westphal und andere), das neue Bildungswesen in Afrika (Yaw Oforu-Kusi), der langsame Rückgang der Rolle von Kindern als Altersversicherung (Walter Gam Nkwi) und ein deutsch-englischer Modellversuch des 19. Jahrhunderts zur höheren Mädchenbildung (Christa Kersting).

Von den sechs Beiträgen zur Kolonialgeschichte sowie den fünf zur Erzählforschung und Oral History fallen allein zwei literarische aus dem historischen Rahmen. Aber nur Martin Kriegers Aufsatz über das dänische Tranquebar bedient die Frühe Neuzeit. Dieser beste deutsche Kenner der dänischen Kolonialgeschichte in Indien bietet einen souveränen Abriss der Geschichte von Wirtschaft und Politik, Kultur und Religion, der auch wichtige Nebenschauplätze wie die Geldgeschäfte mit Briten und den dänischen Sklavenhandel einbezieht. Außerdem erhalten wir Einblick in aktuelle Initiativen von Denkmalschutz und Tourismus zur Entwicklung dieses lange vernachlässigten Ortes. Christoph Marx analysiert an paradigmatischen Fällen politische Herrschaft in Afrika im Rahmen von Lineage und Charisma. Max Webers Idealtypen von Herrschaft erweisen sich natürlich auch hier als bloße Hilfen zur Erklärung von Mischformen. Der Fortschritt von traditionaler zu legaler Herrschaft im Sinne Webers mag zwar der europäische Weg zur Moderne gewesen sein. Die herrschaftsfreien segmentären Gesellschaften Afrikas könnten sich aber dennoch als stabiler und anpassungsfähiger erweisen als der moderne Staat. Danach geht es um die Natur und die Menschen Afrikas in deutschen Kinderbüchern der Kolonialzeit (Elke Kleinau und andere), um die komplexe Entwicklung Togos zwischen der deutschen evangelischen Ewe-Kirche und der katholischen französischen Mission, die bis heute Folgen hat (Gilbert Yigbe), um die Selbstbehauptung einer afrikanischen Gottheit, auch nachdem das Haupt des Kultes von den Deutschen hingerichtet worden war (Wazi Apoh, ebenfalls zu Togo), schließlich um eine amüsante patriotische Verteidigung der schleswig-holsteinischen Landesgeschichte, deren streitbarer Protagonist freilich zum Schluss einen Lehrstuhl in Basel angenommen hat (Jan Rüdiger)!

Mit Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg im deutschen Nachkriegshörspiel von 1945 bis 1960, notabene also vor dem Fernsehen, wird anschließend schriftlich konservierte Mündlichkeit vorgestellt (Günter Rinke). Ulrich van der Heyden rekonstruiert detailliert ein deutsches Kriegsverbrechen des Ersten Weltkriegs und seine (Nicht-)Aufarbeitung. Zur Literaturwissenschaft gehören hingegen die riesige autobiographische Selbstdarstellung des Norwegers Karl Ove Knausgård (Toni Tholen) und als Oralliteratur die Analyse eines Lieds der Yowa aus Benin (Constant Kpao Saré). Zum Schluss demonstriert Franck Dovonou die ästhetische Replikation von Fakten in dem Drama „Kondo, le requin“ aus Benin bzw. einst Dahomey. Dabei geht es um den heroischen, aber vergeblichen Widerstand des Königs gegen die französische Expansion. Neben den verschiedenen historischen Helden spielen auch eine alternative koloniale Initiative der Deutschen, ein französischer Missionar, konfrontiert mit menschlichen Massenopfern, und schließlich die gefürchteten Frauen-Kampftruppen des Königs ihre Rollen. Damit wäre sogar ein geschlechtergeschichtlicher Kreis des Buches geschlossen.

Gewiss, man könnte von gemischtem Salat sprechen. Aber bei vielen der heute üblichen Sammelbände verhält es sich kaum anders, freilich ohne dass dort einer auf verschiedenen Feldern profilierten Historikerin gehuldigt würde. Langweilig ist der dicke Band gerade wegen dieser Vielfalt aber ganz und gar nicht.

Wolfgang Reinhard, Freiburg i. Br.

Siebenhüner, Kim, Die Spur der Juwelen. Materielle Kultur und transkontinentale Verbindungen zwischen Indien und Europa in der Frühen Neuzeit (Ding, Materialität, Geschichte, 3), Köln / Weimar 2018, Böhlau, 425 S. / Abb., € 60,00.

Edelsteine und Juwelen sind Gegenstände, die Menschen zu allen Zeiten und in allen Kulturen fasziniert haben. Insofern eignen sie sich besonders gut, um eine transkulturelle Objektgeschichte zu schreiben. Kim Siebenhüner hat sich in ihrer Habilitationsschrift dieser Aufgabe angenommen und verfolgt in sieben Kapiteln die Spur der Juwelen von Indien ins Alte Reich während der Frühen Neuzeit.

Im Zentrum der Studie stehen drei Erkenntnisinteressen, nämlich zeitgenössische Formen der Zirkulation, Aneignung und Deutung von Juwelen auf dem Weg von den indischen Minen bis zum europäischen Konsumenten. Hierbei bedient sich die Autorin des heuristischen Instruments des „Itinerars“, das Aspekte sowohl der eher warentwirtschaftlichen „commodity chain“ als auch der kulturwissenschaftlichen Objektbiographie abdecken soll. Generell verordnet sich die Arbeit in den Forschungsfeldern materielle Kultur und Globalgeschichte.

Um die Geschichte der Juwelen auf zwei Kontinenten zu behandeln, hat die Autorin ein umfangreiches und vielfältiges Quellenkorpus zusammengetragen: Es reicht von frühneuzeitlichen Reiseberichten und Briefeditionen über autobiographische Schriften indischer Herrscher, amtliche Statuten und Nachlassverzeichnisse bis hin zu zeitgenössischen Miniaturen, Porträts und Schmuckstücken. Letztere sind in vielen Fällen in guter Qualität und in Farbe abgedruckt und ermöglichen es, die Interpretation der Autorin am Objekt selbst nachzuvollziehen.

Auf das einleitende erste Kapitel folgt im zweiten Kapitel ein kurzer Überblick über das Wissen zu Edelsteinen an der Wende vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit, das gerade in Bezug auf die Herkunft der Steine häufig lückenhaft war. Nichtsdestotrotz galt der Orient als geradezu mythischer Herkunftsort von Juwelen und Reichtümern aller Art – eine Imagination, die auch von den Reisenden, die sich nach der Kapumsegelung durch Vasco da Gama gen Indien aufmachten, in ihren Berichten weiter befeuert wurde. Siebenhüner liest die Berichte kritisch und lotet „die Sollbruchstellen zwischen Wissensproduktion, -aneignung und -transformation“ überzeugend aus (61). Faszinierend ist an dieser Stelle die Interpretation einer materiellen Quelle, des „Throns des Großmoguls“, welche der Dresdner Juwelier Melchior Dinglinger für August den Starken anfertigte.

Siebenhüner möchte „Perspektiven dezentrieren und Eurozentrismen in Frage stellen“ (18). Insofern ist es nur konsequent, dass sie sich im dritten Kapitel eingehend mit den vielfältigen Weisen beschäftigt, wie die Juwelen in ihrer Herkunftsregion Indien und hier speziell am Mogulhof gehandhabt wurden. Deutlich wird, dass sie von enormer Bedeutung waren, weil sie in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen Verwendung fanden: als Wertgegenstände, als Rangzeichen wie auch als ethnischer Marker. In ihrer Eigenschaft als ästhetisch wie auch ökonomisch begehrtes Objekt kam ihnen außerdem eine besondere Rolle in der komplexen Logik des Gabentausches am Mogulhof zu: Mit Juwelengeschenken und Ehrenkleidern konnte der

Herrscher zum einen Familienmitglieder und Höflinge sichtbar auszeichnen, zum anderen konnten Untertanen den eigenen Aufstieg vorantreiben, indem sie besonders exquise und vor allem große Steine verschenkten. Die Grenzen zwischen Geschenk, Tribut und Beute waren dabei fließend, wie den Edelsteinen neben ihrem ökonomischen Wert immer auch ein mythischer Nimbus anhaftete. All dies unterstreicht die Polyvalenz und Vielseitigkeit der Juwelen.

Kapitel vier rückt dann wieder zunehmend die Verflechtungsprozesse zwischen Indien und Europa in den Vordergrund und widmet sich dem transkontinentalen Handel mit den wertvollen Steinen. In Anschluss an die jüngere Forschung relativiert die Autorin die Bedeutung der europäischen Akteure; deren Präsenz auf dem indischen Juwelenmarkt habe die Handels- und Gewerbelandschaft kaum verändert (164). Diese hätten sich vielmehr den Gegebenheiten anpassen müssen. Dies wird besonders deutlich in Siebenhüners „close reading“ der Veröffentlichungen Jean-Baptiste Taverniers, eines französischen Juwelenhändlers.

Danach verlässt die Studie den indischen Subkontinent und begibt sich auf europäischen Boden, um sich im fünften Kapitel den dortigen Netzwerken und Warenströmen zu widmen. Im Mittelpunkt steht hierbei die Frage nach der Beschaffung von Juwelen. Es wird deutlich, dass es zwar die Möglichkeit gab, Pretiosen „ganz normal“ im Laden, etwa bei einem Goldschmied, zu kaufen, dass es daneben jedoch viele weitere Erwerbswege gab. Bedeutsam waren hierfür gute Verbindungen, sei es durch weitreichende Handelstätigkeiten und Bekanntschaften wie im Falle der Fugger oder durch adlige Verwandtschafts- und Patronagenetzwerke. Die Sonderstellung, die jüdischen Händlern im Edelsteingeschäft immer wieder zugesprochen worden ist, diskutiert die Autorin anhand des bekannten Selbstzeugnisses Glikl bas Judah Leibs sowie der Rolle von Hoffaktoren. Nicht wirklich thematisiert wird hingegen der Antrieb hochrangiger Konsumenten, sich auf die „Jagd nach Edelsteinen“ zu begeben. Auch nimmt die Autorin keinen Rückbezug auf die indischen Verhältnisse und den dortigen vielschichtigen Umgang mit Edelsteinen und verpasst so die Gelegenheit, ihren anti-eurozentrischen Ansatz weiterzuverfolgen.

Im sechsten Kapitel stehen die vielfältigen sozialen Praktiken im Vordergrund, in welche die Juwelen eingebunden waren. Dabei weist Siebenhüner den Juwelen eine eigene Handlungsmacht zu; ihre Materialität habe manche Deutungsweisen herausgefordert, andere jedoch unterbunden. Wenngleich die Rezensentin dem nicht ganz folgen kann, so überzeugen doch die ausgewählten Beispiele, vor allem aus der Reichsstadt Nürnberg, anhand derer die Autorin die vielfältigen Aneignungsprozesse der Zeitgenossen darstellt. Die Juwelen hätten sich „in einer fortgesetzten Pendelbewegung zwischen Kommerzialisierung und Singularisierung“ bewegt und sich auf die unterschiedlichste Weise in die Lebensläufe ihrer Besitzer eingeschrieben, für die die Juwelen sowohl ästhetisch ansprechende Objekte als auch Wertgegenstände, Distinktionsgüter und Erinnerungsträger waren (359 f.).

Im siebten Kapitel schließlich werden die Ergebnisse der Studie unter den Stichwörtern „global“, „eigenmächtig“, „identitätsstiftend“ und „langlebig“ zusammengefasst, welche nochmals auf die von der Autorin betonte Handlungsmacht der Dinge verweisen. Die in der Einleitung gesteckten Erwartungen kann die Autorin dabei weitestgehend erfüllen. Dennoch bleiben am Ende des materialreichen und gut erzählten Buches zwei Irritationen, die sich vor allem aus der Chronologie ergeben. So bleiben erstens Veränderungen, die sich im Laufe des langen Untersuchungszeitraums ergaben, seltsam unterbelichtet bzw. analytisch ausgespart, so als wäre die Frühe Neuzeit und die Praktiken ihrer Akteure eine in sich geschlossene Sache. Zweitens

fokussieren die beiden Kapitel zu Indien und zum transkontinentalen Juwelenhandel auf das 16. und 17. Jahrhundert. Die in Kapitel fünf und sechs thematisierten sozialen Praktiken werden jedoch fast ausschließlich anhand von Beispielen aus dem (frühen) 16. Jahrhundert dargestellt und liegen damit auf dem doch eigentlich von Indien nach Europa führenden Itinerar der Juwelen zeitlich früher. Was bedeutet dann aber der ausführlich dargelegte indische Kontext für die europäischen Praktiken? So gut die Zirkulation und Aneignung der Juwelen im europäischen wie auch im indischen Kontext dargestellt und so überzeugend die verschiedenen Routen der transkontinentalen Edelsteinflüsse herausgearbeitet sind, so wenig finden diese drei Teile zueinander. So wird zwar die globalhistorische Forderung nach einer polyzentrischen Sichtweise eingelöst, die Konturen einer zunehmend vernetzten Welt bleiben jedoch blass.

Anne Sophie Overkamp, Tübingen

Rohdewald, Stefan / Stephan Conermann / Albrecht Fuess (Hrsg.), Transottomanica – Osteuropäisch-osmanisch-persische Mobilitätsdynamiken. Perspektiven und Forschungsstand (Transottomanica, 1), Göttingen 2019, V&R unipress, 279 S., € 45,00 (auch Open Access).

Der vorliegende Band stellt den Auftakt der Schriftenreihe des gleichnamigen, von der DFG geförderten Schwerpunktprogramms dar. Es handelt sich um eine rundum gelungene Publikation, die zum Nach- und Weiterdenken anregt. Statt osteuropäische, osmanische und persische Geschichte vergleichend oder gar getrennt zu untersuchen, werden transregionale Zusammenhänge als transosmanischer „Nexus“ konzipiert: Es geht um „eher verbindend als trennend“ gedachte Interaktionsdynamiken und Verflechtungsräume (51). Der Band stellt methodische Zugangsweisen, den Forschungsstand und potenzielle Quellen dar, auf dem die insgesamt 17 Einzelprojekte des Schwerpunktprogramms fußen. Zu Recht ist von Grundlagenforschung die Rede. Der Band beginnt mit zwei Geleitworten, bevor methodische Ansätze ausbuchstabiert und der Stand der Forschung gesondert kommentiert werden. Ein kartografischer Anhang rundet den Band ab.

Die eigentliche Stärke dieser Veröffentlichung sind die präsentierten methodischen Reflexionen. Der Zugang präferiert „Mobilität als Linse“: Mobilität von Akteuren, Wissen und Objekten, so die Autorinnen und Autoren, repräsentiere nicht nur Verflechtungen und Interaktionen, sondern stelle eben gerade durch die damit einhergehenden Übersetzungsprozesse und -praktiken relationale Beziehungsgeflechte her, die als „transosmanisch“ bezeichnet werden. Diese Thematik wird mittels unterschiedlicher regionaler Perspektiven für eine Vielzahl von Themenfeldern beleuchtet, unter anderem Migration, Deportation, Reisen, Gesandtschaften und Handel sowie höfische Wissensproduktion, Kriegsführung und Lesepraktiken (um nur einige wenige der angeführten Themenfelder zu benennen).

Die vorliegende Methodik ist vor allem auf drei Stützen gebaut: erstens auf Bourdieus Ansatz, dem zufolge soziale Praktiken relationale Handlungsfelder sedimentieren. Dies ist ein in den „transregional studies“ etablierter Ansatz, der vor allem in Studien zu Südasien, zur „Arabic cosmopolis“ und zu transozeanischen arabischen Gemeinschaften erprobt worden ist (Ronit Ricci, Christopher Bahl). Für die Osmanistik eröffnen sich hier spannende, interdisziplinäre Dialoge. Zweitens werden Interkonnektivität und Mobilitätsdynamiken netzwerktheoretisch als „flows“ konzipiert, über die sich Räume und Strukturen zu konstituieren vermochten. Meines Erachtens hätte hier eine stärkere Auseinandersetzung mit Gilles Deleuze geholfen, um den in Benedikt Stuchteys Geleitwort vorgebrachten Einwand zu entkräften, eine solche Perspekti-

vierung vernachlässige die Grenzen von Mobilität wie etwa Hierarchien, Kontrollmechanismen oder Grenzen (33). Deleuzes Fokus auf Strömungen und Sedimentation ist eben gerade auf die Etablierung von Ungleichheiten und Hierarchien ausgerichtet. Wird ein solcher Ansatz ernst genommen, sind derartige Aspekte folglich eben nicht als Gegensätze zu denken, sondern bedingen und konstituieren sich vielmehr wechselseitig. Dies ist ein wichtiges Korrektiv einer oftmals doch recht statischen und holistisch angelegten vergleichenden Imperiengeschichte. Ein dritter methodischer Stützpfeiler des Bandes sind jüngere Arbeiten zu sogenannten „crossroads regions“. „Das hier vertretene Konzept eines transkontinentalen Interaktionsraums mit offenen Rändern wird akteurszentriert begründet: Soziale und räumliche Netzwerke konstituieren relationale Räume, die durch die Vielzahl der sie hervorbringenden Akteure, kulturellen Praktiken und Erfahrungen definiert sind.“ (54) Das Osmanische Reich erscheint somit vor allem als eine Art „Transitraum“ mit „Scharnierfunktion“ (64 f.), als „Drehscheibe und Durchgangsraum“ (207), der eine mannigfaltige Intensivierung und Dynamisierung von Beziehungsgeflechten hervorbrachte. Das 19. Jahrhundert wird seitens der Autorinnen und Autoren als Einschnitt konzipiert, der neuartige Raumkonfigurationen geschaffen habe, mit denen transosmanische Interaktionen an Bedeutung verloren hätten.

Der vorliegende Band plädiert mit seiner interdisziplinären Ausrichtung für eine wichtige Neuperspektivierung der sogenannten „area studies“. „Anstatt z. B. im Sinne der traditionellen ‚area studies‘ ‚eine‘ Region zu konstruieren, rücken wir mehrere Handlungs- und Diskurszusammenhänge durch den gemeinsamen Zugriff über die Linse Mobilität ins Zentrum des Interesses“ (47). „Der transosmanische, räumliche Zugriff geht nicht von quasi a priori bestehenden Geschichtsregionen aus“ (54). Dies ist meines Erachtens eine wichtige methodische Weichenstellung, um die Expertise von „area studies“ als fundamentalen Bestandteil globalgeschichtlicher Debatten zu konzipieren. Eine jüngst publizierte Stellungnahme von Cornell Fleischer, Cemal Kafadar und Sanjay Subrahmanyam (*How to Write Fake Global History*, in: Cromohs) veranschaulicht nochmals mit Nachdruck, welche Bedeutung und welches Innovationspotenzial insbesondere der Osmanistik in derzeitigen methodischen Debatten um Globalgeschichte und „(dis)connected histories“ zukommt.

Eine solche Neuperspektivierung ist auch deshalb höchst willkommen, weil sie eingefahrene Ansätze infrage stellt. Es ist einfach an der Zeit, globalgeschichtliche Imperienforschung ohne zentral- oder westeuropäische Beteiligung zu schreiben. Insofern ist hervorzuheben, dass „die hier als transosmanisch bezeichneten Handlungsfelder [...] auch in der vergleichenden Imperienforschung weitgehend unberücksichtigt [bleiben]“ (48). Dass eines der Geleitworte dennoch für eine vergleichende Geschichte der Imperien mit Fokus auf dem British Empire plädiert, ist etwas verwunderlich. Das methodisch Innovative dieses Bandes ist eben, dass er über den Vergleich selbst hinausreicht und „crossroads studies“ jenseits westeuropäischer Imperien betreibt. Zu fragen ist dennoch, inwieweit transosmanische Mobilitätsdynamiken über imperiale Kontexte hinausreichen.

Es ist freilich wenig überraschend, dass die hier versammelte Zusammenschau des Forschungsstandes kaum sämtliche Aspekte der Thematik umfassend bearbeiten kann. Gerade weil es sich um einen absichtlich „an den Rändern unscharf gefassten Raum“ (50) handelt, stellen sich Fragen bezüglich dessen Ausweitung auf die (Sub-)Sahara, das Horn von Afrika sowie den indischen Subkontinent, aber eben auch andere zentralasiatische Begegnungsräume. Dass Mittelmeerstudien gerade im Hinblick auf das Osmanische Reich vergleichbare Fragestellungen untersucht haben, bleibt gleichfalls unerwähnt. Zum Saporoger Sitsch hätte ebenso mehr gesagt werden können, und auch

die Studien Victor Ostapchuks und Serhii Plokhiis sind entweder nur am Rande oder gar nicht erwähnt. Gleichfalls wird der Themenkomplex der materiellen Kultur nur angeschnitten. Dinge treten vor allem als Handelswaren in Erscheinung, was angesichts der Tatsache erstaunt, dass die Gegenstände eben mehr darstellten als Güter und gerade über deren Zirkulation deren Warenstatus selbst verhandelt werden konnte. Diese Anmerkungen zeigen vor allem, dass es nun um die Umsetzung in quellengestützten Fallstudien geht. Dafür ist dem Programm alles Gute zu wünschen.

Stefan Hanß, Manchester

Sawilla, Jan M. / Rudolf Schlögl (Hrsg.), Jenseits der Ordnung? Zur Mächtigkeit der Vielen in der Frühen Neuzeit, Berlin 2019, Neofelis Verlag, 437 S. / Abb., € 32,00.

Der Sammelband verfolgt das Ziel, aktuelle sozialwissenschaftliche und zeithistorische Forschungs- und Theorieansätze zu Kollektiven, Massen und „multitudes“ für die Geschichte der Frühen Neuzeit fruchtbar zu machen. Er fragt danach, inwieweit solche Kollektive als „Konstituenten sozialer Strukturbildung“ (14) begriffen werden können, und knüpft damit an die Geschichte der politischen Ideen und der Staatsbildung ebenso an wie an Forschungen zu symbolischer Kommunikation und sozialem Protest. Die Herausgeber haben die 13 Beiträge zu drei Sektionen gruppiert, die mit den Begriffen „Gewalt“, „Verkörperungen“ und „Steuerung“ überschrieben sind.

Die Sektion „Gewalt“ eröffnet ein Aufsatz von Monika Barget zu einem klassischen Thema der historischen Protestforschung: „crowds“ und „mobs“ im England des 18. Jahrhunderts. Konkret befasst sich Barget mit „hired mobs“, die von Angehörigen der politischen und sozialen Eliten mobilisiert wurden, um deren Anliegen Nachdruck zu verleihen. Während „der Topos der käuflichen Menge“ (68) das gesamte Jahrhundert über virulent blieb, konstatiert die Autorin eine veränderte Wahrnehmung nach 1750, da „hired mobs“ nun zunehmend negativ konnotiert und die Anwendung von Gewalt abgelehnt wurde. Malte Griesse exemplifiziert anhand schwedischer Gesandtenberichte über zwei Revolten, wie „(synchrones) Lernen anhand von länderübergreifenden Vergleichen und Analogien“ (76) um die Mitte des 17. Jahrhunderts funktionieren konnte. Während die großen Revolten des 16. Jahrhunderts im politischen Diskurs Schwedens tabuisiert waren, boten der Moskauer Aufstand von 1648 und die französische Fronde zeitgenössisches Anschauungsmaterial für die von Unruhen ausgehenden Gefahren und deren Bewältigung. Rainer Beck wertet anschließend die Chronik des Andechser Abtes Maurus Friesenegger aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges im Hinblick auf Interaktionen zwischen Soldaten und Zivilbevölkerung aus. In einem Band über die „Mächtigkeit der Vielen“ ist dieser dichte, quellennahe Beitrag insofern nicht optimal platziert, als Friesenegger überwiegend von Aktionen kleiner marodierender Militäreinheiten sowie Verteidigungs- und Selbstschutzmaßnahmen der bauerlichen Bevölkerung berichtet. Becks Befund, dass die „anfänglich noch klare Unterscheidung von Freund und Feind [...] eine signifikante Entdifferenzierung“ erfahren habe (129), deckt sich weitgehend mit anderen erfahrungsgeschichtlichen Studien zum Dreißigjährigen Krieg. Jan Marco Sawilla beschließt diese Sektion mit einer Rekonstruktion der Genese und Visualisierung von Massakern in der Anfangsphase der Französischen Religionskriege. Demnach wurde das Verb „massacrer“ zunächst im Kontext öffentlicher Hinrichtungen für „eine Art des Tötens“ gebraucht, „mit der die Grenze zur Bestialität [sic] berührt oder überschritten wurde“ (198). Mit dem Massaker von Wassy setzten 1562 jedoch massenhafte Tötungen und ihre Ausweitung auf alle sozialen Schichten ein, wobei der Monarch der an ihn gerichteten Erwartung, die Ordnung wiederherzustellen, nicht gerecht wurde.

Die Sektion „Verkörperungen“ beginnt mit einem Aufsatz Fabian Fechners über Häresien in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Der Autor argumentiert, dass Ketzerei stets als ‚Vielheit‘ imaginiert wurden, und veranschaulicht am Beispiel des Dominikaners Francisco de la Cruz, der in den 1570er Jahren im Vizekönigreich Peru in die Fänge der Inquisition geriet, wie Häresievorstellungen im „Spannungsfeld zwischen Homogenisierung und Ausdifferenzierung“ (238) diskursiv konstruiert wurden. Laura Marijke Tchorz zeigt sodann, dass Thomas Hobbes' Konzeptionen von ‚Vielheiten‘ – der aufrührerischen Menge als tosendes Meer, der Verführbarkeit der Menge durch charismatische Redner und der emblematisch im Frontispiz des „Leviathan“ visualisierten „Verkörperung des Staats durch die Menge“ (257) – auf antike Vorbilder rekurrierten. Dass die Assoziation von Menschenmengen mit Hundemeuten einen realhistorischen Hintergrund hat, führt Nadir Weber anhand der Jagdhunde am französischen Königshof vor. Seit dem 17. Jahrhundert sollte demnach „die barocke Formation [...] eine geordnete, einem festen Skript entsprechende Inszenierung der Parforcejagd ermöglichen“ (265). Gemälde und Bestandslisten vermittelten ein spezifisches Bild der regelgeleiteten Jagd und konstruierten die königlichen Jagdhunde als „Abstammungsgemeinschaften“ (274). Sibylle Röth konstatiert in ihrem Beitrag zum Wandel der Vorstellung von der Repräsentation des Volkes im Frankreich zwischen Ancien Régime und Revolution, dass diesem Konzept stets ein fiktiver Kern innewohnt: Der Gedanke, dass ein Individuum oder eine Körperschaft „die Nation“ oder „das Volk“ verkörpere, gehe immer mit Homogenisierungs- und Exklusionsprozessen einher.

Die dritte Sektion, „Steuerung“, eröffnet Ulrike Sprenger mit einer auf Sevilla um 1600 fokussierten Studie zu Prozessionen; diese begreift die Autorin als „situativ und performativ gedachte Ordnung, welche aus einer prinzipiell verdächtigen Vielheit wenigstens temporär eine räumliche Einheit stiften“ konnte (331). Diese Einheit blieb gleichwohl stets prekär, weil die „Multiplikation der Frommen“ (334) Partikularisierungstendenzen nach sich zog und einzelnen Gruppen die Möglichkeit zur Selbstdarstellung bot. Michael Gamper interpretiert Christian Weises Trauerspiel „Masaniello“ von 1682 als „Drama der Macht [...], das zeigt, wie ein Parvenu sich zwischen den Herrschaftspraktiken der Führung und der Verkörperung aufreißt“ (359). Susanne Kofler untersucht den bereits aus Studien David W. Sabears, Norbert Haags und Renate Dürres bekannten Fall des im letzten Jahr des Dreißigjährigen Krieges im württembergischen Gerlingen auftretenden Laienpropheten Hans Keil im Hinblick auf Kommunikations- und Interaktionsprozesse zwischen Bevölkerung und Obrigkeit. Während die von Keil propagierte Wundererscheinung anfänglich durch Gerüchte und Flugdrucke eine starke Eigendynamik entwickelte, gelang es der Obrigkeit im Laufe der Zeit, den Meinungsbildungsprozess unter Kontrolle zu bringen und unerwünschte Deutungen zu unterbinden. Justus Nipperdey thematisiert am Beispiel der Münchener Au die „Handlungsmacht der vorstädtischen Menge“ (391) sowie obrigkeitliche Versuche, der Bevölkerung der Vorstädte durch Manufakturprojekte und andere Ordnungsmaßnahmen Herr zu werden. Janine Firges demonstriert abschließend, dass sich die Vorstellung des Orchesters als homogener Klangkörper, der von einer starken Dirigentenpersönlichkeit geleitet wird, erst im 18. Jahrhundert allmählich herausbildete.

Die Stärke dieses lesenswerten Bandes liegt darin, dass er die „Mächtigkeit der Vielen“ gleichermaßen als Problem theoretischer Reflexion, als Herausforderung an politisches Handeln sowie als Thema textueller und visueller Repräsentationen begreift. Mit der aufständischen Volksmenge, der marodierenden Soldateska, der häretischen ‚Sekte‘, der Jagdmeute, der Prozession und dem Orchester kommen zudem ganz unterschiedliche ‚Vielheiten‘ in den Blick. Diese Aufzählung lässt zugleich markante

Lücken erkennen, denn es fehlen beispielsweise Beiträge zum Hexensabbat, zum Karneval oder zum Jahrmarkt. Somit bietet das Problem der Repräsentation, Einhegung und Steuerung von Kollektiven hinreichend Stoff für weitere Untersuchungen, zu denen der vorliegende Band zahlreiche Anregungen gibt.

Mark Häberlein, Bamberg

Rospocher, Massimo / Jeroen Salman / Hannu Salmi (Hrsg.), Crossing Borders, Crossing Cultures. Popular Print in Europe (1450–1900) (Studies in Early Modern and Contemporary European History, 1), Berlin / Boston 2019, de Gruyter Oldenbourg, VI u. 296 S. / Abb., € 89,95.

Nachdem die europäische Buchgeschichte bislang stark von nationalen Forschungstraditionen geprägt war, setzt sich der vorliegende Band das löbliche Ziel, komparative und transnational ausgerichtete Forschungen zu erleichtern und zu stimulieren (4f.). Die Beiträge sind aus einer Konferenz erwachsen, die von dem internationalen Netzwerk European Dimensions of Popular Print Culture (EDPOP) organisiert wurde und 2017 in Trient/Trento stattfand. „Popular print“ wird hier nicht als klar definiertes Produkt, sondern als Spektrum innerhalb eines „dynamischen Popularisierungsprozesses“ betrachtet. Im Zentrum steht die transnationale Dimension vielfältiger europäischer Druckerzeugnisse, die ein relativ großes Publikum erreichten und aus der Zeit von 1450 bis 1900 stammen.

Auf die knappe Einleitung von Massimo Rospocher und Jeroen Salman (1–6) folgen 15 Beiträge, die in vier Sektionen gegliedert sind. Die erste Sektion, „Media, Intermediality“, rückt Interaktionen zwischen Drucken und anderen Medien in den Fokus. Daniel Bellingradt ruft dazu auf, textuelle wie bildliche Druckerzeugnisse in der Gesamtheit des „Medienensembles“, also als integrale Teile vielfältiger Kommunikationsprozesse, zu betrachten. Diesen Zugang bezeichnet er als „entangled history of early modern media“ und schlägt vor, Medienereignisse zum gewinnbringenden Ausgangspunkt künftiger Studien zu machen (9–32). Rebecca Carnevali zeigt anhand markanter Beispiele wie papierne Fächer („ventarole“ oder „ventole“), Spiele und Devotionalien aus dem posttridentinischen Bologna auf, wie vielfältig sich die Materialität und die Anwendungsmöglichkeiten von Druckerzeugnissen im Italien des 16. und 17. Jahrhunderts gestalteten und wie weit diese die Gesellschaft durchdrangen (33–51). Andreas Würzler fasst den aktuellen Stand der Bibliographie der „deutschen“ Drucke der Zeit von 1400 bis 1800 zusammen, wobei er die Herausforderungen anspricht, die etwa damit einhergehen, dass das englische „popular“ im Deutschen begrifflich schwer zu fassen ist, dass es sich um einen heterogenen, vielsprachigen Raum handelt und dass selbst Großprojekte wie VD16–18 und der „Universal Short Title Catalogue (USTC)“ (noch) unvollständig sind (53–68).

Die zweite Sektion, „Markets, Prices, and Collections“, behandelt Marktgesetze, die sowohl den Erfolg bestimmter Produkte förderten als auch die Materialität und die Preise und somit das Publikum beeinflussten und für die heute stark internationale Verteilung der Drucke mitverantwortlich sind. Francesca Tancini geht dem originär britischen Phänomen der „yellow backs“ nach, das ab der Mitte des 19. Jahrhunderts aufkam und etwa nach Frankreich oder Italien exportiert wurde, was mit inhaltlichen und materiellen Adaptionen einherging (71–87). Goran Proot arbeitet am Beispiel der Bücher, die in der Officina Plantiniana in Antwerpen zwischen 1580 und 1655 gedruckt wurden, Kriterien heraus, die den Preis und somit auch das anzunehmende Publikum eines Buches bestimmten (89–107). Basierend auf ihren Tätigkeiten für den USTC argumentiert Flavia Bruni für eine stärkere internationale Kooperation bei der Bi-

bliographie von Drucken, indem sie hervorhebt, wie viele italienischsprachige Drucke heute jenseits des italienischen Staatsgebiets zu finden sind (109–124).

Die dritte Sektion, „Transnational Approaches“, beleuchtet die transnationale Mobilität der Drucke. Jean-François Botrel und Juan Gomis geben einen Überblick über die Forschungstradition der spanischen „literatura de cordel“, die im weiteren Sinne dem entspricht, was im Englischen als „popular print“ bezeichnet wird. Sie veranschaulichen, dass transnational ausgerichtete Forschungen neue Schwerpunktsetzungen befruchten und nationale Besonderheiten wie europäische Gemeinsamkeiten aufzeigen können (127–142). Alice Colombo bespricht Herausforderungen und Möglichkeiten, die sich durch die stärkere Beachtung zeitgenössischer Übersetzungen ergeben. Mit italienischen Beispielen illustriert sie, wie Übersetzungen als solche identifiziert werden können und wo die Untersuchungen bislang an ihre Grenzen stoßen (143–157). Jordi Sánchez-Martí zeichnet den internationalen Erfolg der iberischen „libros de cabellerías“ im 16. Jahrhundert nach. Auch hier ging die Übertragung dieses Typus auf neue Märkte mit sprachlichen Übersetzungen wie inhaltlichen und materiellen Anpassungen einher (159–179). Zum selben Ergebnis kommt Julia Martins, die sich mit den originär italienischen „secrets“ auseinandersetzt: Sammlungen von Anleitungen und Rezepten, die etwa für die deutschen Kunstbücher und die französische Bibliothèque Bleue adaptiert wurden (181–198). Niall Ó Ciosáin beschäftigt sich mit den lange Zeit wenig beachteten Drucken in keltischen Sprachen – Bretonisch, Walisisch, Schottisch-Gälisch und Irisch-Gälisch – und arbeitet erfolgreich heraus, dass sich Bestseller je nach Sprache unterscheiden, auch wenn er zu Unrecht davon ausgeht, dass die Kalenderpublizistik („almanacs“) in den „wichtigsten europäischen Sprachen“ bereits umfassend erforscht ist (199–214).

Die Beispiele, die in der vierten Sektion, „Genres and European Bestsellers“, vorgestellt werden, unterstreichen erneut, dass mit Übersetzungen in andere Sprachen in der Regel inhaltliche und materielle Anpassungen einhergingen. Claudia Demattè bespricht gewinnbringend nochmals die spanischen „libros de caballerías“ (217–226), allerdings misst sie Einzelpersonen wie Michele Tramezzino (1501–1571) zu viel Gewicht bei. Elisa Marazzi untersucht die italienische Kalenderreihe der „Barbanera“ (227–243) und bietet einen Überblick über die internationale Forschungstradition zur Kalenderpublizistik. Reinhart Siegert behandelt ein Werk, das von Anfang an als Bestseller intendiert war: Rudolph Zacharias Beckers (1752–1822) „Noth- und Hilfsbüchlein“ (1788/1798). Dieses stellt er als Prototyp der deutschen Volkaufklärung vor und geht seiner transnationalen Verbreitung nach, insbesondere um zu erklären, warum es in Frankreich und Großbritannien eben kein Bestseller wurde (245–263). Der letzte Beitrag von Rita Schlusemann geht mit Schwerpunkt auf der Figur der Griseldis der Frage nach, welche Faktoren begünstigten, dass ein Narrativ zu einem Bestseller wurde. Hierbei unterstreicht sie etwa das Gewicht jener Narrative, die bereits im Mittelalter als Manuskripte zirkulierten (265–285).

Das Niveau nahezu aller Beiträge ist sehr hoch. Ein Überblick über die Beiträge-rinnen und -träger sowie ein Index runden den Band ab. Das Buch und die zahlreichen darin enthaltenen Abbildungen sind ansprechend gestaltet. Es wird deutlich, dass die neuzeitlichen Buchmärkte zwar stark national geprägt waren, aber vielfältige Verflechtungen bestanden, die nicht als losgelöst von generellen soziokulturellen Entwicklungen zu betrachten sind. Der Rezensentin als besonders fruchtbar für nachfolgende Studien erscheinen jene Beiträge, in denen national geprägte Forschungstraditionen vorgestellt werden. Dem Band innewohnende Mängel unterstreichen die Notwendigkeit weiterführender Untersuchungen. Mit dem deutschsprachigen Raum, Frankreich, Großbritannien, Irland, Italien, den Niederlanden und Spanien

stehen zwar viele, aber ausschließlich „westliche“ europäische Gebiete im Fokus. Erweiterungen in Richtung des europäischen Nordens und Ostens sind im Zuge der Reihe vermutlich geplant, wünschenswert wären auch globalere Zugänge. Ähnliches gilt für das Erkunden digitaler Analysemethoden jenseits von Online-Katalogen und Datenbanken. Jedenfalls ist der Band für alle relevant, die sich mit der europäischen Buchgeschichte beschäftigen. Es sind ihm eine große Leserschaft und zahlreiche daran anknüpfende Forschungen zu wünschen, damit die transnationale Dimension des europäischen Druckwesens mehr Beachtung findet.

Doris Gruber, Salzburg / Wien

Schaefer, Christina / Simon Zeisberg (Hrsg.), Das Haus schreiben. Bewegungen ökonomischen Wissens in der Literatur der Frühen Neuzeit (Episteme in Bewegung, 13), Wiesbaden 2018, Harrassowitz, 300 S. / Abb., € 68,00.

Seit mindestens einem Jahrzehnt boomt das Interesse für „das Ökonomische“ in Vormoderne und Moderne. Dieses bezieht sich zwar meist auf die moderne Bedeutung des Begriffes, man kann jedoch eine parallele, etwas schwächer ausgeprägte Hinwendung zur alteuropäischen Ökonomik konstatieren, die sich auch in dem vorliegenden Band manifestiert. Er ist im Kontext des Berliner Sonderforschungsbereichs „Episteme in Bewegung“ entstanden, dessen zentrale Prämissen insbesondere die Einleitung der Herausgeber prägen. Einerseits bestätigen sie die Zusammengehörigkeit einer langen, von der Antike bis in die Frühe Neuzeit reichenden Diskursformation, betonen jedoch andererseits, dass diese eben nicht statisch, sondern vielgestaltig und wandelbar gewesen sei. Dementsprechend weicht der Band von der üblichen Fokussierung auf den Übergang von vormodernem zu modernem Ökonomieverständnis ab und konzentriert sich stattdessen auf die „Wandlungsprozesse [...] innerhalb der vormodernen Ökonomie“ (16). Als leitendes Konzept erscheint dabei die schon in anderen Publikationen des Sonderforschungsbereichs herausgearbeitete Iteration, verstanden als nichtidentische Wiederholung, so dass jede Wissenstradierung zugleich etwas Neues produziert. Bei aller Plausibilität dieser Konzeption erscheint die rhetorische Absetzbewegung von der angeblich herrschenden Meinung der totalen Statik der Ökonomievorstellungen übertrieben. Die Frage lässt sich nicht richtig oder falsch beantworten, sondern die Antwort hängt offenkundig von Ziel und Granularität der Forschung ab. Wer mit Blick auf die Entwicklung des modernen Ökonomiebegriffes die Konstanz der vorherigen Konzeption betont, negiert nicht zwangsläufig Variationen innerhalb der traditionellen Ökonomik, sondern fokussiert sie einfach nicht. Beschäftigt man sich dagegen wie in diesem Band mit einzelnen Texten, die noch dazu zeitlich Jahrhunderte oder gar Jahrtausende auseinanderliegen, ist eine gewisse Vielfalt kaum verwunderlich. So oszillieren auch die Aufsätze zwischen der Betonung von Kontinuität und derjenigen von Neuerungen und Eigenheiten.

Die Fallstudien reichen zeitlich vom 13. bis zum 18. Jahrhundert, sie betreffen süd-, west- und mitteleuropäische Texte und stammen mehrheitlich von Literaturwissenschaftler*innen. Systematisch lassen sich die untersuchten Schriften in zwei Gruppen einteilen: 1. Ökonomiken bzw. andere normative Texte, von Ehepredigten bis zu Staatslehren, in denen die Regeln des Haushaltens präsentiert werden; 2. andere, fast immer literarische Werke, die jene Regeln verarbeiten und mehr oder weniger explizit kommentieren. Letztere sind besonders häufig Schwankerzählungen und Komödien, in denen die „Diskussion ökonomischer Fragen [...] einen typischen literarischen Ort hatte“ (Daniel Fulda, 237). Quantitativ überwiegen die literarisch-kommentierenden Texte deutlich. Dabei sind es die normativen Texte, bei denen die iterative Fortent-

wicklung antiker Lehren am deutlichsten wird. Dies ist etwa in den von Rüdiger Schnell vorgestellten Texten zur ehelichen Concordia im Haushalt der Fall, die über die Zeiten hinweg mit dem gleichen Problem zu kämpfen hatten: Wie bringt man die uneingeschränkte Herrschaft des Hausvaters über seine Ehefrau mit der gemeinsamen Führung des Haushaltes unter einen Hut? Differenziert präsentiert Schnell die verschiedenen Varianten, dieses Problem zu lösen bzw. zu umgehen; zudem zeigt er, wie sich die Hausväterliteratur durch Rückbezug auf die antiken Vorlagen und deren Ideal der „diesseitigen Klugheit“ (52) einer christlichen Moralisierung im 16. und 17. Jahrhundert verschloss. Trotz expliziter Angriffe auf Aristoteles liest auch Claudia Opitz-Belakhal Bodins „Six Livres de la République“ als Aktualisierung und Anpassung aristotelischer Vorstellungen an die eigene Gegenwart. Weitere Aufsätze, die sich ganz oder teilweise normativen Quellen widmen, bestätigen das Bild eines beständig laufenden produktiven Prozesses der Auseinandersetzung mit und Adaption von überlieferten Haus-Lehren.

Während die Iteration hier also sehr deutlich wird, betonen die literarischen Quellen und ihre Interpreten stärker das Neuartige. Von den spätmittelalterlichen Fabliaux über das englische Theater der Shakespearezeit und Johann Balthasar Schupps „Kunst Reich zu werden“ (1648/56) bis zu Lessings „Minna von Barnhelm“ reichen die Beispiele, die sich der wachsenden Bedeutung von Geld, Gewinnstreben und Kommerzialisierung sowie deren Gefahren für Gesellschaft und Individuum, der zersetzenden Wirkung des Geldes, aber auch der Flüchtigkeit des pekuniären Glückes widmen. Über das Verhältnis zur traditionellen Ökonomie sind sich die Beitragenden dabei keineswegs einig. Nach Daniel Fulda waren deutsche Komödien des 18. Jahrhunderts ein Ort des „ökonomischen Konservatismus“ (243), wo die traditionellen Fragen von Sozialbeziehungen und Moral verhandelt wurden, bis sich dann in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts langsam die volkswirtschaftliche Bedeutung von Ökonomie Bahn brach. Ähnlich wirkt auch Christina Schaefers italienisches Beispiel aus dem 16. Jahrhundert, das eine Art auf die Bühne gebrachte Ökonomie darstellt. Demgegenüber spielt die alteuropäische Ökonomie in den Aufsätzen zum englischen Theater des frühen 17. Jahrhunderts von Verena Olejniczak Lobsien und Anne Enderwitz kaum noch eine Rolle. Natürlich triefen auch diese Stücke vom Spott über die gewinnsüchtigen Protagonisten, aber dieser ist „weniger [Ausdruck] von Empörung als von Resignation“ (Verena Olejniczak Lobsien, 204). Die neue Zeit – und die neue Ökonomie – hatte demnach endgültig Einzug gehalten. Die divergierenden Befunde laden zum Weiterfragen ein, nicht nur nach nationalen oder temporalen Unterschieden, sondern auch danach, wie man sich den Umschlag von der alten zur neuen Ökonomie eigentlich vorstellen soll bzw. wie sehr er bereits im iterativen Ökonomiediskurs angelegt war. Die Aufsätze weisen hier in unterschiedliche Richtungen; das einleitende Postulat, nur bis an den Rand des epochalen Bedeutungswandels zu gehen, verhindert dabei eine systematische Analyse dieser Frage.

Gleichwohl leistet der Band, was er verspricht. Er bietet eine Zusammenschau vielfältiger, sich mal widersprechender und mal gegenseitig stützender Varianten des Ökonomiediskurses in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Besonders beeindruckend ist die Reihe starker Frauen, die das ganze Buch durchziehen. Sie treten überwiegend, aber eben nicht ausschließlich in den komödienhaften Texten auf, wo sie ihre Weltklugheit einsetzen, um überforderten oder antriebslosen Männern den rechten Weg zu weisen. Der Hausvater als ‚Würstchen‘ – auch das ist ein Teil des alteuropäischen Ökonomiediskurses.

Justus Nipperdey, Saarbrücken

Amslinger, Julia / Franz Fromholzer / Jörg Wesche (Hrsg.), Lose Leute. Figuren, Schauplätze und Künste des Vaganten in der Frühen Neuzeit, Paderborn 2019, Fink, 206 S. / Abb., € 79,00.

Arbeiten zu vagierenden Bevölkerungsgruppen waren in der Frühneuzeitforschung in den letzten Jahren rar gesät. Nach den mittlerweile klassischen sozialgeschichtlichen Studien von Wolfgang von Hippel, Robert Jütte, Ernst Schubert und anderen klappt eine Lücke. Diese ist bedauerlich, da das historische Phänomen für das Verständnis der frühneuzeitlichen Ständegesellschaft eine erhebliche Relevanz besitzt – in quantitativer Hinsicht sowie im Hinblick auf die Vielfalt der Erscheinungsformen und unterschiedlichen Ausprägungen. Nicht nur vertikale Ordnungsvorstellungen waren entscheidend, sondern auch die Differenz zwischen „sesshaft/behaust“ (und damit in ortsfesten herrschaftlichen und sozialen Bindungen lebend) und „vagierend“ war eine zentrale Kategorie. Insbesondere eine Untersuchung unter Berücksichtigung kulturgeschichtlicher Ansätze und Fragestellungen stellt immer noch ein Defizit der deutschsprachigen Forschungslandschaft dar. Insofern liefert der vorliegende Sammelband, der auf eine am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen veranstaltete Tagung zurückgeht, einen wichtigen Beitrag zur frühneuzeitlichen Sozial- und Kulturgeschichte.

In der aussagekräftigen Einführung wird dazu ein innovativer und weiterführender Ansatz vorgestellt, der passgenau an den bisherigen nationalen und internationalen Forschungsstand anschließt. Die vorgeschlagene, der zeitgenössischen Sprache entnommene und titelgebende Bezeichnung „lose Leute“ wird zunächst begriffsgeschichtlich eingegrenzt und als Untersuchungsgegenstand konturiert. Im Ergebnis wird ein selektiver Zugang anvisiert, der Abschied nimmt von der Vorstellung, dass es sich hier um eine wie auch immer zu kategorisierende kohärente Bevölkerungsgruppe handelt, die summarisch gefasst werden kann und generell den sozialen Unterschichten zuzuordnen ist. Eingegrenzt wird die Perspektive schließlich auf nichtsesshafte Gruppen, die einer künstlerischen oder kunstnahen Lebens- und Erwerbsweise nachgingen, deren Fertigkeiten in der Praxis eine mobile Lebensweise förderten und die häufig, wie Akrobaten, Musiker oder Schauspieler, in Gruppen umherzogen. Der Kunstbegriff (der leider nicht weiter definiert wird) ist aus forschungspraktischen und erkenntnisleitenden Interessen sinnvollerweise sehr weit gefasst. Insbesondere anhand von literarischen Texten, aber vereinzelt auch von sozial- und rechtsgeschichtlichen Quellen soll dabei der Wandel von Wertvorstellungen über diese Personengruppen in den Blick genommen werden. Gefragt wird weiterhin nach den sozialen Mechanismen, die dazu führen, dass Personengruppen „lose“ werden und sich neu gruppieren, nach der Rolle, die Kunst dabei spielt, und nach den Narrationen, die sich festmachen lassen. Der Untersuchungszeitraum umfasst die Spanne zwischen 1500 und ca. 1700 und spart damit (wohl bewusst?) die Hochphase der Aufklärung aus, was allerdings nicht explizit thematisiert wird. Gegliedert werden die insgesamt zwölf Beiträge in „Figuren und Ordnungen“, „Künste und Schreibweisen“ sowie „Schauplätze und Raumwissen“. Im ersten Abschnitt mit Aufsätzen von Jörg Wesche, Dirk Niefanger, Josef Bongartz und Bernhard Jahn geht es darum, künstlerische Vaganten als Indikatoren und Figuren gesellschaftlichen Wandels zu begreifen. Im zweiten Abschnitt mit Texten von Dirk Werle, Michael Heinemann, Karin Gludovatz und Andreas Solbach stehen die (Wissens-)Kulturen dieser Gemeinschaften im Mittelpunkt und schließlich im dritten Abschnitt mit Beiträgen von Gerhard Ammerer, Franz Fromholzer und Julia Amslinger verschiedene Orte und Räume, wie Hafenstädte oder Marktplätze, als Aufenthaltsorte dieser Gruppen. Die doch sehr disparaten Beiträge fügen sich nicht wirklich stringent in diese Gliederung des Bandes ein. Leider wird das von den Herausgebern anvisierte

und durchaus überzeugende Konzept von den Autoren nicht immer umgesetzt. Der Bezug zu den eingangs aufgeworfenen Fragestellungen fehlt in einigen Beiträgen oder kann nur mühsam hergestellt werden, etwa bei der Analyse der literarischen Inszenierungen von Hafenstädten in pikaresken Romanen oder bei der Beschreibung des Diskurses über technische Hilfsmittel zur Raumorientierung. Dessen ungeachtet stellen aber diese beiden wie alle der hier versammelten Aufsätze, die durchweg von ausgewiesenen Experten in ihren Themenbereichen verfasst worden sind, für sich eine spannende Lektüre dar. So werden der Leserschaft Einblicke in verschiedene Facetten des frühneuzeitlichen Vagantentums gegeben, wie in das Spiel fahrender Musikanten, die Ortslosigkeit der Figur des Eulenspiegels oder die Lebenswelt der fahrenden Kleinkünstler auf frühneuzeitlichen Märkten.

Insgesamt wird deutlich, dass der Anstieg des Vagantentums nicht nur das obrigkeitliche Regulationsbedürfnis steigerte, was sich in entsprechend ausdifferenzierten Policeyordnungen niederschlug, sondern auch das Bedürfnis nach Typenbildungen in den Vagantenregistern verstärkte sowie vielfältige Figurationen in literarischen Texten evozierte. Eine Folge davon waren weitere, sich verfestigende Stereotypenbildungen über vagierende Personen und letztlich die Kriminalisierung ihrer Lebens- und Erwerbsweisen.

Der Ansatz ist interdisziplinär ausgerichtet, gleichwohl bilden die Aufsätze aus der Literaturwissenschaft den Schwerpunkt des Bandes. Der Ertrag liegt daher zu weiten Teilen in den Rekonstruktionen und Interpretationen der literarischen Figur des Vaganten in der erzählenden Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts. Die detaillierte Bewertung dieser einzelnen Beiträge überlasse ich daher einer Rezension aus germanistischer Feder. Aus sozial- und kulturgeschichtlicher Perspektive sind es insbesondere die so offengelegten Wahrnehmungs- und Verarbeitungsprozesse, die für weitere Forschungen in diesem Bereich relevant sein werden. Abschließend bleibt zu betonen, dass dieser Band sehr sorgfältig redaktionell bearbeitet wurde (was keineswegs mehr eine Selbstverständlichkeit ist), durch aufschlussreiche Abbildungen besticht und für weitere Recherchen ein hilfreiches Personenregister enthält.

Sabine Ullmann, Eichstätt

Schnettger, Matthias, Kaiser und Reich. Eine Verfassungsgeschichte (1500–1806), Stuttgart 2020, Kohlhammer, 406 S. / Abb., € 29,00.

An neueren Darstellungen zur Geschichte des Alten Reiches herrscht kein Mangel. Vom „komplementären Reichsstaat“ G. Schmidts bis zum „teil-modernisierten Reichssystem“ H. Schillings bildet ein stark ausgeprägtes Interesse an den ständisch-föderativen Elementen der Reichsverfassung den kleinsten gemeinsamen Nenner der unterschiedlichen Deutungsangebote. Über Institutionen wie den Reichstag oder das Reichskammergericht wissen wir deshalb erfreulich viel, über das kaiserliche Amt weiterhin bemerkenswert wenig. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass über dem „neuen Bild vom Alten Reich“ (A. Schindling) somit noch immer der lange Schatten jener kleindeutschen Geschichtsschreibung liegt, die in den Einleitungen zahlreicher Studien routiniert abgekanzelt wird. Schließlich waren es Droysen und Co, die das habsburgische Kaisertum im 19. Jahrhundert förmlich aus Deutschland herauschrieben. Mit der vorliegenden Verfassungsgeschichte, die sozial- und kulturgeschichtliche Zugänge miteinander verknüpft, schickt sich Matthias Schnettger an, das Reich in seinen Gliedern neu zu vermessen. Dabei erfahren hierarchische Elemente, namentlich das Kaisertum und das Lehnswesen, besondere Würdigung. Der Autor erkennt keineswegs, dass der um 1500 einsetzende institutionelle Verdichtungspro-

zess zu einer tendenziellen Verengung des Reichsbegriffs auf das Reich der Deutschen geführt hat. Er betont jedoch zu Recht die Persistenz älterer Reichsbegriffe. So markierte die Abdankung Karls V. keinen Abschied Habsburgs von der Idee eines römischen Universalreichs, die über Jahrhunderte hinweg die Präeminenz des Kaisers gegenüber den übrigen europäischen Monarchen begründete, im „Kaiserstil“ Karls VI. einen späten architektonischen Ausdruck fand und erst mit der Annahme des österreichischen Kaisertitels durch Franz II. endgültig ad acta gelegt wurde. Auch das Lehnswesen wandelte sich zwar vom Ritual unter Anwesenden zu einem Rechts- und Verwaltungsakt, blieb jedoch bis weit ins 18. Jahrhundert hinein von großer Bedeutung, wie Schnettger nicht nur mit Blick auf Italien, sondern auch auf „Reichstagsdeutschland“ darlegt. Der Autor verzichtet deshalb darauf, dieses vielschichtige und spezifisch vormoderne Gemeinwesen ex post auf einen eindeutigen Begriff zu bringen und spricht stattdessen von einem „Handlungsraum“ (15). Wie sich dieser Raum zwischen dem ausgehenden 15. Jahrhundert und 1806 entwickelte und welche Kräfte in Kooperation und Konflikt auf ihn einwirkten, wird zunächst in sechs chronologisch angelegten Kapiteln geschildert. Im Anschluss widmet sich Schnettger in thematisch angelegten Abschnitten der Frage, was das Reich zusammenhielt (Reichsgerichte, Lehnswesen, Reichskreise, Kommunikation), dem Reich in seinen Gliedern (Territorien, Reichskirche, Reichsritterschaft, Reichsstädte, Judenschaften), den Peripherien sowie der zeitgenössischen Wahrnehmung und der Rezeptionsgeschichte des Reiches. Dem Gesamteindruck nach handelt es sich um eine ausgesprochen gelungene Synthese, die ihren Platz unter den Referenzwerken zum Alten Reich finden dürfte. Souverän meistert Schnettger die Herausforderung, drei Jahrhunderte mitteleuropäischer Geschichte auf rund 350 Seiten ausgewogen und übersichtlich zu präsentieren. Die Darstellung ist von großer Sachkenntnis getragen, flüssig geschrieben und kommt ohne „Reichseuphorie“ (337) aus. In der Interaktion von Kaiser und Reich sieht Schnettger in Ersterem „den wichtigsten Mann im Reich“ (29), ohne zu übersehen, dass sich die Staatsbildung spätestens seit dem frühen 16. Jahrhundert nicht auf Ebene des Reiches, sondern auf jener der großen weltlichen Territorien vollzog. Gleichwohl verfügten die Kaiser mit dem oberstrichterlichen Amt und den Reservatrechten über wichtige Einflussmöglichkeiten, die sich in Verbindung mit ihrer Hausmacht zu einer wirksamen Patronage- und Klientelpolitik nutzen ließen – und zwar über 1648 hinaus. Denn während der Westfälische Friedensvertrag zahlreiche „Grauzonen“ (136) verringerte, eröffnete die kommunikative Verdichtung des Reiches neue Möglichkeiten. Vielversprechend scheint mir deshalb der Ansatz Schnettgers zu sein, das Reich in Anknüpfung an die Terminologie W. Reinhardts als einen Handlungsraum zu begreifen, in dem die kaiserliche Stellung vornehmlich auf mikropolitischen Praktiken beruhte. Die sich wandelnden Rahmenbedingungen dieser Praktiken vermisst Schnettger präzise. Dies gilt etwa für die Einschätzung, dass der in die finale Krise mündende Entfremdungsprozess zwischen Kaiser und Reich bereits vor 1740 einsetzte, denn nicht nur Preußen, sondern auch die Kaisermacht Österreich begann in jenen Jahren aus dem Reich herauszuwachsen. Allerdings stößt auch Schnettger dort an die Grenzen des derzeit Möglichen, wo es um die Verknüpfung der „großen Politik“ mit konkreten mikropolitischen Praktiken der Hofburg geht. Schließlich ist unsere mangelnde Kenntnis des frühneuzeitlichen Kaisertums in erster Linie einem ungenügenden Quellenzugang geschuldet. Mehr als einen Regalkilometer umfasst im Haus-, Hof- und Staatsarchiv (HHStA) die Bestandsgruppe „Reichsarchive“, die mit weitem Abstand das größte zusammenhängende Archivkorpus bildet, welches uns das Alte Reich hinterlassen hat. Hinreichend detaillierte Verzeichnungen liegen allenfalls für 10 Prozent dieser Akten und Protokolle vor. Angesichts der Größe der Aufgabe konnte hieran auch die seit einigen Jahren laufende, zunächst bis 2024 befristete Erschließung der Reichshof-

ratsakten noch nichts Grundsätzliches ändern. Es spricht Bände, dass die Institutionengeschichte von Reichskanzlei und Reichshofrat zuletzt 1933 bzw. 1942 bearbeitet worden ist. Diesen unzureichenden Grundlagen muss auch Schnettger Tribut zollen, sobald es um konkrete Praktiken der Wiener Reichsbehörden geht. Unzutreffend ist etwa die Aussage, Nobilitierungen seien ebenso wie alle Gratials- oder Gnadensachen vom Reichshofrat bearbeitet worden (217). Tatsächlich lag die Zuständigkeit nicht nur für Nobilitierungen, sondern auch für zahlreiche Gratialsachen seit dem 17. Jahrhundert bei der Reichskanzlei. Allerdings ist die heutige Tektonik des HHStA hinsichtlich der Zuständigkeitsfrage hochgradig irreführend, wie noch unpublizierte Studien U. Rasches belegen. Es wirft ein grelles Licht auf unseren Kenntnisstand über die Wiener Reichsbehörden, dass sich die Forschung selbst mit Blick auf die Handhabung der wohl wichtigsten mikropolitischen Ressource des Kaisertums derart im Unklaren befindet. Zumindest angreifbar ist ferner die Aussage, der Reichshofrat habe in den meisten Fällen „allein“ (217) entschieden und seiner Spruchfähigkeit ausweislich der *nota ad imperatorem* weniger die Hausmachtinteressen als das Reichsrecht zugrunde gelegt. Hier wird die Autonomie des Verfahrens überschätzt, denn die Hausmachtinteressen waren längst eingepreist, wenn der Reichshofrat daran ging, ein Votum zu verfassen. Das Kollegialgutachten basierte nämlich in der Regel auf der Vorlage eines in informelle höfische Abstimmungsprozesse eingebundenen Berichterstatters. Auch in der Hofburg beherrschte man die Kunst der „Formalisierung des Informellen“ (B. Emich) und wusste jenen Darstellungszwängen Rechnung zu tragen, denen selbst das schriftlich-mittelbare Reichshofratsverfahren unterlag. Textimmanente Zugänge sind der Analyse der Prozessakten folglich nicht angemessen und verstellen den Blick für die verfassungsgeschichtliche Regression, die mit der Gewichtsverlagerung vom formstrengherrscherfern agierenden Reichskammergericht zum Reichshofrat nach 1648 einherging. Fazit: Die vorliegende Studie bildet in meinen Augen nicht nur eine vorzügliche verfassungsgeschichtliche Synthese, sondern auch einen wichtigen Schritt zur Neubewertung des habsburgischen Kaisertums, die freilich nur dann gelingen kann, wenn die Frühneuzeitforschung die Auseinandersetzung mit den Wiener Archivbeständen langfristig als ihre Aufgabe begreift.

Tobias Schenk, Wien

Meyer, Thomas H., „Rute“ Gottes und „Beschiß“ des Teufels. Theologische Magie- und Hexenlehre an der Universität Tübingen in der frühen Neuzeit, Hamburg 2019, trediton, XI u. 372 S. / Abb., € 24,00.

Der Teufel ist aus dem theologischen Diskurs weitgehend verschwunden. In der Frühen Neuzeit indes war er fester Bestandteil aller akademischen Disziplinen. Thomas Meyer geht den Unterschieden auf den Grund, die Tübinger Theologen machten, wenn sie vom Teufel, von Hexen und Dämonen sprachen. Die Theologieprofessoren der 1477 gegründeten württembergischen Universität waren nämlich von Amts wegen stets auch Gemeindeprediger und brachten ihre wissenschaftlichen Ergebnisse auf diesem Weg in die Seelsorge ein. Dem „Elfenbeinturm Hörsaal“ als Ort einer „innertheologischen Binnenkommunikation“ und den daraus resultierenden lateinischen Traktaten stellt Meyer den katechetisch-pastoralen Zusammenhang der „Alltagswelt Kirche“ in Form deutscher Predigten und ihrem nicht notwendigerweise akademisch gebildeten Publikum gegenüber (5, 13). Die Dissertation ist somit angesiedelt an der Schnittstelle von Hexenforschung, allgemeiner Theologie- und Universitätsgeschichte.

Der Autor stellt zunächst ausführlich die Quellen und Traditionslinien zusammen, aus denen sich das Denken der Württemberger Theologen speiste und die eine „dämonologische *opinio communis*“ (60), die von Meyer so genannte „Tübinger Schule“

konstituierten: Die von Menschen praktizierte Magie hatte ihr zufolge keine eigentliche Wirkung. Sie beruhte vielmehr auf der Tätigkeit von Dämonen und somit letztlich auf der *permissio dei* (140). Hexen avancierten in dieser providentialistischen Weltsicht „von Tätern an der christlichen Gemeinschaft zu Opfern der teuflischen Verführungsmacht“ (199).

Der „chronologische Durchgang“ durch die dogmatischen Texte, der im zweiten Hauptteil parallel für das pastorale Predigtcorpus durchgeführt wird, beschränkt sich weitgehend auf fünf Autoren. Als Predigtautoren listet Meyer bis auf zwei Ausnahmen andere, in seiner Studie bislang nicht genannte Männer auf. Angereichert wird dieser Bestand mit einem Dutzend Pfarrer, die größtenteils weder in Tübingen studiert hatten noch dort gelehrt haben, die Meyer angesichts inhaltlicher Ähnlichkeiten aber der „Tübinger Schule“ zurechnet. Zu den Predigten gesellen sich noch andere Textgattungen wie Theaterstücke. Meyer durchbricht also seine selbst gewählten Kategorien und Kriterien (Traktate und Predigten, Universität Tübingen, Magie- und Hexenthema). Die nicht stringent chronologisch geordneten Abschnitte zu den „von der Tübinger Theologie inspirierte[n] Prediger[n]“ (275) fallen teils äußerst kurz aus und beschränken sich mitunter auf wenige Zeilen (271), ein Indiz der generellen Unausgewogenheit, mit der sich die Studie ihren Protagonisten und deren jeweiligen Positionen nähert. Fünf Vertreter einer kontrastierenden „anderen‘ Schule“, die sich durch „lutherischen Verfolgungseifer“ auszeichnete (279), runden den zweiten Teil ab. Ihr Bezug zu Tübingen bleibt unklar; auch sie haben dort weder studiert noch gelehrt.

Der auffallend kurz gehaltene dritte Hauptteil (301–308) befasst sich mit drei ‚echten‘ Teufelspakten aus der Feder Tübinger Theologiestudenten, die sich buchstäblich und eigenhändig dem Teufel verschrieben hatten. Aufgrund exakter Gerichtsrechte wurden ihre Fälle vor einem universitären und von Theologen dominierten Gremium verhandelt. Meyer zieht diese drei Fälle heran „als eine Art Probe [...], welche Maximen für die Theologen in der Praxis maßgeblich waren“ (302). Den 1596, 1698 und 1707 geführten Prozessen zum Trotz behauptet Meyer, das Magiethema habe seine „Alltagsrelevanz“ Ende des 17. Jahrhunderts verloren (314).

Zu den Errungenschaften von Meyers Studie zählt es, der bereits 1972 von Erik Midelfort erforschten „württembergischen Predigttradition“ („preaching tradition“, 287) als „Korrektiv“ eine korrespondierende „teaching tradition“ hinzugefügt zu haben (321). Erst beide zusammen ermöglichen ein differenziertes Spektrum der theologischen Positionen in diesem Bereich und zeigen die „tatsächliche Mittelstellung der ‚Tübinger Schule‘ zwischen den dämonologischen Extremen“ (126).

Meyer verortet die Tübinger Publikationen zudem innerhalb des Lehrrepertoires sich herausbildender Konfessionskirchen. Die Existenz und Wirkungsmacht des Teufels wurden im orthodox-lutherischen Württemberg nie gelehrt. Das konfessionell aufgeladene Phänomen des Magie- und Hexenglaubens indes mit seinen nun als ‚magisch‘ diffamierten Praktiken wurde im lutherisch geprägten Herzogtum früh zu „etwas Rückständigem, das es nur noch bei den Katholiken gab“ (316). Bemerkenswert sind die immer wieder erfolgenden Seitenhiebe der Tübinger Akademiker gegen den „ideologische[n] Hauptfeind“ (185): die altgläubige Seite mit ihren Riten, dem Sakramentalienwesen und der Wundergläubigkeit ihrer Anhänger (119 f., 182, 236). Die moderate Tübinger Haltung in Hexenfragen wurde so zu einem „konfessionellen Unterscheidungsmerkmal“ (279).

Meyers ausschließlich auf gedruckten und edierten Quellen basierende Studie befasst sich aber nicht nur inhaltlich mit den Texten, sondern denkt auch über für die Fragestellung ebenso wichtige Aspekte wie deren Rezeption und Auflagenhöhe nach

(186). Es überrascht allerdings, dass eine Arbeit zur dämonologischen „Tübinger Schule“ zwischen 1500 und 1700, die sich häufig mit dem vermeintlichen Hexenwerk des Wettermachens befasst (133–138, 171–174, 213, 220 f.), kein Wort über eines der in der modernen Hexenforschung populärsten Druckerzeugnisse zu ebendiesem Thema aus ebendieser Stadt verliert: den 1616 anonym erschienenen und in Tübingen gedruckten „Zwo Hexen Zeitung[en]“, deren Autor durchaus aus dem Umfeld der von Meyer vorgestellten Akademiker stammen könnte.

Bedauerlicherweise bezieht Meyer die bereits existierende Forschung zur Tübinger Juristenfakultät und ihre klassische Rolle in den Hexenprozessen (Sauer 2010) nur am Rande mit ein (190, 201), obwohl das Geben von Empfehlungen im Rahmen der Aktenversendung zu den wichtigsten universitären Aufgaben im Hexereiprozess zählte. Welche Rolle die Tübinger Theologen und ihre Schriften für ihre juristischen Kollegen spielten, bleibt ebenso offen wie der tatsächliche Rezipientenkreis lateinischer Traktate und gedruckter deutscher Predigten, die – ebenso wie ihre Leser – nicht grundsätzlich als unwissenschaftlich deklariert werden sollten.

Dass sich Theologen zu ein und demselben Thema situationsbedingt unterschiedlich äußern und andere Akzente setzen, stellt letztlich eine triviale Erkenntnis dar. Meyers „grundsätzliche Beobachtung, dass dieselben Personen in verschiedenen Kontexten [...] verschiedene Textsorten mit deutlich verschiedenen Aussagen produzierten“ (27), suggeriert indes eklatante Gegensätze innerhalb des Schriftrepertoires ein und derselben Person. Diese Behauptung kann sein Sample jedoch nicht stützen. Selbst seine am Ende relativierte These, „dass die Predigten der Tübinger Theologen zu ihren eigenen dogmatischen Aussagen nicht exakt parallel gehen“ (322), kann Meyer nur partiell belegen, da seine Beurteilung bei genauem Hinsehen auf einer einzigen Person basiert, von der tatsächlich sowohl universitäre als auch homiletische Texte zum selben Gegenstand überliefert sind: Jakob Heerbrand, einer der renommiertesten Dogmatiker seiner Zeit, kommt bei Meyer einerseits eine „Schlüsselfunktion“ (159) zu. Das Ergebnis der Studie fällt folgerichtig selbst im Hinblick auf ihren Protagonisten noch zurückhaltend aus: „Statt eines radikalen Bruches kann man die Differenz zwischen theoretischen und pastoralen Texten Heerbrands eher als eine Umakzentuierung aus seelsorgerlichen Gründen ansehen.“ (232) Da Meyer andererseits aber auch Theologen, die weit über Tübingen hinaus tätig waren, in Form einer großzügig definierten „Tübinger Schule“ in seine Untersuchung einbezieht, wäre es sinnvoll gewesen, den Titel der Arbeit zu präzisieren.

Andreas Flurschütz da Cruz, Bamberg

Rinke, Stefan, Conquistadoren und Azteken. Cortés und die Eroberung Mexikos, München 2019, Beck, 399 S. / Abb., € 28,00.

Stefan Rinke hat ein perspektivenreiches Buch verfasst, das ausgehend von der Biographie des Konquistadoren Hernán Cortés die Geschichte der Eroberung des Hochlands von Mexiko erzählt und dabei kapitel- und abschnittsweise auch in die Geschichte desjenigen Teils Altamerikas einführt, der von den Mexica bzw. Azteken dominiert wurde. Die Erkenntnisse der jüngeren Forschung würden freilich nahelegen, die Perspektive noch radikaler umzudrehen: Die Eroberung Tenochtitlans war Ergebnis eines riesigen mesoamerikanischen Konflikts. Wie Rinke selbst schreibt: „Es handelte sich um einen erfolgreichen Aufstand indigener Ethnien gegen ihren Triubherrn. Cortés und seine Hueste spielten darin eigentlich eine Nebenrolle.“ (330) Im Buch spielen sie die Hauptrolle, was nicht nur europäische Lesererwartungen spiegelt, sondern auch die trotz aller Bemühungen nach wie vor asymmetrische Quellenlage. Nicht nur dass weit mehr spanische als indigene Quellen vorliegen. Das Gros der frühen

spanischen Quellen ist vom Interesse der Konquistadoren geprägt, die Vorgänge so darzustellen, dass ihre jeweilige ‚Leistung‘ darin besonders verdienstvoll erscheint. Und Cortés beherrschte die Kunst der Selbstdarstellung wie kaum ein anderer. Vieles, was wir über ihn ‚wissen‘, stammt aus seiner eigenen Feder oder aus einem Kreis von Autoren, die ihm zugeneigt oder verpflichtet waren.

Eine der Leistungen des Buches besteht darin, die an Konquistadoren und Eroberungsvorgängen interessierten Leser mit dem differenzierten Forschungsstand zu konfrontieren, der sonst häufig nur in der spanisch- oder englischsprachigen Spezialliteratur verfügbar ist. Das betrifft viele Bereiche, beginnend mit der Beurteilung der Authentizität und Autorenschaft grundlegender Quellentexte, etwa der Bernal Díaz del Castillo zugeschriebenen „Historia verdadera“. Es betrifft auch die Frage der indigenen Annahmen über die Natur und Fähigkeiten der Spanier. Die Lektüre gleicht dabei in groben Zügen den Reisewegen des Hernán Cortés, macht aber gleichsam auf verschiedenen Feldern Rast, was Rinke die Gelegenheit eröffnet, in die Besonderheiten der dort lebenden indigenen Völker und jeweiligen Umstände einzuführen oder systematische Fragen zu stellen, etwa nach den Motiven der Konquistadoren und ihrer ‚Gier nach Gold‘, nach der Sonderrolle Tlaxcalas oder der Kultur und Lebensform der Azteken. Auch werden indigene Städte detailliert beschrieben, allen voran die so ungewöhnlich im Texcoco-See gelegenen Hauptstadt Tenochtitlan wie auch das Leben in der sich konsolidierenden Kolonialgesellschaft. Nach solchen beschreibenden Abschnitten geht es dann wieder um Kriegslist, Raub und Schlachten, um rettende Zufälle, schicksalsvolle Wendungen, Menschenopfer und Massaker. Es gehört dabei zu den Vorzügen des Buches, dass immer dort, wo die Erzählung auf umstrittenen Quellen aufruht, dies signalisiert wird wie auch, falls mehrere Deutungen möglich sind, diese vorgestellt und diskutiert werden.

Rinkes Buch informiert auf höchstem Niveau und ist Seite für Seite eine gute Lektüre. Es ist hingegen nicht als eine Studie angelegt, die selbst neue Thesen formuliert oder bestehende Festlegungen der Forschung grundlegend hinterfragt. Das wäre eine ganz andere, eher analytische Aufgabe gewesen, die sich mit der Beschreibung der Ereignisse auch kaum verträgt. Denn es scheint fast unmöglich, sich dem Plot der Eroberung ganz zu entziehen. Es ist eben doch die Geschichte eines größte Widerstände überwindenden Siegs mit welthistorischen Folgen, dessen Protagonisten die Spanier bleiben, auch wenn man noch so oft betont, wie Rinke es tut, dass sie einen oft verschwindend kleinen Truppenanteil im Heer der Indigenen stellten und ihre indigenen Alliierten eigene Pläne verfolgten. Aber wem gelang es, wenn nicht den Spaniern, die Kräfte zu bündeln, die Beute an sich zu reißen und die Geschichte ihres Sieges zu erzählen? Das Buch Rinkes zeigt so auch, was alles auf den Prüfstein müsste, wollte man weiter dekonstruieren. Dazu gehören gewiss die scheinbar unsterblichen Stereotype, denen zufolge die Konquistadoren „Glücksritter“ waren, die nach „Ruhm“ ebenso strebten wie nach „Gold und Reichtum“ (66). Es gehören dazu auch Begriffe wie „hueste“ und „caudillo“, die weiterleben, obwohl sie in den handschriftlichen Quellen so gut wie nicht vorkommen und von spanisch-nationalistischen Historikern, insbesondere Marcelino Menéndez y Pelayo und seinen Schülern, gesetzt wurden, um die Raubzüge in der Neuen Welt mit der christlichen Tradition von Kreuzzug und Reconquista zu verbinden. Und es würden dazu weitere gründliche Analysen der Ökonomie der Conquista, der unheilvollen Allianz von Religiosität und Gewalt, der Logik alternativen Erfolgs usw. gehören. Zu all dem besteht, auch nachdem sich die Forschung in Kompensation früherer Versäumnisse in den letzten Jahrzehnten fast ausschließlich auf indigene Quellen und Aktivitäten konzentriert hat, mittlerweile erheblicher Nachholbedarf. Rinkes Buch möge Anlass bieten, sich auch in der

deutschsprachigen Lateinamerikaforschung noch intensiver mit dieser sehr frühen, aber formativen Phase der Geschichte Lateinamerikas zu beschäftigen.

Arndt Brendecke, München

Kleinehagenbrock, Frank / Dorothea Klein / Anuschka Tischer / Joachim Hamm (Hrsg.), *Reformation und katholische Reform. Zwischen Kontinuität und Innovation* (Publikationen aus dem Kolleg „Mittelalter und Frühe Neuzeit“, 7), Würzburg 2019, Königshausen & Neumann, VIII u. 602 S. / Abb., € 68,00.

Der vorliegende Band versammelt Beiträge aus zwei Vortragszyklen, die im Sommersemester 2017 und dem darauffolgenden Wintersemester an der Universität Würzburg gehalten wurden. Anlass dafür waren zwei Jahrestage: das Reformationsjubiläum 1517 und der 400. Todestag des ehemaligen Würzburger Fürstbischofs und katholischen Reformers Julius Echter von Mespelbrunn. In diesem historischen Zeit- und Spannungsfeld sind die Beiträge angesiedelt, die versuchen, mit theologischen sowie kirchen-, sozial- und kulturgeschichtlichen Herangehensweisen die Konstruktion unterschiedlicher Glaubensformen zu ergründen. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf dem Alten Reich; dennoch werden auch Blicke insbesondere auf Frankreich und die Eidgenossenschaft geworfen.

Im ersten Teil des Bandes werden die Reformnotwendigkeiten, -diskurse und -umsetzungen seit dem Spätmittelalter diskutiert, in deren Tradition sich Reformatoren und Reformen auch nach 1517 einschrieben. Anuschka Tischer zeigt, dass die spätmittelalterlichen Reichsreformen mit dem Kulminationspunkt des Wormser Reichstags 1495 die Grundlage für die spätere Politisierung und Verrechtlichung der konfessionellen Unterschiede waren. Die Reformation bewegte sich demnach „in der Dynamik einer Verfassungsreform“. Dominik Burkard befasst sich mit der Ekklesiologie zwischen den Konzilien von Konstanz und Trient und dokumentiert die reiche Tradition synodaler Wege für Reform auch in der alten Kirche, die im 16. Jahrhundert dem Primat des Papstes zum Opfer fiel. Wolfgang Weiß zeigt anhand des Bistums Würzburg, wie langwierig, unvollkommen und von Rückschlägen gekennzeichnet die Reformen ab dem späten 14. Jahrhundert abliefen. Deutlich wird zugleich, dass die Sukzession reformerisch engagierter Bischöfe an der Spitze des Bistums nicht selbstverständlich war.

Im zweiten Teil des Sammelbands befassen sich die Autoren mit großen Persönlichkeiten der Reformation. Albrecht Beutel untersucht die ekklesiologische Taxonomie bei Martin Luther, der sich seit den 1520er Jahren – nach anfänglichem und gelegentlich weiter anhaltendem Abwehren – die zunächst von Altgläubigen für seine Konfession verwendete Bezeichnung „lutherisch“ positiv aneignete. Martin Heckel befasst sich mit dem Toleranzverständnis bei Luther, das der Wittenberger in einer weiten Form spätestens ab den Bauernkriegen verwarf. Martin Ohst erläutert die Rolle Thomas Morus' als Gegner Luthers. Ulrich Niggemann zeichnet für Frankreich nach, wie humanistisch-reformerische Kreise ab etwa 1540 durch deutlich aggressivere reformierte Persönlichkeiten wie insbesondere Jean Calvin verdrängt wurden. Die presbyterial-synodale Kirchenorganisation machte demnach den über weite Strecken brutal verfolgten Calvinismus in Frankreich erfolgreich, aber nicht so erfolgreich, dass die Reformation dort breite Teile der Bevölkerung im ganzen Land für sich gewinnen konnte. Christian Mühling zeichnet die Debatten um den Begriff „Calvinisten“ nach, um schließlich dafür zu argumentieren, auch in der Forschung die calvinistische Selbstbezeichnung „Reformierte“ zu gebrauchen.

Teil drei fasst Beiträge zusammen, die sich mit dem kulturellen Wandel im Reformationszeitalter auseinandersetzen. Matthias Schulz untersucht Luthers Bibelübersetzung. Dabei zeigt sich, dass Luther als Mann aus der Mitte des deutschen Sprachgebiets sehr günstige sprachliche Voraussetzungen mitbrachte, um die Menschen im gesamten Sprachraum zu erreichen. Zu seinem Erfolg trug demnach auch Luthers Sprachmächtigkeit bei, wobei der Wittenberger dem Volk nicht (nur) auf den Mund schaute, sondern latinisierende, weniger eingängige Sprachmomente beibehielt, wenn ihm dies theologisch nötig erschien. Horst Brunner widmet sich in zwei Beiträgen der literarischen Bedeutung der Lutherbibel und der maßgeblichen Prägung des deutschen Kirchenlieds im 16. Jahrhundert durch den Reformator. Johannes Schwitalla untersucht die Publikationen und Publikationsformen der Reformatoren und deren Kontroversen mit volkssprachlichen altgläubigen Autoren. Dabei betont Schwitalla den großen Einfluss, den evangelische Schriften auf das reformatorische Lager hatten. Dagegen hält er den Erfolg altgläubiger Kontroversschriften besonders in altkirchlichen Kreisen für nicht stark genug. Anschließend folgen Fallstudien von Stephan Kraft zum Susannenspiel als beispielhaftem protestantischem Bibeldrama und von Stefan Bürger zu Baukunst und Architektur ab dem Spätmittelalter und deren Entwicklung im Zeitalter der Konfessionsspaltungen. Eckhard Leuschner untersucht Bilder des Jüngsten Gerichts und deren Ausprägungen vor, während und nach der Reformation. Felix Diergarten erläutert die Entwicklung und Funktion von Musik in der katholischen Reform. Matthias Stickler schließlich beleuchtet die Konfessionalisierung der Universitäten.

Der vierte und letzte Teil des Bands versammelt Beiträge zur langfristigen Geschichte der Konfessionen. Rainer Leng überprüft die gängigen Konfessionalisierungsthese anhand der Würzburger Landstadt Gerolzhofen, in der gegen Ende des 16. Jahrhunderts über 80 Prozent der Bewohner protestantisch waren. In Ermangelung durchdringender obrigkeitlicher Vorgaben stellt Leng zunächst eine „Selbstkonfessionalisierung“ der Menschen fest und konstatiert die retardierende, vermittelnde Funktion lokaler Amtsträger und Geistlicher, bevor es zu einer weitgehenden und erzwungenen Katholisierung der Stadt durch den Obrigkeitsstaat kam. Frank Kleinhagenbrock zeigt, dass das wichtigste Ergebnis der Reformation das Nebeneinander der Glaubensrichtungen war, und betont, dass diese Zeit eine „ganz wesentliche Voraussetzung für die moderne Religionsfreiheit in Deutschland“ geschaffen habe. Dabei verweist er auf die festgefrorene und von möglichen Glaubensveränderungen der Obrigkeit prinzipiell losgelöste Glaubensspaltung durch die Regelungen des Normaljahrs 1624 im Westfälischen Frieden. Zersplitterung, nicht territoriale und konfessionelle Einheit war demnach die neue Normalität des 17. Jahrhunderts. Dies gilt auch für die sich heftig beharkenden protestantischen Strömungen um das Jahr 1700, wie Alexander Schunka in seinem anschließenden Beitrag zeigt. Volker Leppin versucht danach erneut eine epochale Einordnung des Phänomens Reformation, bevor Winfried Frey mit einer Nachlese auf die „Lutherdekade“ schließt.

Unter den Beiträgen des Bandes sind eine Reihe innovativer und neuer Ansätze und Erkenntnisse, insbesondere dort, wo konkrete Fallstudien die komplexen sozialen Differenzbildungen der Religionskulturen des 16. und 17. Jahrhunderts zeigen und sich von essentialistischen und etatistischen Ausgangspunkten entfernen. Umso überraschender ist es, dass sich viele Autoren auch 30 Jahre nach Begründung des Konfessionalisierungsparadigmas noch an diesem abarbeiten; es gäbe mittlerweile neuere Bezugspunkte, insbesondere auch aus der internationalen Forschung. Abschließend

hingewiesen sei zudem auf die problematische Tatsache, dass von den 22 Beiträgen nur einer von einer Frau verfasst wurde. Muss das 500 Jahre nach Luther noch so sein?

Marc Mudrak, Berlin

Wendebourg, Dorothea / Euan Cameron / Martin Ohst (Hrsg.), Sister Reformation III. From Reformation Movements to Reformation Churches in the Holy Roman Empire and on the British Isles / Schwesterreformationen III. Von der reformatorischen Bewegung zur Kirche im Heiligen Römischen Reich und auf den britischen Inseln, Tübingen 2019, Mohr Siebeck, XXIII u. 630 S., € 184,00.

Wie seine beiden Vorgänger gleichen Obertitels (Tübingen 2010 bzw. 2014, Mohr Siebeck) ist der hier vorzustellende Sammelband das Ergebnis einer internationalen Tagung: Während man sich 2009 vornehmlich akteurszentriert mit den Beziehungen zwischen deutscher und englischer Reformation und 2012 eher ideengeschichtlich mit reformatorischer Ethik befasste, standen im April 2018 in Berlin reformatorische Institutionalisierungsprozesse diesseits und jenseits des Ärmelkanals im Mittelpunkt, wobei erstmals auch Schottland berücksichtigt wurde.

Den Auftakt bilden überblicksartige Skizzen, die das Phänomen jeweils für England (Ashley Null, 3–26), Schottland (John McCallum, 39–50) und das Heilige Römische Reich (Dorothea Wendebourg, Andreas Stegmann und Martin Ohst, 27–31) zu umreißen suchen. Die von Null und McCallum hierzu gebotenen forschungsgeschichtlichen Einführungen dienen dem Anliegen des Bandes, weitere Forschungen zu initiieren (vgl. XII), in besonderer Weise; dass für das Heilige Römische Reich ein vergleichbarer Beitrag „nicht zustandekam“ (V), ist den Verfassern der statt dessen abgedruckten Thesen zwar nicht anzulasten, aber umso mehr zu bedauern, als die dem deutschen Text hier (wie durchgängig bei allen weiteren deutschsprachigen Beiträgen des Bandes) folgende englische Übersetzung für Interessierte aus dem angelsächsischen Sprachraum einen guten Zugang zum aktuellen Stand deutschsprachiger Reformationshistoriographie geboten hätte.

Die drei den Band beschließenden Aufsätze versuchen, dem (nicht nur) ekklesialen reformatorischen Selbstverständnis auf die Spur zu kommen und so den Fokus wieder vom Detail auf größere Zusammenhänge zu richten. Reizvoll erscheint es, dass dabei der Blick buchstäblich über den Kanal geworfen wird, indem Martin Ohst anhand einer Fallstudie zu den beiden „Books of Homilies“ nach dem Selbstbild der englischen Reformation fragt (583–601), während Euan Cameron dies für den Wittenberger und Schweizer Kontext tut (548–564). Dass in beiden Beiträgen die Abgrenzung gegen ein als dekadent (Reich) oder unterjochend (England) apostrophiertes Papsttum als zentraler Faktor des Selbstbildes beschrieben wird, trifft sich mit den Beobachtungen Kristen Post Waltons zur schottischen Reformation (565–581).

Gerahmt von diesen großräumigeren Beiträgen entfaltet sich ein bunter Reigen von Detailstudien: Albrecht Beutel beleuchtet exemplarisch anhand von Luther und Lattimer die Bedeutung der Predigt im Spannungsverhältnis zur durch die volkssprachliche Bibel stimulierten theologischen Theoriebildung von Laien (53–72; die Attribuierung derjenigen, welche die Unterschiede zwischen England und dem Reich stärker markieren und die Vergleichbarkeit dieser Kontexte in Frage stellen, als „beziehungsgestörte Autisten“ [53] gleich zu Beginn des Beitrags hätte für die Drucklegung vielleicht getilgt werden können). Der Bedeutung des Singens für die Reformation, vor allem im Rahmen reformatorischer Gottesdienstordnungen, geht Konrad Klek nach (93–107) und weist dabei insbesondere auf die unterschiedlichen Verwen-

dungsweisen der von Luther inspirierten Gesangbücher und der in Straßburg und von dort aus in Genf entwickelten Singpsalter hin. Thomas Kaufmanns Beitrag (125–146) konstatiert mit Blick auf William Tyndal und dessen distanzierendes Verhältnis zu den Größen der Wittenberger Reformation, dass sich bereits in den 1520er Jahren „der theologische ‚Sonderweg‘ des englischen Protestantismus“ abgezeichnet habe (146), der die deutsche und die englische Reformation zu „eher fremde[n] Schwestern“ (ebd.) mache. Dass reformatorische Kirchwerdungsprozesse die gesamte Gesellschaft umspannende Auswirkungen hatten, verdeutlichen die wiederum komparatistisch England und das Reich betrachtenden Beiträge von Wolf-Friedrich Schäufele zur Bedeutung der Familie für diese Prozesse (169–190) sowie von Susann Karant-Nunn zur Rolle der Ehe (213–230; dieser Beitrag bietet zugleich eine hilfreiche Übersicht über die an Gender-Fragen interessierte Reformationshistoriographie). Der umfassenden Frage, wie mittelalterliche Parochien zu reformatorischen Kirchengemeinden wurden, widmet sich Amy Nelson Burnett (231–248), wobei sie besonders auf die in England wie im Reich prägenden Unterschiede zwischen städtischem und ländlichem Kontext hinweist und herausstreicht, dass es für den mehrere Generationen umspannenden Vorgang der „creation of the Protestant Parish“ (242) von besonderer Bedeutung war, inwiefern die kirchlichen Akteure vor Ort ihre Anliegen in das vorfindliche „communal understanding of Christianity“ einbringen konnten. Den Blick auf diese Akteure selbst lenkt der materialreiche Beitrag von Andreas Stegmann (248–304; übrigens der einzige Beitrag, dessen englische Übersetzung namentlich gekennzeichnet ist), der anhand brandenburgischer Quellen das Ideal des Predigers und Bürgers rekonstruiert, das sich trotz aller Unterschiede in Ausbildung und Kirchenverfassung auch in englischen Quellen als das herrschende erweisen lasse. Dorothea Wendebourg stellt die Entwicklung der kursächsischen Gottesdienstordnungen im Vergleich zur englischen Liturgieentwicklung vor dem Hintergrund der jeweiligen mittelalterlichen Ordnungen dar (371–406), während Andrew Spicer Auswirkungen der Reformation auf Kirchräume und Kirchenbau im Reich und in Schottland vergleicht (443–463). Die Bedeutung der Abgrenzung von Rom, die in den drei letzten Beiträgen betont wird, kann Alexandra Walsham auch für den Bereich der materialen Kultur aufzeigen (465–493). Christopher Voigt-Goys kirchenrechtshistorischer Beitrag (495–507) zeigt, dass das mittelalterliche kanonische Recht in Wittenberg eine „reformatorische Transformation“ unterlief (507), während er für England von einer „reformatorischen Adaption“ spricht (ebd.); beide Vorgänge trugen demnach dazu bei, dass die Reformationskirchen „zu einem Teil der jeweiligen Rechtskulturen“ wurden (ebd.). Dass auch täuferische Gruppen eigenständige Entfaltungen des reformatorischen Grundimpulses seien, betonen Wendebourg, Stegmann und Ohst in ihren Thesen (vgl. 30, These 2.5). Geoffrey Dipple widmet sich diesem Teil des Spektrums anhand eines reizvollen Vergleichs zwischen Württemberg und England (523–544).

Es ist schade, dass ein so umfangreicher und vielfältiger Band nicht durch ein Sach- oder wenigstens ein Stichwortregister erschlossen wird; ebenso im Sinne der Anregung weiterer Studien wäre es gewesen, die in den Beiträgen verwendete Literatur in einer Gesamtbibliographie zusammenzuführen (dass übrigens für englisch- und deutschsprachige Beiträge zwei unterschiedliche Zitationssysteme verwendet werden, ist für den Leser irritierend). Dennoch: Wie seine beiden Vorgänger bietet auch „Sister Reformation III“ vielversprechende und anregende Impulse für die weitere komparatistische Beschäftigung mit der Reformation im Reich und auf den Inseln.

Tobias Jammerthal, Neuendettelsau

Labouvie, Eva (Hrsg.), *Glaube und Geschlecht – Gender Reformation*, Wien / Köln / Weimar 2019, Böhlau, 387 S. / Abb., € 60,00.

Der vorliegende Band geht auf eine Tagung zurück, die im Rahmen des Reformationsjubiläums 2017 an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg stattfand. In ihrer Einführung stellt die Herausgeberin Eva Labouvie heraus, dass in Wissenschaft und Öffentlichkeit, auch bei den zahllosen Veranstaltungen der Lutherdekade, noch immer ein auf Luther und andere männliche Protagonisten zentrierter Blick auf die Reformation vorherrscht. Ausgangspunkt des Bandes ist dagegen die These, dass an der reformatorischen Bewegung viele Menschen beiderlei Geschlechts beteiligt waren und sie in ihrem Verlauf prägten. Die Reformation brachte einen religiösen und sozialen Aufbruch mit sich, der nicht nur Frauen neue Handlungsmöglichkeiten eröffnete, sondern die Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit und damit die Geschlechterordnung überhaupt veränderte. Daher soll dezidiert auch „das Miteinander und Zusammenwirken der Geschlechter“ (17) im Fokus stehen. In einem großen Bogen wird das Verhältnis von Glaube und Geschlecht bis ins 21. Jahrhundert betrachtet.

In ihrem Beitrag spricht Heide Wunder die beiden großen reformatorischen Kernthemen an, die eine Veränderung des Geschlechterverhältnisses konstituierten und auch in anderen Beiträgen, etwa in dem von Ute Gause und dem von Christian Volkmar Witt, diskutiert werden: zum einen das neue, gegen das Zölibat gerichtete Ehe- und Familienverständnis Luthers und dessen Konsequenzen für beide Geschlechter, zum anderen das von Luther postulierte, als „Sprengstoff“ bezeichnete „Priestertum aller Gläubigen“. Dieses Postulat konterkarierte die christlich legitimierte mittelalterliche Vorstellung von der Unterordnung der Frau unter den Mann und konnte Frauen zu reformatorischem Handeln ermuntern. In ihrer Rolle als „Hausmutter“, die für die christliche Unterweisung der Angehörigen des Haushalts mitzuständig war, wurden Frauen, so Wunder, ebenfalls aufgewertet.

Neue Handlungsmöglichkeiten für Frauen stehen auch im Fokus des Textes von Dorothee Kommer, die 18 von Frauen verfasste Flugschriften durchmustert. Dass die Autorinnen zwar mutig zur Feder griffen, sich aber ganz der männlichen Erwartung entsprechend als „körperlich und geistig schwach“ bezeichneten, erwähnt Kammer, ohne dass sie nach den Gründen dafür fragt. Mareike Fingerhut-Säck verfolgt das religiös motivierte Wirken der Pietistin Christine zu Stollberg-Gedern, die als Regentin für ihren Sohn Maßnahmen wie die Gründung eines Waisen- und Armenhauses umsetzte, um als „Werkzeug Gottes“ das „Reich Gottes“ zu befördern.

Zu fragen ist aber auch nach dem Wandel von Männlichkeitsvorstellungen durch die Reformation: Durch die „normative Zentrierung“ (Berndt Hamm) auf die Ehe als sozialen Ort der „Verchristlichung des Lebens“ gerieten nämlich auch hier tradierte Vorstellungen unter Druck. Mit dieser in der Forschung bisher deutlich weniger beleuchteten Frage befasst sich Julia A. Schmidt-Funke am Beispiel der Stadt Frankfurt am Main. Sie arbeitet heraus, dass Praktiken wie Saufen, exzessives Verhalten oder außerehelicher Sex kriminalisiert wurden, dass ältere Kleriker sich zu ihrem Missvergnügen mit der Erwartung konfrontiert sahen, sich zu verheiraten, und dass nicht erberechtigte Patriziersöhne die Möglichkeit verloren, eine Versorgung als Stiftsgeistlicher zu erlangen.

Im Gegensatz zu Wunder ist Claudia Opitz-Belakhal weniger optimistisch bezüglich des emanzipatorischen Gehalts der Reformation für Frauen. Statt der Aufwertung der Frau als „Hausmutter“ sieht sie mit Lyndal Roper eher ihre „Domestizierung“ durch das neue Eheverständnis und unterstreicht den Wegfall alternativer Lebensformen für Frauen und Männer durch die Auflösung der Klöster.

Freiwillige Klosteraustritte sind das Thema von Anne Conrad. Für die ehemaligen Klosterangehörigen stellte sich radikal die Frage nach ihrer Versorgung. Während es für Männer relativ leicht war, andere Möglichkeiten des Broterwerbs zu finden, sahen sich Frauen meist zur versorgenden Ehe gezwungen. Conrad betont aber auch den Druck, den die Klerikerehe für die Männer bedeutete.

Wie stark ein zunächst egalitärer angelegtes Geschlechterverhältnis sich in der Erinnerungskultur zugunsten eines männlichen Primats verschieben konnte, zeigt Nicole Grochowina am Beispiel des Märtyrergedenkens in den Täufergemeinden. So können im Martyrologium „Het offer des Herren“ von 1562 nur Männer eine Lehrautorität ausüben, während Frauen für Herz und Tränen zuständig sind und in ihrem religiösen Streben unter männliche Vormundschaft gestellt werden.

Im zweiten großen Teil des Bandes stehen aktuelle Geschlechterdiskurse in den Weltreligionen im Mittelpunkt. Die Leitfrage dabei ist die nach der Gleichberechtigung von Frauen im kirchlichen Amt. Cornelia Schlarb schildert den mühsamen Weg der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) zum Frauenordinariat, das erst in den 1950er Jahren nach und nach möglich wurde. Noch bis 1972 mussten Frauen mit der Eheschließung aus dem Kirchendienst ausscheiden. Noch schlechter ist es um die Akzeptanz von homosexuellen, lesbischen oder transsexuellen Gemeindegliedern bzw. Pfarrern und Pfarrerinnen in der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) bestellt, wie Kerstin Söderblom zeigt. Immerhin gibt es in einigen Gliedkirchen der EKD die Trauung für gleichgeschlechtliche Paare.

Von alledem ist die katholische Kirche weit entfernt. Noch nicht einmal die Ordination von Frauen ist möglich, wie man bei Margit Eckholt lesen kann. Eckholt sieht aber in den Texten des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962–1965) ein „frauenbefreies Potential“.

Die großen Weltreligionen, also neben Christentum auch Hinduismus, Judentum, Islam und Buddhismus, durchmustert Birgit Heller in Bezug auf Rollen- und Geschlechterbilder. Der Befund ist ernüchternd: In all diesen Religionen dominieren Männer, während Frauen durch ihre angebliche Triebhaftigkeit oder Unwissenheit abqualifiziert werden. Zumeist dürfen sie keine religiöse Autorität behaupten.

Ein abschließender Blick auf die Geschlechterfrage in in Deutschland lebenden konservativen und religiösen islamischen Familien rundet den Band ab. Im Beitrag von Ahmet Toprak und Umut Akkuş wird deutlich, dass in beiden Familientypen die Abhängigkeit der Frau vom Mann vorherrscht und der vertretene Ehrbegriff es vorsieht, dass Frauen jungfräulich in die Ehe zu gehen haben. Diese Wertvorstellungen stellen nach wie vor ein großes Integrationshindernis dar.

Betrachtet man den Band insgesamt, so liegt dessen Verdienst in der Zusammenschau von historischen und aktuellen Aspekten des Themas „Glaube und Geschlecht“ und der Zusammenstellung vielfältiger historischer Forschungsergebnisse zum Thema. Diese bringen jedoch nicht so viel Neues wie behauptet. Die Texte behandeln eher nicht Aspekte, die „noch relativ unerforscht sind“ (12). Vielmehr konnten die Autorinnen und Autoren auf die reichen Erträge der geschlechtergeschichtlichen Forschung gerade der letzten Dekade zurückgreifen.

Schade ist auch, dass in vielen Beiträgen zwar die Auswirkungen der Reformation auf Frauen oder Männer untersucht werden, über das „Zusammenwirken der Geschlechter“ hätte man dagegen gern mehr erfahren, zum Beispiel da, wo es sich direkt angeboten hätte, wie im Beitrag über das pietistische fürstliche „Arbeitspaar“.

Eine weiterführende Frage stellt Claudia Opitz-Belakhal, nämlich, ob es nicht aufgrund der sozialen und ökonomischen Entwicklungen auch ohne die Reformation zur Veränderung der Geschlechterordnung gekommen wäre. Diese Frage könnten nur vergleichende geschlechtergeschichtliche Forschungen zur europäischen Entwicklung beantworten, ein Forschungsfeld, das es noch stärker zu beackern gilt.

Heike Talkenberger, Stuttgart

Jensen, Mads L., A Humanist in Reformation Politics. Philipp Melanchthon on Political Philosophy and Natural Law (Early Modern Natural Law, 3), Leiden / Boston 2020, Brill, XII u. 222 S., € 103,95.

Das politische Denken Melanchthons steht in der Forschung zumeist im Schatten seiner theologischen und philologischen Überlegungen. Wenn Melanchthons Ausführungen zum Naturrecht behandelt werden, dann geschieht dies vorrangig anhand seiner theologischen Schriften und im Kontext seines theologischen Denkens. Mads Langballe Jensen will diesem doppelten Missstand entgegenreten, zum einen durch die monographische Behandlung von Melanchthons politischer Philosophie, zum anderen dadurch, dass er naturrechtliche Argumentationen im gesamten Werk des Humanisten und vorrangig in seinen philosophischen Schriften untersucht. Mit diesem Ansatz stelle man erstens fest, dass Melanchthon im Gegensatz zur landläufigen Ansicht über das lutherische politische Denken nicht vorrangig theologisch, biblizistisch und apokalyptisch argumentiert habe, sondern sich ausführlich mit der antiken Tradition befasst und dabei sein humanistisches Handwerkszeug eingesetzt habe. So fänden sich seine ersten ausgearbeiteten politiktheoretischen Überlegungen in seinen Aristoteleskommentaren und nicht in seinen theologischen Schriften. Ohnehin sei Melanchthons Nachdenken über Politik und Naturrecht häufig im Kontext der Moralphilosophie erfolgt, was übersehen werde, wenn man sich einseitig nur auf die theologischen Schriften konzentriere. Zweitens erkenne man auf diese Weise, dass Melanchthon nacheinander zwei Theorien des Naturrechts entwickelt habe, die er in unterschiedlichen politischen und polemischen Zusammenhängen gebraucht habe. Ohnehin habe Melanchthon viele seiner politischen und naturrechtlichen Theorien im Kontext von Konflikten und Auseinandersetzungen formuliert, die es stets zu berücksichtigen gelte, wolle man die Spezifik seines Beitrags zur Geschichte des politischen Denkens erfassen.

Nach einer Einleitung, in der Jensen seinen Ansatz konzise vorstellt, einschlägige Forschungsarbeiten kritisch bespricht und einen knappen, nur bedingt weiterführenden Abriss von Melanchthons Leben und der politischen Geschichte des Heiligen Römischen Reiches in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bietet, widmet sich das erste Kapitel den Schriften der 1520er Jahre. Wie in den übrigen Kapiteln zeichnet sich die Darstellung dadurch aus, dass Melanchthon nicht nur in die ideengeschichtliche Tradition einordnet, sondern nach den politischen Kontexten gefragt wird, in denen er seine Lehren entwickelte. Unter dem Eindruck der heftigen Auseinandersetzungen um die Wittenberger Reformation verteidigte Melanchthon Jensen zufolge diese mit humanistischen und philosophischen Mitteln. Insbesondere betonte er den sozialen Wert der *studia humanitatis*. Dazu verwies er sowohl auf antike philosophische Werke wie auch auf das vorbildliche Handeln antiker Personen. Von besonderer Relevanz waren für Melanchthon das Denken Ciceros und dessen Ausführungen zur Bedeutung der literarischen Bildung für das Gemeinwesen. Dem Recht wies er die Aufgabe zu, Gerechtigkeit aufrechtzuerhalten. Wie das zweite Kapitel der Studie zeigt, begründete Melanchthon in seinen Kommentaren zur „Nikomachischen Ethik“ und zur „Politik“

des Aristoteles die Politik auf im Naturrecht verankerten normativen und epistemischen Grundlagen. Gerichtet waren seine Darlegungen zwar auch gegen die radikalen Reformatoren, die aufständischen Bauern sowie die Anhänger des Papstes, vielleicht noch wichtiger war ihm jedoch die Auseinandersetzung mit dem antiken und spätmittelalterlichen politischen Denken.

Das dritte Kapitel untersucht die philosophischen Lehrwerke, die Melanchthon seit den 1530er Jahren verfasst hat. Dabei stellt Jensen Veränderungen in Melanchthons naturrechtlichen und moralphilosophischen Lehren fest. Motiviert wurden diese durch die Debatten über die Pflicht des weltlichen Herrschers, die wahre Religion zu bewahren, und diejenige über die Rolle des göttlichen und natürlichen Rechts im Leben der Gläubigen. Allmählich gelangte er zu der Überzeugung, beim Naturrecht handele es sich um einen bestimmten Bereich des göttlichen Rechts, weshalb er in zunehmendem Maße auf den Dekalog als göttlich geoffenbarte Essenz des göttlichen Gesetzes verwies. Auch die Macht des Herrschers war beschränkt durch das natürliche Recht. Während er christliche Pflichten und Tugenden für ausschließlich biblisch begründet erachtete, blieb Melanchthon überzeugt, dass eine Moralphilosophie, die ihre Schlüsse auf der Grundlage des Naturrechts ziehe, geeignet sei, richtig über Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens zu urteilen. Selbst für Theologen war daher die Kenntnis der Moralphilosophie notwendig, um über politische Fragen predigen zu können. Durch diese Neuansätze gelang es Melanchthon Jensen zufolge, die Konfessionalisierung des politischen Denkens des Protestantismus zu legitimieren.

Das vierte Kapitel befasst sich mit den Überlegungen zu Widerstand und Selbstverteidigung gegen die Obrigkeit, die insbesondere die lange Zeit Justus Menius zugeschriebene, tatsächlich aber in wesentlichen Teilen von Melanchthon verfasste Schrift „Von der Notwehr Unterricht“ aus dem Jahre 1547 entfaltet. Zwar waren die Motive, aus denen Melanchthon über das Widerstandsrecht schrieb, religiöser Art, gleichwohl bezog er sich auch in diesem Themenfeld auf philosophische Traditionen und Argumente. Nachdem er bereits in den 1520er Jahren die Verteidigung gegen die Obrigkeit unter bestimmten Bedingungen für rechtmäßig erklärt hatte, akzeptierte er erst in den späten 1530er Jahren auch ein Widerstandsrecht gegen den Kaiser. Er begründete dies mit den Grenzen, die göttliches, natürliches und positives Recht der Herrschaftsausübung setzten. Wie andere protestantische Autoren sah sich Melanchthon in den 1540er Jahren schließlich genötigt, den Widerstand gegen den Kaiser durch den Schmalkaldischen Bund zu legitimieren. Dabei verzichtete er im Unterschied zu Luther weitgehend auf apokalyptische Töne und versuchte stattdessen, das Widerstandsrecht aus der politischen Ordnung des Reiches heraus zu entwickeln. Dazu insistierte er darauf, dass Herrschaft durch das Recht gebunden sei, wobei das Naturrecht als normativer Rahmen fungierte. Überschritt der Machthaber diese Grenzen, war es legitim, sich gegen diesen Rechtsbruch zu verteidigen, um die ursprüngliche Ordnung wiederherzustellen.

Wenn Jensen im Schlusskapitel seine Ausführungen noch einmal zusammenfasst und auf einige Melanchthons Überlegungen weiterführende Autoren blickt, wird erneut deutlich, dass ihm eine sorgfältig gearbeitete, stringent argumentierende Studie gelungen ist, die zugleich quellennah vorgeht und Melanchthons Thesen in überzeugender Weise sowohl in zeitgenössische Debatten wie in politische Konflikte einordnet. Dies geschieht durchweg mit einem kritischen Blick auf die Forschung, die Melanchthon nach Meinung des Autors bislang zu einseitig als theologischen Autor gelesen und daher seine politische Theorie vorrangig in diesem Deutungsrahmen gesehen habe. Mit seiner Studie liegt nun ein Gegengewicht zu dieser Forschungstradition vor. Jensens Arbeit bringt starke Argumente dafür vor, dass Melanchthons politisches Denken wenn

nicht ausschließlich, so doch in wesentlichen Teilen Frucht seiner humanistischen Orientierung war.

Jan-Hendryk de Boer, Essen

Hein, Markus / Armin Kohnle (Hrsg.), Die Leipziger Disputation von 1519. Ein theologisches Streitgespräch und seine Bedeutung für die frühe Reformation (Herbergen der Christenheit, Sonderband 25), Leipzig 2019, Evangelische Verlagsanstalt, 268 S. / Abb., € 34,00.

Wie ein Nachzügler des 500. Reformationsjubiläums 2017 wirkt dieses Buch. Das erscheint auch nicht weiter verwunderlich, bedenkt man, dass sich nach Luthers Thesenanschlag auch alle anderen Ereignisse im Kontext der frühen Reformation nun jähren. Zu diesen gehört auch die Leipziger Disputation von 1519 zwischen Luther und Karlstadt auf der einen und ihrem Gegner Eck auf der anderen Seite, die im Rahmen dieses von Markus Hein und Armin Kohnle herausgegebenen Sammelbandes untersucht wird.

Die Erstauflage des Bandes erschien 2011 unter dem Titel „Die Leipziger Disputation 1519. 1. Leipziger Arbeitsgespräch zur Reformation“. Die Neuauflage stellt keinen bloßen Wiederabdruck dar, sondern bietet neben der Aktualisierung der Beiträge zwecks Ausgleichs empfundener Defizite auch zwei komplett neue. In einem davon stellt Irene Dingel das Konzept der regelförmigen Disputation vor. Sie schildert die Rolle der Leipziger Disputation als „historischen Meilenstein“ (24) bei der Transformation eines ursprünglich inneruniversitären Verfahrens der Wahrheitsfindung zu einem öffentlichen, das die Basis für spätere Religionsgespräche sowohl in Reichsstädten als auch auf Reichsebene bildete. Dadurch erschließt sie die Thematik nicht nur für verfahrenstheoretische Überlegungen, sondern macht sie zugleich auch anschlussfähig für mediengeleitete Untersuchungen.

Den eingangs zu erwartenden Überblick über die Thematik gibt Armin Kohnle im Anschluss, indem er die beteiligten Akteure, die Entstehungsgeschichte, den Verlauf und Inhalt sowie das Ende und die Rezeption der Disputation zusammenfasst. Er unterstreicht die Bedeutung der Reformation für die Herausbildung der theologischen Standpunkte beider Seiten, die letztlich zur endgültigen Spaltung der Lager führte. Es folgt eine Zusammenfassung des Forschungsstandes von Markus Hein. Er stellt fest, dass der Disputation bis heute nicht die Aufmerksamkeit zuteilgeworden sei, die ihr gemäß ihrer historischen Bedeutung gebühre, und eine umfassende Gesamtdarstellung im Rahmen der Fragestellungen des 20. und 21. Jahrhunderts nach wie vor ausstehe. Abgerundet wird die einführende Darstellung durch die Vorstellung der überlieferten Protokolle der Disputation durch Christian Winter.

Die sich anschließenden Beiträge untersuchen jeweils ein spezifisches Teilgebiet der Disputation. Axel Noack trägt alle Informationen zusammen, die sich zu den physischen Gegebenheiten der Disputation auf der Pleißenburg finden lassen. Die Ergebnisse sind allerdings ernüchternd: Archäologische Befunde gibt es kaum, sodass die Darstellung einer Stadtansicht von 1537 die einzige, für sich genommen unzureichende Quelle bleibt. Ähnlich verhält es sich mit den Bildquellen zur Disputation, die Doreen Zerbe vorstellt. Die Suche nach einem authentischen Bild sei hier „aussichtslos“ (234), alle späteren Darstellungen eher Ausdruck ihrer Entstehungszeit – was im Übrigen für alle Religionsgespräche der frühen Reformation gilt.

Die landesgeschichtlichen Rahmenbedingungen der Disputation skizziert Enno Bünz. Im Zentrum steht dabei Herzog Georg „der Bärtige“ von Sachsen, die aufstrebende Handels- und Messestadt Leipzig sowie die dortige traditionsreiche Universität.

Darüber hinaus berichtet Heiko Jadatz über den ursprünglich für eine geistliche Laufbahn erzogenen Herzog. Durch sein besonderes Engagement setzte der Herzog das Disputationsprojekt trotz Widerstand von Universität und Bischof durch und garantierte durch seine Anwesenheit dessen Fortgang. Der zuständige Bischof von Merseburg, Adolf von Anhalt, wird von Markus Cottin vorgestellt. Er betont dabei besonders die relative Ohnmacht des Bischofs, der ohne Rückhalt bei den weltlichen Autoritäten praktisch machtlos, „ein Bischof ohne Bistum war“ (186).

Stefana Salvadori übernimmt die Vorstellung Andreas Bodensteins von Karlstadt – der zweite neue Beitrag. Die Rolle Karlstadts bei der Disputation ist bereits von den Zeitgenossen heruntergespielt worden. In der direkten Berichterstattung über das Ereignis wurde er gelegentlich sogar weggelassen und die Aufarbeitung seiner Rolle ist bis heute defizitär: „Wer heute die Literatur bezüglich der Leipziger Disputation durchgeht, erkennt, dass diese Tendenz zur Marginalisierung von Karlstadts Rolle im Wesentlichen unverändert geblieben ist.“ (157) Deutlich besser erforscht ist Luthers Gegenspieler, der Ingolstädter Theologe Johannes Eck. Seine Vorstellung wird mit besonderem Fokus auf sein Verhältnis zu Luther und der Causa Lutheri sowie der Vorbereitung der Disputation von Johann Peter Wurm geleistet. Faktisch lässt sich Eck zwar als Sieger der Disputation bezeichnen, eine Überwindung der Ideen Luthers konnte er aber nicht leisten: Mit der Disputation bot Eck Luther und auch Karlstadt sogar eine wirkmächtige Bühne für die Verbreitung ihrer Kritik an der Kirche. Die Rolle Luthers auf der Disputation wird von Helmar Junghans dargestellt. Für Luther wurde die Disputation zum Katalysator seiner kritischen Positionierung gegenüber Papst und Konzilien und seiner Hinwendung zur Heiligen Schrift: *sola scriptura* wurde hier zu seinem Prinzip. Ergänzt wird dieser Beitrag noch von jenem Michael Beyers, der sich mit Luthers retrospektiver Sicht auf die Disputation befasst. Dabei habe Luther immer wieder Ehrsucht als Ecks Motiv angeführt, obwohl es doch hier um die für Luther ungleich wichtigere göttliche Wahrheit gegangen sei.

Volker Leppin geht dezidiert auf die theologisch-ekkesiologische Bedeutung der Disputation ein. Er kommt zu dem Ergebnis, dass man Eck zwar als Sieger der Disputation werten müsse, infolge der Differenzhermeneutik der Disputation die Reformatoren um Luther aber erst in Ablehnung der weltlichen Autoritäten das *sola scriptura*-Prinzip als positive Autorität vollständig entfalten konnten.

Abgerundet wird der Sammelband von einer zeitgenössischen Betrachtung der Disputation durch Christoph Volkmar und einer Anbindung an die heutige Ökumene durch Christoph Münchow. Volkmar macht deutlich, dass die Disputation bereits von den Zeitgenossen als Wendepunkt angesehen wurde. Münchow wiederum nutzt die Disputation zur Betonung der Notwendigkeit, im ökumenischen Dialog gesprächsbereit zu sein, die Autorität der Schrift und den Umgang mit ihr kritisch zu hinterfragen und eine allzu oberflächliche Bibelnutzung zu vermeiden.

Ein Aspekt, über den man als Leser relativ wenig erfährt, sind konkrete rhetorische Taktiken und argumentative Strategien der Kontrahenten (vgl. dazu Anselm Schubert, *Libertas Disputandi*. Luther und die Leipziger Disputation als akademisches Streitgespräch, in: *Zeitschrift für Theologie und Kirche* 105 [2008], 411–442). So bleibt die Betrachtung des Ereignisses hauptsächlich nach wie vor auf seine Ergebnisse und Auswirkungen fixiert, während die sozialen Dynamiken der Situation nur selten tangiert werden, womit der Band sein Potenzial für eine weitere bereichernde Perspektive nicht ausschöpft. Davon abgesehen bietet er eine gelungene multiperspekti-

vische und interdisziplinäre Übersicht über die Leipziger Disputation, von Seiten der Autoren wissenschaftlich, von Seiten des Verlags technisch solide umgesetzt.

Richard Lüdike, Münster

Mährle, Wolfgang (Hrsg.), Spätrenaissance in Schwaben. Wissen – Literatur – Kunst. Tagungen des Arbeitskreises für Landes- und Ortsgeschichte im Verband der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine am 26. November 2015 und am 10. März 2016 im Hauptstaatsarchiv Stuttgart (Geschichte Württembergs, 2), Stuttgart 2019, 508 S. / Abb., € 35,00.

Unter dem Titel „Spätrenaissance in Schwaben“ legt hier der Württembergische Geschichts- und Altertumsverein die Ergebnisse zweier interdisziplinärer Tagungen vor, die die Wissenschaften und die Künste in Schwaben im konfessionellen Zeitalter zum Thema hatten. In zwei einführenden Beiträgen werden zunächst die Titelbegriffe „Spätrenaissance“ und „Schwaben“ aufgegriffen. Mit der Bezeichnung „Spätrenaissance“ für die Zeit zwischen 1530 und 1650, einem in der deutschen Geschichtswissenschaft (noch) nicht etablierten Begriff, lehnt sich der Herausgeber Wolfgang Mährle an die Forschungen Peter Burkes an, wie er in seinem einleitenden Beitrag „Spätrenaissance als Epochenbegriff. Zur Periodisierung der frühneuzeitlichen Geschichte im Bereich der Wissenschaften und Künste“ (15–28) deutlich macht. Wie es um die Identitätsbildung im frühneuzeitlichen Schwaben bestellt war, inwieweit sich die Untertanen mit ihrem Territorium identifizierten, untersucht Wolfgang Wüst gestützt auf Landes-, Gerichts- und Policeyordnungen: „Identitäten im frühneuzeitlichen Schwaben. Policey-Quellen als politisch-kulturelle Botschafter“ (29–47).

Der Hauptteil des Sammelbandes vereint unter fünf Rubriken (I. Gelehrsamkeit und Wissenschaft, II. Gelehrte und Poeten in der *respublica litteraria*, III. Bildungseinrichtungen und -konzepte, IV. Literatur, V. Bildende Kunst) insgesamt 17 Beiträge. In Ulrich Reichs Beitrag „Schwabens Wegbereiter der Algebra im Europa des 16. Jahrhunderts“ (75–102) ist zu erfahren, wer die heute gebräuchlichen mathematischen Symbole eingeführt hat. Johannes Dillinger untersucht in seinem Aufsatz „Gelehrtenmagie und Staat: Alchemisten in Württemberg“ (103–117) das Verhältnis der Alchemie zum Staat und zeigt auf, dass in Württemberg staatliche Stellen die Gelehrtenmagie nachdrücklich unterstützten (116). Die Herzöge Friedrich und Johann Friedrich versuchten, die „freien“ Alchemisten an sich zu binden, und räumten den angeblichen Goldmachern mehrfach Anteil an der politischen Herrschaft ein, so dass diese durchaus einflussreiche und lukrative Stellungen erreichen konnten. Unter dem amüsanten Titel „Utopie ist, wenn man trotzdem lacht. Gesellschaftsfiktion, Humor und Sozialkritik in den Renaissance-Utopien von Johann Eberlin von Günzburg, Kaspar Stiblin und Johann Valentin Andreae“ (147–178) werden von Thomas Schölderle die Texte der genannten Autoren abgehandelt, von denen Andreae als Begründer der Rosenkreuzer der bekannteste ist.

Nachträglich eingeschoben wurde der Text von Stefan Hanß über „Die Universität Tübingen und die Anfänge osmanischer Sprachstudien im 16. und 17. Jahrhundert“ (119–146). Neben den osmanischen Sprachstudien geht es in dem Beitrag auch um die Versuche einer Verständigung mit Konstantinopel durch den in der modernen Forschung als „frühneuzeitlicher Philhellene“ gefeierten (123) Tübinger Gräzisten Martin Crusius und andere Tübinger Gelehrte. Die gescheiterten Bemühungen um eine Konkordie zwischen Luthertum und Ostkirche flossen auch in das „Diarium“ des Martin Crusius ein, über das Wolfgang Mährle berichtet: „Der Tag des Gelehrten. Das ‚Dia-

rium‘ des Martin Crusius als frühneuzeitliches Selbstzeugnis“ (229–247). Der Tübinger Gelehrte begegnet noch in einem dritten Beitrag, nämlich in Peter O. Müllers Aufsatz „Frühneuzeitliche Lexikographie in Schwaben (1550–1650)“ (51–73), hier als Autor von Wörterbüchern (53). Auch ein widerborstiger ehemaliger Schüler von Crusius, der Tübinger Professor für Poetik und Geschichte, Nicodemus Frischlin, zählt zur *res-publica litteraria*. Sein gesamter Briefwechsel wird derzeit ediert; zwei Projektmitarbeiter geben einen Einblick in ihre Arbeit. Philipp Knüpffer stellt Frischlins Leben, sein Werk und die Briefedition vor: „Aus der Werkstatt eines Auftragsübersetzers. Die ‚Acta Oecumenici Concilii‘ von Jakob Schropp im Briefwechsel des Tübinger Späthumanisten Nicodemus Frischlin (1547–1590)“ (180–208). Magnus Ulrich Ferber untersucht Anmerkungen des Lutheraners Frischlin zu Patriotismus und Konfession und kontrastiert die Ergebnisse mit Äußerungen des katholischen Augsburger Stadtpflegers Marx Welser: „Patriotismus und Konfessionalisierung bei schwäbischen Späthumanisten. Die Korrespondenzen von Nicodemus Frischlin und Marx Welser im Vergleich“ (209–228).

Sabine Holtz bietet einen knappen Überblick über „Bildungslandschaften um 1600 in Schwaben. Konfessionelle Bildungskonzepte im Vergleich“ (251–270). Behandelt werden vorzugsweise die Reichsstädte, bei denen sich zum großen Teil der Einfluss des Straßburger Bildungsreformers Johannes Sturm auswirkte. Im Vergleich der Bildungskonzepte zeigt sich, dass die Bildungsinhalte an evangelischen und katholischen Höheren Schulen sich weitgehend entsprachen. Dass einzelne Adlige durchaus für höhere Bildung aufgeschlossen waren, zeigt Thomas Binkert: „Der oberschwäbische Adel am Jesuitenkolleg Konstanz. Das Beispiel der Truchsesse von Waldburg-Wolfegg“ (271–289). Silke Schöttle beschäftigt sich mit einer Art akademischem Mittelbau: „Frühneuzeitliche Exerzitien- und Sprachmeister im Dienst südwestdeutscher Höfe, Universitäten und Adelsakademien“ (291–312).

Klaus Wolf berichtet über das „Schultheater in den schwäbischen Reichsstädten“, im Wesentlichen in Kaufbeuren und Augsburg (315–322). Von den Autoren von Fazetiensammlungen ist bis heute der Tübinger Professor Heinrich Bebel dank Übersetzungen bekannt. Bedeutend als Übersetzer italienischer Werke war aber auch Daniel Federmann, ein Memminger Humanist, dem Johannes Klaus Kipf hier ein Denkmal setzt: „Daniel Federmann und die (spät-)humanistische Fazetienliteratur in Schwaben“ (323–343).

Der erste deutsche Barockdichter war Georg Rodolf Weckherlin. Ihm widmet Heiko Ulrich einen für Germanisten besonders interessanten Beitrag mit dem Titel „Eine rinascimentale Alternative zum Barock des Martin Opitz? Höfische Repräsentation und nationale Literatursprache in Rodolf Weckherlins ‚Triumpf‘ (1616)“ (345–377).

Andreas Tacke zeigt anhand von „Malerzunftordnungen Schwabens. Eine handwerksgeschichtliche Betrachtung des Bildenden Künstlers am Beispiel Memmingsens“ (381–393), dass Künstler entgegen heutigen Vorstellungen nicht als autonome Genies betrachtet wurden. Denn bildende Künstler im Alten Reich wurden den Handwerkern zugerechnet und waren in Zünften organisiert, hier den Malergilden. Erst die Auflösung der Zünfte um 1800 brachte ihnen den Künstlerstatus und damit ein anderes, bis heute aktuelles Problem, auf das Andreas Tacke in seinem Schlusssatz anspielt: „Wer ist ein Künstler? Was ist Kunst?“ (393) Ein von der Baugeschichtsforschung zum Teil wenig beachtetes Thema behandelt Christian Ottersbach: „Städte als Festungen. Land- und reichsstädtische Befestigungen in Südwestdeutschland zwischen 1500 und 1650 (395–462). Den Festungen stellt Stefan Uhl schließlich Schlösser in Schwaben zur

Seite: „Höhepunkt, Sackgasse oder Übergang? Gedanken zur Entwicklung des Schlossbaues in der Spätrenaissance in Südwestdeutschland“ (463–494).

Alle Beiträge in dem gelungenen Sammelband führen die Vielfalt des künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens in Schwaben mit seinen beiden herausragenden Zentren, dem Herzogtum Württemberg und der Reichsstadt Augsburg, eindrucklich vor Augen. Abkürzungsverzeichnis, Personen- und Ortsregister sowie eine Autorenliste beschließen den Band, der auch hinsichtlich seiner äußeren Form überzeugt.

Gudrun Emberger, Berlin

Mampieri, Martina, *Living under the Evil Pope. The Hebrew „Chronicle of Pope Paul IV“ by Benjamin Nehemiah ben Elnathan from Civitanova Marche (16th Cent.)* (Studies in Jewish History and Culture, 58), Leiden / Boston 2020, Brill, XIX u. 400 S. / Abb., € 168,00.

Die Dissertation der international glänzend vernetzten Verfasserin entspricht nicht nur formal und im Hinblick auf ihre archivalischen Grundlagen höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen, sondern ist auch außergewöhnlich aufwändig gestaltet – viel Aufwand für ein hebräisches Manuskript von nur 24 Textseiten, das dreifach, als farbiges Faksimile, als hebräische Transkription und dazu jeweils auf der linken Seite in englischer Übersetzung, vorgelegt wird. Deren Fußnoten geben nicht nur ergänzende Erklärungen zum Text, sondern identifizieren auch die zahlreichen Stellen aus der hebräischen Bibel, mit denen der Text durchschossen ist. Nicht selten handelt es sich dabei um bloße Anspielungen, die aber ebenfalls sorgfältig nachgewiesen werden. Und auch die Darstellung in der ersten Hälfte des Buches, die zu der hebräischen Chronik gehört, läuft großenteils auf deren ergänzte und erklärende Nacherzählung hinaus. Dazu kommen nicht nur eine exakte chronologische Tabelle, sondern auch zehn abgedruckte Schlüsselquellen. Die zehnte bezieht sich auf Herkunft und Geschichte des Textes, der ungeachtet seiner offenkundigen Authentizität nur in einer Abschrift des 19. Jahrhunderts vorliegt. Sie wurde 1930 entdeckt und 1954 auf Hebräisch ediert, eine Ausgabe, die mit der vorliegenden überholt ist. Freilich möchte man fragen, ob der beträchtliche Aufwand tatsächlich die Mühe wert war.

Die kleine Chronik des sonst nicht bekannten Verfassers schildert Episoden der jüdischen Geschichte unter dem judenfeindlichen „bösen“ Papst Paul IV. Carafa (1555–1559), „möge sein Name und Gedächtnis getilgt und mit Balaam und Amalek zu Gesellschaft des Bösen gezählt werden“ (290), wie Benjamin Nehemiah ben Elnathan rituell bei jeder Erwähnung Pauls leicht variiert, aber beharrlich wiederholt. Vom wohlwollenden Pius IV. (1559–1565) hingegen heißt es dann ebenso stereotyp: „sein Ruhm sei gepriesen“. Denn unter anderem waren statt gelber Hüte jetzt wieder schwarze gestattet (308). Zumindest in den Marche gab es damals zahlreiche jüdische Gemeinden, die sich nicht zuletzt dank Geldverleih beträchtlichen Wohlstands erfreuten. Von Immobilien ist ebenso die Rede wie von Gold und Juwelen. Freilich war ihr Status immer unsicher, wie sich unter Paul IV. zeigen sollte. Dieser Papst war als maßgebende Figur der neugeschaffenen römischen Inquisition nicht nur ein Ketzerjäger, sondern auch ein ebenso engagierter Judenfeind. Seine Bulle „Cum nimis absurdum“ schrieb unter anderem die Einrichtung von Ghettos vor, verbot jüdischen Immobilienbesitz, begrenzte die Kreditgewährung auf zwölf Prozent und schränkte darüber hinaus die erlaubten Beziehungen zwischen Christen und Juden drastisch ein. Denn innerhalb der Stadtgemeinden gab es je nach Interessenlage immer wieder konkurrierende Parteien von Judenfreunden und Judenfeinden. In bedrängter Lage kam es nicht selten zu Konversionen, wobei sich dann getaufte Juden als Judengegner

hervortaten und von den treu gebliebenen mit besonderem Hass verfolgt wurden. Flucht mit oder ohne Mitnahme des Vermögens war ein Ausweg. Manche gingen in die Herzogtümer Urbino oder Ferrara oder gleich ins Osmanische Reich. Viel hing jeweils davon ab, ob die päpstlichen Beamten korrupt oder korrekt waren und ob es sich um Klienten der Carafa handelte oder nicht. In Ancona lebten damals mehr als 80 portugiesische Juden, die sich in Portugal „bekehrt“ hatten, dann aber nach Italien geflohen und mit päpstlicher Duldung zum Glauben ihrer Väter zurückgekehrt waren. Für Paul IV. war das Apostasie, worauf die Todesstrafe stand. Ein korrupter Kommissar ließ 30 von ihnen mit viel von ihrem Gold und Silber entkommen, für einen Anteil versteht sich. Die übrigen lehnten das Angebot seines Nachfolgers ab, sich zum Christentum zu bekehren. 24 wurden daraufhin verbrannt und 27 auf Lebenszeit auf die neapolitanischen Galeeren verbannt. Letztere überwältigten aber ihre Wachen und konnten sich nach Ferrara und ins Osmanische Reich absetzen. Benjamin Nehemia wurde zusammen mit sieben anderen Juden in seinem Städtchen Civitanova Marche etwa 20 Kilometer östlich der Provinzhauptstadt Macerata verhaftet, unter anderem weil sie angeblich einen Franziskaner hatten zum Judentum bekehren wollen. Sie wurden unter verhältnismäßig angenehmen Bedingungen von Macerata nach Rom ins Inquisitionsgefängnis geschafft. Dort waren die Lebensbedingungen zwar erträglich und die Verpflegung ordentlich, aber nicht koscher, so dass die acht sich auf Brot und Wasser beschränkten. Dann aber reagierte das römische Volk auf den Tod des verhassten Papstes unter anderem mit Zerstörung des Inquisitionsgefängnisses und Befreiung der Gefangenen. Obwohl der „Großinquisitor“, der spätere Pius V. (1566–1572), ein Mann nach dem Herzen Pauls IV. war, genehmigte er ihre Entlassung. Nichtsdestoweniger veräußerte die jüdische Gemeinde von Civitanova bereits 1562 aus unbekannten Gründen Synagoge, Friedhof und Immobilien.

Der einzigartige Charme des Textes, mag er zeitnah oder nachträglich entstanden sein, besteht zum einen in einem intimen Einblick in die damalige jüdische Mentalität und ihre zutiefst religiös geprägte Lebenspraxis. Zum anderen enthält er viele lebendige Details aus dem Alltagsleben. Wir erfahren meines Wissens zum ersten Mal, wie es im römischen Inquisitionsgefängnis zugeht oder wie die Abrechnung der Römer mit Paul IV. im Einzelnen aussah. Man möchte diese Erzählung deshalb nicht missen!

Wolfgang Reinhard, Freiburg i. Br.

Kendrick, Jeff / Katherine S. Maynard (Hrsg.), *Polemic and Literature surrounding the French Wars of Religion* (Studies in Medieval and Early Modern Culture, 68), Boston / Berlin 2019, de Gruyter, VIII u. 208 S. / Abb., € 86,95.

Der Sammelband dokumentiert eine 2015 am Center for Leadership and Ethics des Virginia Military Institute abgehaltene Konferenz, bei der zehn US-amerikanische Romanistinnen und Romanisten der Frage nachgegangen sind, wie sich „the relationship between the printed text and the wars on the battlefield“ im Frankreich des 16. Jahrhunderts (2) darstellte. Verklammert werden die Beiträge durch den Zeitgenossen des 16. und 17. Jahrhunderts im englischen, französischen (und auch deutschen) Sprachraum unbekannten Begriff der „Polemik“. Zu Recht distanzieren sich die Herausgeber von einem, freilich primär in der anglophonen Welt vorherrschenden Verständnis von Polemik als einem kommunikativen Phänomen, das an bestimmte druckmediale Formen (Flugschriften, Flugblätter) gekoppelt ist. Stattdessen plädieren sie dafür, die Polemik in den Semantiken, den „fighting words“ (2), aufzufinden. Denn diese Worte würden kollektive, konfessionell geprägte Identitäten formen und seien dergestalt der Konflikt. Mit dieser Prämisse schließen Kendrick und Maynard einer-

seits an literaturwissenschaftliche Zugänge an, die betonen, dass die Macht, (auch) mit physischer Gewalt ausgetragenen Konflikte zu deuten, deren Kern ist (etwa Koschorke, Nünning); andererseits aber ignorieren sie die geschichtswissenschaftlichen Debatten um die gesellschaftliche Reichweite des Printmedialen ebenso wie die differenzierte zeitgenössische Reflexion über die Funktion solch ‚starker Worte‘ in gesellschaftlichen Kommunikationsprozessen. Ebenso wenig werden die differenzierten Forschungen zu den „libelles diffamatoires“ (etwa Debaggi-Baranova), die für den gewählten methodischen Zugang unmittelbar einschlägig sind, fruchtbar gemacht. Und gleich ihr Eingangszitat aus Pierre de Ronsards „Élegie sur les troubles d’Amboise“, mit neun Auflagen in den Jahren 1562/63 einer der erfolgreichsten Texte des meistgedruckten Autors dieser Jahre, was die Leserin freilich nicht erfährt, widerstreitet einer weiteren Prämisse, die die Herausgeber in ihrer knappen Einleitung setzen, nämlich derjenigen, dass die zeitgenössische Konfliktdeutung ausschließlich in konfessionellen Kategorien begegnet. Denn Ronsard bezieht sich nicht auf „the king’s Protestant enemies“ (2), sondern lässt seine Freund-Feind-Unterscheidung im Unbestimmten.

Dem unspezifischen (und partiell der gesellschaftlichen Verortung des Druckmedialen durch die Herausgeber widerstehenden) „surrounding“ des Titels entspricht eine, zumindest der Rezensentin nicht nachvollziehbare Auswahl an Autoren, deren Schriften einer differenzierteren inhaltlichen Analyse unterzogen werden. Zwei zeitliche Schwerpunkte lassen sich jedoch erkennen: zum einen die ausgehenden 1550er / beginnenden 1560er Jahre, die von der Forschung zu den Französischen Religionskriegen ansonsten eher stiefmütterlich behandelt werden, zum anderen die Publizistik der Jahre um 1600, wobei mit gleich drei Beiträgen besonders prominent Agrippa d’Aubigné bedacht wird (Kathleen Perry Long, Marcus Keller, Ashley Voeks). Für den ersten Zeitabschnitt, die Jahre der Konflikteskalation und des beginnenden militärischen Konfliktaustrags, gerät neben prominenten Vertretern der französischen „Dichterelite“ der Pléiade (Charles-Louis Morand-Métivier, Ronsard; Brooke Di Lauro, Du Bellay) mit Theodor de Bèze auch der prominenteste Wortführer der Reformierten in den Blick (Christopher M. Flood). Schließlich begegnet mit Jean Bégat (Jeff Kendrick) wiederum ein sehr auflagenstarker Autor, der im Namen der Stände der Bourgogne mit dem König in einen kritischen Austausch über das den Ersten Religionskrieg beendende Edikt von Amboise eintrat, wovon die Etikettierung seiner Schrift als „Remontrance“ kündigt. Kendrick ist neben Amy Graves Monroe („Skirmishes in the Margins: Polemic at the Threshold of Text“) der einzige Autor, der der Erkenntnis der mediengeschichtlichen Forschung Rechnung trägt, dass Druckmedien keine Container sind, die Inhalte transportieren, sondern gerade in ihrer Medialität, also in ihrer Materialität und ihren paratextuellen Elementen, Sinn transportieren, ohne den auch die in den Texten begegnenden Semantiken nicht adäquat erfasst werden können. Dass diese Perspektive im Band eher randständig ist, manifestiert sich auch darin, dass die Arbeiten von Roger Chartier, der als einer der ersten diesen methodologischen Imperativ für die französische Druckpublizistik des 16. Jahrhunderts fruchtbar gemacht hat, im Literaturverzeichnis fehlen.

Legt man diesen in Anbetracht des begrenzten Umfangs sehr teuren Band aus der Hand, so tut man dies nicht ohne Erkenntnisgewinn, auch und gerade deswegen nicht, weil die mediengeschichtliche Forschung zu den Französischen Religionskriegen zurzeit vor allem die 1570er und 1580er Jahre im Fokus hat, aber mehr als Schlaglichter auf das Thema kann der Band angesichts seiner konzeptionellen Probleme nicht werfen. Mit keinerlei Erkenntnisgewinn verbunden aber ist die Deutung humanistischen Weltw-

sens und humanistischer Naturkonzeptionen mit dem kategorialen Rahmen Sloterdijk'scher Zeitdiagnose (Philip John Usher, „divine atmoterrorism“, 156).

Gabriele Haug-Moritz, Graz

Larminie, Vivienne (Hrsg.), *Huguenot Networks, 1560–1780. The Interactions and Impact of a Protestant Minority in Europe (Politics and Culture in Europe, 1650–1750)*, New York / London 2018, Routledge, VI u. 233 S. / Abb., £ 96,00.

Die Hugenottenforschung hat sich zuletzt immer stärker internationalisiert und dezentriert. Auch die Migrationen des Grand Refuge im ausgehenden 17. Jahrhundert werden nicht mehr nur als Wanderungsbewegungen zwischen klar definierten Ausgangs- und Zielregionen betrachtet: Diasporaphänomene, transregionale Verflechtungen und Beziehungsnetze zwischen alten und neuen Heimaten sind ebenso in den Blick geraten wie die europäischen und globalen Verbindungen der hugenottischen Minderheit, die sich Kategorien frühneuzeitlicher Staatlichkeit entziehen. Insofern betrifft der vorliegende Band in seiner methodischen Ausrichtung kein wirkliches Neuland, sondern bündelt unterschiedliche Forschungen unter dem Begriff der „networks“. Auffallend ist, dass die deutliche Mehrzahl der 13 Beiträge in geographischer Hinsicht einen britischen, irischen, wenn nicht dezidiert Londoner Schwerpunkt aufweist. Zweifellos war die britische Kapitale nicht erst seit der Wende zum 18. Jahrhundert sowohl quantitativ als auch intellektuell das „Nervenzentrum“ (H. Daussy), wenn nicht die „Hauptstadt“ (R. Gwynn) des Refuge, doch spiegelt dies nicht unbedingt die Tatsache wider, dass sich hugenottische Netzwerke zur selben Zeit bereits über vier Kontinente erstreckten und als solche auch Gegenstand umfangreicher Forschungen geworden sind.

Eine kurze und nicht allzu aussagekräftige Einleitung begreift die als heuristische Klammer des Bandes fungierenden „Netzwerke“ fast gänzlich theoriefrei als religiös grundierte „interpersonal links“, wobei man fragen könnte, inwiefern Gruppen von Migranten und Minderheiten ohne den Blick auf personale Verbindungen denn überhaupt erforschbar sind: Dass Hugenotten sowohl institutionell als auch sozial, in Frankreich ebenso wie im Refuge, immer im Kontext spezifischer „networks“ agierten, darauf verweist zumindest einer der Beiträge (Ruth Whelan, 156).

Die Kapitel sind tendenziell chronologisch angeordnet. Mark Greengrass diskutiert zunächst die Begriffe der „Hugenottischen“ bzw. „Calvinistischen Internationale“ und unterscheidet zwischen der historiographischen Ex-post-Konstruktion von Netzwerken und deren Funktion unter Zeitgenossen, bevor er sich hugenottischen Versuchen der Jahre 1608 bis 1610 zuwendet, den reformierten Einfluss auf die Republik Venedig auszudehnen. Hugues Daussy präsentiert für die Zeit der französischen Religionskriege im ausgehenden 16. Jahrhundert London als Ort, an dem diplomatische Initiativen der Hugenotten zusammenliefen. Vivienne Larminies Beitrag schildert, wie Hugenotten am Vorabend des Englischen Bürgerkriegs in die politisch-konfessionellen Wirren zwischen Anhängern der Church of England und Reformierten gerieten. Hier liegt einer der Ursprünge der späteren Spaltung zwischen ‚anglikanischen‘ und ‚nonkonformistischen‘ Refugiés auf der Insel. Das Verhältnis zwischen reformiert-nonkonformistischen und anglikanischen Hugenotten zur Jahrhundertwende steht im Zentrum des Beitrags von Robin Gwynn, der danach fragt, worin angesichts der Spaltungen zwischen Nonkonformisten und Konformisten eigentlich der Zusammenhalt des Refuge bestand. Französische Geistliche mussten sich zur Mitte der 1680er Jahre in der Church of England erneut ordinieren lassen, auch wenn dies Gewissensprobleme mit sich brachte. Später ging Henry Compton als Bischof von London

pragmatisch dazu über, nonkonformistische Pfarrer zu ordinieren (103) – eine Praxis, von der laut Gwynn letztlich alle Beteiligten profitierten und die den irischen Initiativen zur Beendigung der Kirchenspaltungen einen neuen Schub gab.

Charles G. D. Littletons Kapitel thematisiert den politischen Journalismus Londons um 1700, wo sich Abel Boyer eine wichtige Position als Parlamentsberichterstatter erarbeitete: „Much of what we know about Parliament in this important period, then, comes from outsiders, not from native-born Englishmen.“ (69) Hugenotten wie er setzten sich für den Schutz eines protestantisch-parlamentarischen Großbritannien ein, weil dies in der Auseinandersetzung mit Ludwig XIV. den größten Erfolg versprach. Parallel arbeitet Michael Schaich die Rolle von Hugenotten im diplomatischen Austausch zwischen Großbritannien und dem römisch-deutschen Reich heraus. Hier gerät insbesondere eine Gruppe französischer „information professionals“ (85) in den Blick, die von London den „intelligence gathering machines“ (75) unterschiedlicher deutscher Staaten zuarbeiteten.

Deutlich wird in einigen Beiträgen das Spannungsfeld zwischen der Rolle von Netzwerken und dem Handeln einzelner Akteure. So fragt Yves Krumenacker nach der Bedeutung verwandtschaftlicher Verbindungen bei der Auswanderung von Protestanten aus Frankreich und speziell bei der Wahl ihrer Zielgebiete. Er betont zugleich den hohen Planungs- und Organisationsgrad solcher Entscheidungen. Barbara Julien behandelt die Kontakte des ehemals königlich-französischen Beamten Alexandre Sasserie, der im englischen Exil zum Finanzspekulant wurde. Philippa Woodcock verfolgt die Geschehnisse des Geistlichen Philip Dupont zwischen dem Poitou, seinem Studienort Genf und späteren hugenottischen, konformistischen und nonkonformistischen Kreisen im englischen Suffolk.

Überzeugend wird von Ruth Whelan die Funktion des Mediziners und späteren Dubliner Bibliothekars Élie Bouhéreau als ‚Netzwerker‘ aufgezeigt. Er agierte in einem an der französischen Westküste zentrierten, familienbasierten Kontaktgefüge, auf dem seine spätere Karriere im Exil gründete. Auch im Rahmen hugenottischer Finanztransaktionen und beim Aufbau eines inoffiziellen Bank- und Tauschsystems spielte Bouhéreau eine wichtige Rolle, wie Marie Léoutres Beitrag herausarbeitet. Jane McKee untersucht geographische und soziale Verbindungen innerhalb der Dubliner Hugenottengemeinschaft anhand von Heiratsregistern. Hinsichtlich der regionalen Herkunft der Hugenotten entwickelte sich Dublin zu einem „melting pot“ (194); in sozialer Hinsicht dominierten Militärs, was mit der Bedeutung Irlands als Siedlungsgebiet pensionierter Offiziere zusammenhing. Der abschließende Beitrag von Sugiko Nishikawa nimmt den europäischen Kontinent in den Blick und thematisiert anglikanische Hilfsaktionen für Protestanten, die allerdings im Verlauf des 18. Jahrhunderts abnahmen. Gleichwohl wird hier der Einfluss einer zweiten Generation von Refugiés als Organisatoren britischer Fundraising-Aktivitäten deutlich.

Insgesamt sind die Beiträge von unterschiedlicher Qualität. Ihnen gemeinsam ist jenseits ihres geographischen Fokus die Verwendung des Begriffs „network“ – teils inflationär, als Gemeinplatz und Catch-all-Term, manchmal nicht ohne Widersprüche innerhalb einzelner Kapitel oder zwischen ihnen; nicht immer ergibt sich daraus ein intellektueller Mehrwert gegenüber der existierenden Forschung. Jenseits neuer und interessanter Detailinformationen nimmt man gleichwohl mit, wie sich Politik, kirchliches Leben und Alltag von Hugenotten im englischsprachigen Raum in einer längeren Perspektive entwickelten und welche herausgehobene Rolle Mittelsleute wie etwa der Londoner Bischof Henry Compton für die Organisation des Refuge spielten. Vor allem aber zeigt sich, wie sich unterschiedliche Zugehörigkeiten überlagerten und

wie schwierig es unter Zeitgenossen war, zwischen regionaler Herkunft, sozialen Unterschieden und religiösen Erwartungen der Aufnahmegesellschaft zu einer übergreifenden hugenottischen Identität zu finden.

Alexander Schunka, Berlin

Gwynn, Robin, The Huguenots in Later Stuart Britain, Bd. 1: Crisis, Renewal, and the Ministers' Dilemma, Brighton / Portland / Toronto 2015 [Paperback 2018], Sussex Academic Press, XVIII u. 481 S. / Abb., £ 37,50.

Gwynn, Robin, The Huguenots in Later Stuart Britain, Bd. 2: Settlement, Churches, and the Role of London, Brighton / Chicago / Toronto 2018 [Paperback 2019], Sussex Academic Press, XX u. 361 S. / Abb., £ 50,00.

Die beiden hier vorzustellenden Bände sind die ersten Teile einer Trilogie, deren Abschluss zum Besprechungszeitpunkt noch nicht vorlag. Robin Gwynn, ehemals Reader in Geschichte an der neuseeländischen Massey University, legt damit sein Opus magnum vor. Es ist das Resultat einer rund fünfzigjährigen Beschäftigung des Autors mit der Geschichte der Hugenotten in Großbritannien. Kein anderes Werk behandelt denn auch das englische Refuge für die Epoche zwischen Bürgerkrieg und Utrechter Friedensschluss in annähernd vergleichbarer Dichte. Dass bisher entsprechende Synthesen fehlten, ist durch die disparate Quellenlage einschließlich mancher Überlieferungslücken zu erklären, deren Aufarbeitung Gwynns auf jahrzehntelanger Grundlagenforschung beruhendes Oeuvre irgendwo zwischen Herkules- und Sisyphusaufgabe ansiedeln. Die Bedeutung Englands für das hugenottische Refuge war gleichwohl bekannt, lebten doch um die Wende zum 18. Jahrhundert mehrere Zehntausend protestantische Franzosen auf der Insel, die über etwa fünfzig eigene Kirchengemeinden verfügten, London zum Zentrum ihres weltweiten Exils machten und die englische Sprache um Worte wie „refugee“ und „to dragoon“ bereicherten.

Gwynns Trilogie behandelt das Refuge zwischen dem Englischen Bürgerkrieg und dem Utrechter Frieden mit gelegentlichen Ausgriffen in frühere und spätere Epochen. Band 1 des Gesamtwerks legt den Schwerpunkt auf das geistliche Personal der Hugenotten, Band 2 auf ihre Ansiedlungen, während der angekündigte dritte Band überwiegend die politischen Rahmenbedingungen in den Blick nehmen soll. Im Zentrum der Untersuchung stehen kirchlich-religiöse Aspekte; ein starker Fokus liegt auf den Londoner Verhältnissen.

Ausgehend von der Geistlichkeit kreist Band 1 um das Problem, inwieweit sich die reformierte Theologie und Kirchenorganisation der Hugenotten mit der englischen Bischofskirche vereinbaren ließen. Die Auseinandersetzung mit dieser Frage machte bereits die frühen, wallonisch-französischsprachigen Gemeinden aus elisabethanischer Zeit wie die Kirche in der Londoner Threadneedle Street immer wieder zum Spielball englischer Kirchenpolitik. Schlug das Pendel während der Bürgerkriegs- und Interregnumsperiode noch zugunsten eines speziellen französisch-reformierten Nonkonformismus aus, der sich unter den Hugenotten Englands erhalten ließ, so setzte sich seit der Restaurationsepoche teilweise ein konformistisches Modell durch, das seinen Ausdruck in der Gründung der Savoy-Gemeinde fand: Der Liturgie dieser elitären und hofnahen Gemeinde im Londoner Stadtteil Westminster lag das Book of Common Prayer in seiner auf der Kanalinsel Jersey verwendeten französischen Variante zugrunde. Noch während des Grand Refuge, das mit den französischen Dragonaden der frühen 1680er Jahre einsetzte, blieb der wichtigste Anziehungspunkt für Neuankömmlinge allerdings die reformierte Kirche in der Threadneedle Street; um sie herum siedelten sich hugenottische Weber an, die den Londoner Osten dominierten. Diese und

andere Gemeinden nonkonformistischer Franzosen, die sich an der Kirchendisziplin Calvins orientierten, besaßen im Unterschied zu englischen Presbyterianern von Beginn an eine gesetzlich-administrative Legitimation und lassen sich daher, wie der Verfasser verdeutlicht, nicht einfach dem Spektrum des englischen Nonkonformismus zuordnen (81, *passim*). Für die hugenottische Geistlichkeit, die durch das Edikt von Fontainebleau 1685 zum Verlassen Frankreichs gezwungen war, verknüpfte sich das Problem der Konformität mit der Church of England mit Versorgungsfragen, vor allem aber mit einer möglichen Re-Ordination, außerdem mit dem größeren Problem einer theologischen Anerkennung der Church of England als Reformationskirche von Seiten kontinentaler Konfessionsgruppen (und umgekehrt).

Band 1 schließt mit einem 200-seitigen biographischen Anhang, der die Lebensläufe von mehr als 700 hugenottischen Geistlichen in bisher nicht gekannter Vollständigkeit zusammenträgt und das Buch zu einem grundlegenden Nachschlagewerk für weitere Forschungen macht. Damit bietet der erste Band von Gwynns Trilogie eine Fülle gelehrter Detailinformationen, teils jedoch auf Kosten der Lesbarkeit. Der Hybridcharakter des Werks zwischen erzählenden Kapiteln und tabellenlastiger Faktensammlung setzt sich in Band 2 fort, in dem nicht die Geistlichen im Zentrum stehen, sondern die hugenottischen Laien, deren Ansiedlung ebenfalls aus der Perspektive der Kirchengemeinden präsentiert wird. Die ersten drei Kapitel handeln die einzelnen Gemeinden Großbritanniens in einem chronologisch-regional gemischten Zugriff nacheinander ab – von den durch Weberei und Papierherstellung geprägten, seit der elisabethanischen Zeit existierenden (Canterbury, Norwich, Southampton) über ländliche Ansiedlungen zum Zweck der Bodenmelioration in der Mitte des 17. Jahrhunderts (in Cambridgeshire und Lincolnshire) bis hin zu den zahlreichen Gemeinden, die seit 1681 vielerorts im Süden Englands entstanden (in Devon, Essex usw.). Deutlich wird, welche Rolle Infrastruktur, Seenähe und Handelsverbindungen (auch und gerade nach Frankreich) bei der Gründung neuer Ansiedlungen spielten, aber auch – wie der Verfasser speziell anhand von London zeigt – die strukturelle und administrative Abhängigkeit neuer Gründungen von bereits bestehenden Gemeinden.

Kapitel 4 bietet anhand umfangreichen Zahlenmaterials eine Analyse der quantitativen Dimension hugenottischer Einwanderung und kommt zu mehr oder weniger plausiblen Schätzungen, die bei 50.000 Personen und damit etwas höher als in der bisherigen Forschung liegen. Das fünfte Kapitel arbeitet die Anziehungskraft Londons als politisches und protoindustrielles Zentrum der Britischen Insel heraus. Anschließend wird der Umgang der Einheimischen mit den Migranten thematisiert, der zwischen ökonomischen Ängsten, antifranzösischen und antikatholischen Stimmungen schwankte (was die einwandernden Hugenotten in den Augen größerer Bevölkerungsteile zeitweilig gleichsam zu den „guten“ Franzosen machte). Das letzte Kapitel stellt Institutionen und Praktiken der karitativen Versorgung bedürftiger Hugenotten vor und kommt zu dem Ergebnis, dass anglikanische Refugiés gegenüber der Masse ihrer nonkonformistischen Landsleute zwar bevorzugt wurden, dass sie aber keineswegs ausschließlich von Hilfszahlungen profitieren.

Beide Bände bieten mancherlei Neues. Sie verfolgen einen enzyklopädischen Anspruch, der ihnen, speziell in den umfangreichen Anhängen, den Charakter von Nachschlagewerken und Materialsammlungen verleiht. Darunter leiden die narrative Konstruktion, die Systematik, die Syntheseleistung und die Lesbarkeit. Präsentiert wird eine faktengesättigte, wenngleich sehr insulare Perspektive auf das Refuge: Dass innerhalb der hugenottischen Diaspora Kontakte in zahlreiche europäische Länder existierten (einschließlich Frankreich) oder dass Hugenottengemeinden nicht nur in London häufig in unmittelbarer Nachbarschaft zu anderen Minderheitskirchen exis-

tierten und mit ihnen interagierten, wird ebenso wenig deutlich wie die konkrete Alltagsbewältigung der Migrierenden, zu denen – was nur gelegentlich anklingt – ja auch Frauen und Kinder gehörten. Über das Wirtschaftshandeln der Hugenotten in England erfährt man nur wenig. Stattdessen setzt der zweite Band mit der alternativlos scheinenden Frage ein, ob es sich denn bei den Hugenotten um Religionsflüchtlinge oder Wirtschaftsmigranten gehandelt habe. Gwynns Meinung nach war die Hugenottenmigration „religious, nothing else. Without it, they would have stayed in France.“ (Bd. 2, 9) Eine solche Zuspitzung dürfte weniger über die Hugenotten als über die Haltung des Verfassers aussagen, für den neuere Interessen und Forschungsansätze keine Rolle spielen. Warum, so könnte man zurückfragen, verließ nur rund ein Viertel der Protestanten Frankreich, kehrten manche dorthin zurück, pflegten viele Migranten weiterhin Kontakte in die alte Heimat, entschieden sich einige für England und andere nicht? Und wie wirkte sich all dies auf die Rhetorik und Selbstdarstellung in den Quellen aus? Antworten darauf wird man im vorliegenden Werk kaum finden.

Zu Beginn des ersten Bandes reflektiert der Autor darüber, dass sich um das Jahr 1980 herum Verlage für das Thema „Hugenotten“ kaum interessiert hätten. Angesichts jüngerer Entwicklungen in der historischen Migrations- und der Hugenottenforschung scheint es inzwischen eher, als ob die Zeit über das vorliegende Buch gleichsam hinweggegangen ist – schade, denn wer sich für das Refuge in Großbritannien speziell aus religions- und kirchengeschichtlicher Perspektive interessiert, der wird an Gwynns Werk nicht vorbeikommen. Gleichwohl mag manch Leser*in dem Autor beipflichten: „Readers who have persisted with this long study of the numerous refugee congregations in London and throughout Britain may be wondering whether their time has been well spent.“ (Bd. 2, 157)

Alexander Schunka, Berlin

Hilfiker, Franziska, *Sea Spots. Perception und Repräsentation maritimer Räume im Kontext englischer und niederländischer Explorationen um 1600*, Wien / Köln / Weimar 2019, Böhlau, 245 S. / Abb., € 39,00.

Mitte des 16. Jahrhunderts hatten Portugal und Spanien sich bereits lukrative Kolonien und Handelsstützpunkte in Lateinamerika, an den Küsten Afrikas und in Südostasien gesichert. England konnte bis zu diesem Zeitpunkt nur einige mäßig erfolgreiche Erkundungsfahrten in nordamerikanischen Gewässern vorweisen. Das änderte sich unter der Herrschaft Elisabeths I.: Englische Seefahrer suchten mit Sklavenhandel und Kaperfahrten an den Reichtümern Lateinamerikas zu partizipieren und forderten damit Philipp II. heraus, was nach 1585 in offenem Krieg mündete. England setzte aber auch auf Formen maritimer Expansion, bei denen man die iberischen Herrschaftsbereiche buchstäblich würde umschiffen können: Durch die Magellanstraße sollten die ‚Gewürzinseln‘ im Indischen Ozean erreicht werden, ohne von Portugal dominierte Seegebiete zu durchqueren. Nach einer Nordwest- und einer Nordostpassage suchte man ebenfalls in der Hoffnung, in arktischen Breiten einen Seeweg nach China, Japan und Indien zu finden, der nicht von Portugiesen und Spaniern dominiert wurde. Die Niederländische Republik, die sich ab 1572 im Aufstand gegen die spanische Herrschaft konstituierte, folgte alsbald in den Fußstapfen der Engländer: Auch die Niederländer suchten nach Wegen, von den überseeischen Reichtümern zu profitieren.

So sieht der historische Kontext aus, in dem Franziska Hilfikers Studie, die Buchfassung ihrer Baseler Dissertation, angesiedelt ist. Die Verfasserin untersucht darin, wie englische und niederländische Seefahrer auf Explorationsfahrten die See wahrnahmen und welches Bild von der See sie dem heimischen Publikum vermittelten. Als

„Explorationsfahrten“ bezeichnet sie jene Reisen, die aus guten Gründen nicht mehr als „Entdeckungsfahrten“ bezeichnet werden, Reisen, mit denen Seefahrer versuchten, aus europäischer Sicht neue Gefilde zu erreichen bzw. neue Wege zu bereits bekannten Zielen zu finden. Als Quellen wird ein breites Spektrum von „Seedokumenten“ herangezogen: Reiseberichte, Navigationshandbücher, hydrographische Texte, Kartenwerke. Mit den titelgebenden „sea spots“ verbindet sich Hilfikers zentrale und einleuchtende Hypothese: Die Seefahrer um 1600 nahmen die Ozeane nicht einfach als eine einzige, konturlose Wasserwüste wahr. Vielmehr richteten sie ihre Aufmerksamkeit vorrangig auf ganz bestimmte Seegebiete, eben jene „sea spots“.

Auf die ausführliche, sehr theoretisch und methodologisch ausgerichtete Einleitung folgen eine knappe Ausleuchtung des historischen Kontextes und ein Kapitel über „Navigation und Distanz“, in dem Hilfiker insbesondere der Frage nachgeht, wie die Routen von Seereisen in Kartenwerken durchaus suggestiv dargestellt wurden. Danach folgen drei Kapitel, in denen jeweils eine spezifische Art von „sea spots“ in den Blick genommen wird. Als erstes sind dies die Küstenzonen pazifischer Inseln. Im Mittelpunkt steht der Kontrast zwischen den Schwierigkeiten der Europäer, mit ihren Booten an den Stränden anzulanden, und der Leichtigkeit, mit der die Inselbewohner mit ihren Kanus das flache Wasser durchquerten oder durchschwammen. Aus den Schwierigkeiten der Europäer, sich in diesen Gewässern zu bewegen, konstruierten die Autoren von Reiseberichten eine angebliche zivilisatorische Überlegenheit: Die Gewandtheit der indigenen Menschen im Wasser wird als beinahe animalisch charakterisiert, während die Schwerfälligkeit der eigenen Segelschiffe als Solidität umgedeutet wird.

Im darauffolgenden Kapitel untersucht Hilfiker Diskussionen und Praktiken in Bezug auf die Magellanstraße. Diese 1520 erstmals von den Schiffen des Fernão de Magalhães (Magellan) durchsegelte Meeresstraße an der Südspitze Südamerikas stieß an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert auf großes Interesse bei englischen, niederländischen und spanischen Seefahrern und Autoren. Sie erschien ihnen als Seeweg von großer strategischer und handelspolitischer Bedeutung. Englische und niederländische Seefahrer durchquerten die Magellanstraße Richtung Pazifik; Philipp II. ließ an ihrer Küste eine befestigte Siedlung mit dem stolzen Namen „Ciudad del Rey Don Felipe“ gründen, um die Kontrolle über diese Passage zu erlangen. Die Siedlung musste nach wenigen Jahren aufgegeben werden. Der Engländer Thomas Cavendish segelte 1587 an ihren Ruinen vorbei und nahm einen der überlebenden Spanier an Bord. Das Scheitern der spanischen Pläne wurde von englischen und niederländischen Autoren und Kartographen in propagandistischer Absicht hervorgehoben.

Darstellungen vorrangig englischer Seefahrer und Gelehrter, welche auf der Suche nach einer Nordwestpassage in arktische Gewässer vorstießen, bilden den Gegenstand des letzten Kapitels der Studie. Besonders hier stießen Seefahrer auf eine fremde maritime Welt: Eisberge und großflächige Packeisfelder hatten zuvor nicht zum Erfahrungsraum englischer oder niederländischer Kapitäne und Matrosen gehört. Dementsprechend, so zeigt die Verfasserin, entwickelten einige von ihnen ein gelehrtes Interesse am Eis und führten sogar einfache Experimente durch, um seiner Natur auf die Spur zu kommen. Hilfiker hebt besonders solche Schilderungen der arktischen See hervor, mit denen die bereits durchgeführten Reisen zu Erfolgen stilisiert und potenzielle Geldgeber dazu animiert werden sollten, weitere Unternehmungen zu finanzieren. So imaginierten Kartenmacher eine Hunderte Kilometer breite Meeresstraße, die im hohen Norden Atlantik und Pazifik verbinde. Aus der Beobachtung, dass alle Eisberge aus Süßwasser bestehen, schloss man, dass der Ozean nie vollständig gefriere und dementsprechend auch in der Arktis befahrbar sein würde. Golden schimmerndes

Erz, das man auf arktischen Inseln fand, wurde als Gold deklariert, bevor man es noch hatte analysieren können – später stellte es sich als praktisch wertlos heraus.

Franziska Hilfiger hat eine interessante und originelle Arbeit vorgelegt. Vollends überzeugt ist der Rezensent gleichwohl nicht. Methodisch ist die Arbeit aufgrund der Fokussierung auf Explorationsfahrten und auf Druckschriften durch eine doppelte Engführung gekennzeichnet. Diese führt dazu, dass die ausgewählten „sea spots“ wenig repräsentativ dafür sein dürften, wie Seefahrer um 1600 die Meere wahrnahmen. Die Magellanstraße beispielsweise sollte sich für regelmäßige Schiffspassagen als beinahe ebenso ungeeignet erweisen wie die Nordwest- oder Nordostpassage: Die allermeisten Seereisen von Europa in den Indischen Ozean und den Pazifik führten – jedenfalls bis zum Ende des 18. Jahrhunderts – ums Kap der Guten Hoffnung. Die Konzentration auf Druckschriften bringt es mit sich, dass vor allem Texte analysiert werden, die in werbender oder propagandistischer Absicht entstanden. Die Studie ist zudem sehr sperrig formuliert. Das liegt an einer gewissen Theorieverliebtheit der Autorin und daran, dass sie, wenn sie die Wahl zwischen einem alltagsnahen Ausdruck und einem Fremdwort hatte, sich fast immer für Letzteres entschieden hat. Das ist durchaus typisch für Qualifikationsschriften, deren Verfasser*innen sich verpflichtet fühlen, eine breite Kenntnis theoretischer und methodologischer Ansätze nachzuweisen. Es wäre indes zu wünschen, dass Lektor*innen sie dazu ermutigen, für die Buchfassung einigen Ballast über Bord zu werfen. Das scheint hier eher nicht geschehen zu sein.

Patrick Schmidt, Rostock

McShea, Bronwen, *Apostles of Empire. The Jesuits and New France* (France Overseas), Lincoln 2019, University of Nebraska Press 2019, XXIX u. 331 S. / Abb., \$ 60,00.

Eine weitere Darstellung zur Jesuitenmission im französischen Nordamerika der Frühen Neuzeit? Nach der Lektüre von Bronwen McSheas ebenso elegantem wie pointiertem Buch kann man nur antworten: Ja, unbedingt! Angesichts der sehr reichhaltigen Forschung zum Thema kann McShea zwar nur punktuell mit neuen Quellen und unbekannter Empirie aufwarten, doch Analyse und Fokus der Darstellung machen ihr Buch zu einem echten Meilenstein. Es ist explizit „revisionistisch“ und macht sich anheischig, eine Gegenarration zur vorherrschenden Deutung der Jesuitenmission entlang des Sankt-Lorenz-Stroms und im Mittleren Westen der heutigen USA zu präsentieren. McShea wendet sich gegen einen – von ihr nuanciert und sachgemäß charakterisierten – Forschungskonsens, der die Missionare der Gesellschaft Jesu oft als religiös motivierte und religiös ausgerichtete Akteure darstellt, die zwar nicht direkt in Gegnerschaft zu einer ‚politischen‘ und ‚weltlichen‘ Perspektive auf die französischen Kolonien stünden, sich aber doch von einer solchen distanzieren. Dagegen setzt McShea ihre Deutung der Jesuiten als „Apostel eines Imperiums“, also als absichtsvolle Propagatoren einer französisch-kolonialen Agenda.

Ihre These entwickelt die Autorin im Wesentlichen in Form eines Durchgangs durch die gesamte Geschichte der Jesuitenmission in Französisch-Nordamerika. Das Buch hat deshalb auch Züge einer gedrängten Gesamtdarstellung und kann insofern sehr gut als Einführung in die Missionsgeschichte der Region für Leser ohne Vorkenntnisse dienen. In ihre Erzählung der Geschichte der Jesuiten in Kanada von 1608 bis etwa 1800 flieht McShea dann ihren analytischen Hauptpunkt immer wieder elegant ein, beispielsweise durch eine maßstabsetzende Aufarbeitung des politischen Umfelds der jesuitischen Publikationsaktivitäten in Paris (3–34 und durchgängig passim), durch ihre sehr überzeugende starke Relativierung der überkommenen Idee einer jesuitischen Gegnerschaft gegen die „Französisierungspolitik“ unter Colbert (etwa 123 und passim)

oder durch ihre durchgängige Betonung jesuitischer Ermunterung zum Krieg gegen feindliche Indianerstämme und die Engländer (127–158, 223–254). In all diesen Punkten erweist McShea die Jesuiten als explizit und bewusst proimperiale, loyale Unterstützer der jeweils herrschenden offiziellen Kolonialpolitik. Abweichungen vom offiziellen Kurs gab es wenige, sie betrafen vor allem Details und drückten gerade keine grundsätzliche Alternativhaltung aus, sondern wurden von den Jesuiten vielmehr als verbessernde Vorschläge zur Intensivierung kolonialer Penetration vorgebracht, so die Quintessenz. Wenig bleibt übrig vom geliebten Mythos einer Gesellschaft Jesu, die stark aus mystischen Inspirationen heraus eine vorwiegend seelsorgerische Aktivität in unabhängiger Parallele zu den weltlichen Akteuren pflegte. Im Gegenteil: McSheas Rekonstruktion zeigt, dass die Jesuiten ihr religiöses Projekt gerne und proaktiv in die Agenda der Politiker integrierten.

Das Buch überzeugt dabei nicht nur deshalb, weil es diese klare These mit breiter Quellenkenntnis und großer narrativer Eleganz präsentiert. Es überzeugt vor allem deshalb, weil die Einordnung der Jesuiten in das frühneuzeitliche Kolonialgeschehen dabei stets nuanciert und ohne den bisweilen üblichen Gestus einer polemischen Entlarvung geschieht. Denn McShea registriert genau, dass es sich bei den Jesuiten eben doch um religiöse Akteure handelt, denen die koloniale Expansion und die damit einhergehende Gewalt kein Selbstzweck waren. So ist das Buch von McShea letztlich eine gründliche Meditation über die erfolgreiche Einbettung religiöser Ziele in die politische Kultur der Frühen Neuzeit.

Dabei ist es ein besonderes Verdienst der Autorin (im Unterschied zu zahlreichen anderen Arbeiten) auch sehr genau auf die Wandlungen und Veränderungen zu achten, die die freiwillig und proaktiv eingenommene und oft sehr prominente Rolle der Jesuiten im französischen Kolonialgeschehen erfuhr. McShea vermeidet sowohl die vielfach übliche Konzentration auf die „heroische“ Frühphase der Mission bis etwa 1670 als auch ein statisches Bild der Jesuitenmission, die sich doch in den 150 Jahren ihres Bestehens stark veränderte. Hierbei ist vor allem auf den zweiten Teil des Buches hinzuweisen, dessen Thema am besten mit dem Titel von Kapitel 7 überschrieben ist: „Losing Paris“. Sehr vielschichtig rekonstruiert McShea, wie den an der Kanadamission beteiligten französischen Jesuiten seit Ende des 17. Jahrhunderts in vielen kleinen Schritten die bis dato hervorragend funktionierende Kooperation mit den politischen Eliten der Hauptstadt mehr und mehr entglitt. Hier finden sich zahlreiche wichtige Beobachtungen, etwa zur Konsequenz des Umzugs des Hofes nach Versailles für die Kommunikationsstrukturen des Ordens (118). Auch die innovative Beobachtung, dass im 18. Jahrhundert die meisten Jesuiten nur noch temporär in Kanada wirkten, um (anders als zuvor) dann vor allem als Ex-Missionare in Frankreich zu wirken, ist hier weiterführend. Durch die Beachtung solcher subtilen Veränderungen wird das Bild vom Platz des Ordens in den Kolonialunternehmungen dynamisiert und der Wandel der Rolle der Jesuiten greifbar. Die Jesuiten wollten bis zuletzt auch und gerade das Kolonialreich Frankreichs befördern, konnten es aber immer weniger. Unter diesem Gesichtspunkt die Geschichte der Jesuitenmission in Kanada neu aufgerollt und brillant dargestellt zu haben, ist das große Verdienst dieser ganz hervorragenden Monographie.

Markus Friedrich, Hamburg

Bravo Lozano, Christina, *Spain and the Irish Mission, 1609–1707* (Routledge Studies in Renaissance and Early Modern Worlds of Knowledge), New York / London 2019, Routledge, XIX u. 289 S., £ 105,00.

Die Politik der spanischen Krone gegenüber der *Misión de Irlanda*, der irischen Mission, ist der Gegenstand dieses Buches. Die Entwicklung der Mission wird hier vor allem aus der diplomatie- und politikgeschichtlichen Perspektive dargestellt, wobei auch die Netzwerke der irischen Exulanten und Geistlichen auf der spanischen Peninsula untersucht werden.

Zwischen 1590 und 1629 wurden zwölf irische Kollegien für die Ausbildung von Geistlichen in den habsburgischen Ländern ins Leben gerufen. Die Habsburger waren hier schulbildend, denn entsprechende Institutionen wurden in Paris und Rom erst 1623 und 1625 etabliert. Eine Vielzahl der im spanischen Herrschaftsbereich ausgebildeten und ordinierten Geistlichen kehrte im 17. Jahrhundert mithilfe der spanischen Krone zurück nach Irland und arbeitete dort als Seelsorger in politisch schwierigen Verhältnissen. Um den Aufbau, die Organisation und die politische Kommunikation dieser Mission dreht sich das Buch der Autorin. Dabei wird die Mission dezidiert nicht als ein rein spanisch-irisches Unternehmen dargestellt, sondern in ihrem jeweiligen kontinentaleuropäischen und britischen Kontext betrachtet.

Das Buch teilt sich in acht Kapitel, welche nach thematischen und chronologischen Kriterien gebildet wurden. Die Einleitung präsentiert den historischen und mythologischen Kontext der irisch-spanischen Beziehungen, den Forschungsstand und die Thematik des Buches. Das Ziel der Autorin ist es, die konfessionspolitische Strategie der spanischen Monarchie in den seit dem Frieden von London (1604) von England beherrschten Territorien zu untersuchen. Dabei soll der Fokus auf bisher in der Forschung wenig beachtete Akteure, Ereignisse, Prozesse, Entscheidungen und Debatten gelegt werden. Es werden die Netzwerke der Missionare auf der spanischen Peninsula und ihre politische Bedeutung untersucht sowie die ökonomische und die politische Rolle der spanischen Krone in der Formierung des Exils analysiert. Ausgehend von der These, die spanische Krone habe eine dezidiert religionspolitische Strategie in Irland verfolgt und die irischen Missionare seien „verdeckte Agenten der spanischen Außenpolitik“ gewesen (7), argumentiert die Autorin, dass diese königliche Patronage nur im größerem Zusammenhang von Geo- und Machtpolitik zwischen Irland, England und Spanien verstanden werden kann. Die Arbeit profitiert von einer speziell zur irischen Mission angelegten Datenbank des CSIC (<https://digital.csic.es/handle/10261/64240>), welche neben Metadaten auch Zugang zu einigen Digitalisaten bietet.

In Kapitel zwei wird zunächst die Reise des Erzbischofs von Cashel, David Kearney, nach Rom und Madrid dargestellt. Dann wird die Etablierung und Entwicklung eines Pensionssystems für die 1611 von Philipp III. offiziell gegründete irische Mission erörtert. Diese fußte auf einer jährlichen Einkunft von tausend Dukaten, welche ihr aus den Einnahmen des Bistums Cádiz zugesichert wurden. Darüber hinaus konnten einzelne Geistliche Reisehilfen (*viatica*) vom Staat oder auch von einzelnen Mitgliedern des Königshauses bekommen. Die Autorin argumentiert, dass die spanische Krone zunehmend Einfluss auf die irischen Geistlichen gewann, indem sie die Missionstätigkeiten und Konvente im spanischen Herrschaftsgebiet unterstützte.

Kapitel drei beschreibt die Struktur der irischen Mission und zeigt, wie die Ausbildung, Ordination und die *viatica* funktionierten. Dabei betont die Autorin, dass die Mission sich nie formal organisierte. Vielmehr handelte es sich um ein Gebilde, welches sich um einzelne Akteure und Patronage drehte und welches sowohl finanziell als auch politisch prekär blieb. Über die einzelnen Missionare, ihre sozialen Hintergründe und

ihr Agieren in Irland erfährt man wenig, wobei die Autorin hier auf eine schwierige Quellenlage hinweist.

Im vierten Kapitel geht es um die Zeit nach der Stuart-Restauration, und es werden die Krise der Mission, unter anderem aufgrund der antikatholischen Gesetzgebung Englands, und die darauffolgende Neuordnung der Mission unter der Herrschaft Charles' II. von England und Carlos' II. von Spanien dargestellt. Das Kapitel ist symptomatisch dafür, dass sich das Buch zeitweise mehr mit der politischen Lage Englands und Spaniens beschäftigt als mit Irland und den Auswirkungen der dortigen Missionsstätigkeit.

Kapitel fünf behandelt die Folgen des Todes Charles' II. für die irische Mission. Die Autorin zeigt, wie die Herrschaft des katholischen James II. die Situation der irischen Mission graduell verbesserte, aber auch, wie die spanische Diplomatie weiterhin diskret gegenüber der englischen Krone agierte.

Im sechsten Kapitel geht es um die Auswirkungen des Vertrags von Limerick (1691) und der Herrschaft Williams III. auf die katholische Gemeinschaft. Zunächst erfolgte, trotz religiöser Spannungen, eine immense Expansion der Aktionsmöglichkeiten der Mission. Nach der Veröffentlichung des Toleranzaktes (Declaration of Indulgence) im Jahr 1673 wurden durch die spanische Krone 51 *viatica* an die irischen Geistlichen genehmigt, die größte Anzahl pro Jahr im gesamten 17. Jahrhundert.

Allerdings dauerte dieser Zustand nicht lange an, und Kapitel sieben untersucht die Diskussionen und Folgen des Gesetzes, welches im Jahr 1697 vom Dubliner Parlament zur Vertreibung aller katholischen Geistlichen aus Irland gegen die Priester und Mönche verabschiedet wurde. Die diplomatischen Bemühungen der spanischen und der kaiserlichen Diplomatie werden dargestellt, und es wird gezeigt, wie die spanische Krone Missionare bei der Rückkehr nach Spanien unterstützte.

Schließlich werden im achten und letzten Kapitel die Folgen des Dynastiewechsels in Spanien für die Mission thematisiert. Auch wird kurz darauf eingegangen, warum nach 1709 keine neuen *viatica* mehr zu Stande kamen.

Die Untersuchung von Bravo Lozano stellt die Geschichte der irischen Mission Spaniens in einen größeren politikgeschichtlichen und europäischen Zusammenhang. Die Untersuchung zeigt zum einen die großen ökonomischen Schwierigkeiten der Mission und der einzelnen Missionare, zum anderen verdeutlicht sie, wie vorsichtig die spanische Krone in einer komplizierten und sich verändernden politischen Landschaft agierte. Allerdings gelingt die Kontextualisierung der einzelnen Akteure und Netzwerke unterschiedlich gut. Manchmal werden die Motive hinter den Aktionen nicht ausreichend deutlich. Die Tatsache, dass die einzelnen Akteure – als Akteure werden sowohl einzelne Geistliche und Diplomaten als auch Staatsorgane und sogar ganze Staaten behandelt – sehr unterschiedliche Reichweiten und Machtbefugnisse hatten, wird methodisch nicht reflektiert. Die Gliederung ist vielleicht ein Spiegel davon, denn sie wirkt zeitweise sehr verwirrend und sprunghaft. Es fehlen deutliche Thesen, klare Kapitelüberschriften, und es fehlt auch ein Fazit. Dennoch kann das Buch dazu beitragen, die Komplexität der religionspolitischen Aktionen und Entscheidungen im frühneuzeitlichen Spanien, England und Irland besser zu verstehen.

Hanna Sonkajärvi, Rio de Janeiro / Würzburg

Molnár, Antal, Confessionalization on the Frontier. The Balkan Catholics between Roman Reform and Ottoman Reality (Interadria, 22), Rom 2019, Viella, 266 S. / Karten, € 40,00.

Antal Molnár gehört zu den ausgezeichneten Kennern der Geschichte der Katholiken und des Katholizismus in Mittel- und Südosteuropa im 17. Jahrhundert. Als ehemaliger Direktor der Ungarischen Akademie in Rom hatte er die Möglichkeit, über längere Zeit in den Archiven des Vatikans zu arbeiten, was sich positiv auf die Qualität seiner bisherigen Forschungen ausgewirkt hat.

Molnár stellt sich die Aufgabe, durch seine jetzige Arbeit, „the peculiarities of the local Catholic confessionalization in the Balkans through a micro-analytical approach“ zu untersuchen. Sein Interesse gilt vor allem dem „osmanischen Balkan“, welcher sich im 17. Jahrhundert in einer Epoche des Wandels befand. Die Politik der römischen Kurie in Bezug auf die osmanischen Provinzen auf dem Balkan wird von Molnár deutlich nachgezeichnet, wobei der 1622 gegründeten Congregatio de Propaganda Fide natürlich eine ganz besondere Rolle zukommt. Molnár erzählt auch die Geschichte der Vernichtung der katholischen Gemeinden in Bulgarien, Albanien und in den Donaufürstentümern, zu der es während des Krieges der Lega Sacra gegen das Osmanische Reich (1684–1699) kam. Er würdigt dabei die besondere Rolle, die Papst Innozenz XI. in der Politik der Kurie spielte – zum einen als aktiver Befürworter katholischer Missionen in Südosteuropa und zum anderen als die eigentliche Triebfeder der 1684 geschlossenen „Heiligen Allianz“ zwischen der Habsburgermonarchie, Polen und Venedig, die das Osmanische Reich bekämpfen sollte.

Molnár interessiert sich auch für die Geschichte der einzelnen katholischen Missionen auf dem Balkan und insbesondere für die Ziele, die das Papsttum in Rom verfolgte. Es scheint, dass die Kurie sich nicht genau festlegen konnte oder wollte, was man denn auf dem osmanischen Balkan eigentlich bezweckte: die Orthodoxen und die Muslime zum Katholizismus zu bekehren oder eher die schon bestehenden katholischen Gemeinschaften im Reich des Sultans zu unterstützen und nach Möglichkeit zu erhalten. Als „case studies“ untersucht Molnár die katholischen Gemeinden in Serbien und Albanien, doch auch die Geschichte der bulgarischen Katholiken wird nicht außer Acht gelassen.

Natürlich kann man als Rezensent bemängeln, dass zum Beispiel die Politik der römischen Kurie in Bezug auf das Osmanische Reich bzw. den Balkan in ihren realpolitischen Dimensionen im Rahmen der großen europäischen Politik der Mächte nur nebenbei tangiert, nicht aber in ihrer Gesamtheit verortet wird. Zugleich aber denke ich, dass Molnár die Forschungsaufgaben, die er sich gestellt hat, erfüllt hat.

Problematisch erscheint mir allerdings der Umstand, dass es sich bei dieser Publikation nicht um eine Monographie im eigentlichen Sinne des Wortes handelt. Vielmehr ist das Buch eine Sammlung von zehn bereits erschienenen Publikationen, wobei als Pluspunkt zu erwähnen ist, dass zwei von ihnen aus dem Ungarischen ins Englische übersetzt worden sind, was der Teil der akademischen Zunft, der kein Ungarisch versteht, natürlich nur begrüßen kann. Es gibt eine Einführung des Autors, aber ein Schlusswort oder Schlussbetrachtungen sucht man vergebens. Leider hat es Molnár also nicht vermocht, seine Einzeluntersuchungen im Rahmen einer Synthese, um weitere Quellen oder Schwerpunkte bereichert, zu einem eigenständigen Narrativ zu formen. Zugegeben: Das ist keine leichte Aufgabe, aber diese Arbeit würde ich Molnár ohne Zweifel zutrauen. Schade nur, dass der Autor einen anderen Weg gegangen ist.

Ivan Parvev, Sofia

Lazer, Stephen A., State Formation in Early Modern Alsace, 1648–1789 (Changing Perspectives on Early Modern Europe), Rochester / Woodbridge 2019, University of Rochester Press, XI u. 256 S. / Abb., £ 80,00.

Als Grenzregion zwischen Frankreich und dem Reich steht das Elsass im Fokus der hier besprochenen, äußerst lesenswerten Studie von Stephen Lazer zu frühneuzeitlichen Staatsbildungs- bzw. Staatsformierungsprozessen zwischen dem Ende des Dreißigjährigen Krieges und dem Beginn der Französischen Revolution. Dabei grenzt Lazer seinen Untersuchungsgegenstand plausibel und gewinnbringend ein, indem er sich auf die Gebiete Rappoltstein, Bischweiler, Lützelstein, Guttentberg und Kleeburg beschränkt, die elsässischen Besitzungen des Hauses Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld. Diese wurden nach 1648 zum Schauplatz komplexer Kooperations- und Konfrontationsprozesse, die sich im Feld zwischen den französischen Versuchen zur herrschaftlichen Durchdringung des Elsass und den Versuchen der Pfalzgrafen, ihre Stellung zu behaupten, bewegten – Prozesse, die Lazer als Prozesse der Staatsbildung bzw. Staatsformierung greift und untersucht. Den methodischen Ausgangspunkt dafür entwickelt Lazer im Rahmen einer auf dem Forschungsstand operierenden Problematisierung von Staatlichkeit und folgt einem an die Arbeiten Michael Braddicks anknüpfenden Verständnis von Staat als „a coordinated and territorially bounded network of agents exercising political power, and this network was exclusive of the authority of other political organizations within those bounds“ (10). Im Falle des Elsass sieht Lazer damit allerdings einen „state with two centers“ mit einem französischen und einem pfalzgräflichen Pol. Für die französische Krone stand das Ziel im Fokus, das Elsass als eine Provinz in den französischen Staat zu integrieren, während es den Pfalzgrafen und auch lokalen Funktionsträgern vor allem darum ging, ihre bisherigen Ansprüche und Zuständigkeiten zu bewahren oder auszubauen. Bereits zu Beginn seiner Untersuchung präsentiert Lazer damit deren zentralen Befund, der aus dieser Konstellation resultierte: „The monarchy acquired sovereignty, but the princes and magistracies retained a modified form of imperial territorial superiority; each tempered the other, thus binding Alsatian elites and subjects into the process of a continuously negotiated French state“ (1 f.). Lazers klar argumentierende Studie veranschaulicht diesen Prozess in insgesamt fünf geschickt aufgebauten Kapiteln, die jeweils eine zentrale Fragestellung der Frühneuzeitforschung in den Mittelpunkt stellen und sich mit Souveränitätsvorstellungen, frühneuzeitlichen Verwaltungsstrukturen, Patronage, Konfessionalisierung und historisch-rechtlichen Argumentationsmustern befassen. Die einzelnen Kapitel folgen dabei einer gut gewählten Binnenstruktur: Kenntnisreichen und auf dem Stand der Forschung stehenden Einführungen in die jeweilige Thematik folgen empirische Tiefenbohrungen für die pfalzgräflichen Territorien des Elsass. Dieses Vorgehen bietet eine der großen Stärken des Buchs: Letztlich veranschaulicht Lazer so die konkrete Ausprägung zentraler frühneuzeitlicher Fundamentalprozesse an empirischen Beispielen und leistet damit nicht nur einen Beitrag zur Geschichte Frankreichs und des Elsass, sondern auch zu übergeordneten Frageperspektiven der Frühneuzeitforschung insgesamt. Das erste Kapitel zu „Mutual Legitimacy“ (13–43) dreht sich um Fragen von Souveränität, Herrschaft und Landeshoheit als grundlegenden Kategorien, die in hohem Maße von der Anerkennung und Zuschreibung der lokalen Akteure abhängig waren. Nicht übergeordnete normative Theoretisierungen und Ansprüche, sondern Fragen der ganz konkreten und situativen Akzeptanz beanspruchter Souveränität und Herrschaft prägten insbesondere die zweite Hälfte des 17. und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts als Phasen, in denen sowohl die französische Krone als auch die Pfalzgrafen zunächst sukzessive Akzeptanz und Anerkennung für die Legitimität ihrer Herrschaft bei lokalen Eliten und Funktionsträgern generieren mussten, „the former as sovereigns, the latter as lords exer-

cising territorial superiority“ (19). Lazer arbeitet klar heraus, wie dieser Prozess durch Momente von Kooperation und Konfrontation geprägt wurde und damit nicht einfachen teleologischen Narrativen folgte. „The Baillif's Two Bodies“ (44–75) knüpft daran an, da in diesem zweiten Kapitel die *baillifs* als höchste Amtsträger der französischen Verwaltung einer detaillierten Analyse unterzogen werden. Nach ihrer Einsetzung zur effektiven Verwaltung und Kontrolle der elsässischen Gebiete waren sie ebenfalls auf die Kooperation mit den bisherigen Funktions- und Amtsträgern angewiesen. Aus diesem Zwang resultierte das Vorgehen der französischen Krone: Sie knüpfte gezielt an die bisherigen Strukturen an und versuchte, diese sukzessive zu integrieren und zu kontrollieren, anstatt sie durch gänzlich neue zu ersetzen. So fungierten die *baillifs* auch als Schnittstelle zu den Pfalzgrafen, ein Umstand, mit dessen Hilfe Lazer im Längsschnitt auch hier den Prozess herrschaftlicher Durchdringung als Kompromiss im „state with two centers“ nachzeichnen kann. Das dritte Kapitel über „All the Duke's Men“ (76–113) greift mit Fragen der Patronage eine in der jüngeren Forschung intensiv untersuchte Thematik auf, die auch im Elsass erhebliche Bedeutung besaß. Hier konkurrierten französische und pfalzgräfliche Klienten um Ämter und deren Zuständigkeiten, wobei sich die langfristigen Auswirkungen pfalzgräflicher Patronage mitunter als Hindernis für französische Versuche erwiesen, eigene Klienten ein- und durchzusetzen. Dieser Befund ist durchaus aufschlussreich, da französische Patronageverhältnisse gemeinhin als entscheidende Komponente für die Ausdehnung des französischen Einflusses gelten. Lazer kann zeigen, dass diese französische Strategie aber auch an Grenzen stieß, wenn sie mit gefestigten Patronagestrukturen konfrontiert wurde. Mit „Confessionalization, Multiconfessionalism, and Administration“ (114–151) steht im vierten Kapitel ein weiterer Fundamentalprozess im Mittelpunkt, der im Elsass erhebliche Brisanz besaß, weil die französische Krone sich hier mit mehrheitlich protestantischen Gebieten konfrontiert sah. Daraus resultierte eine diffizile Strategie der Krone zur Verschiebung der konfessionellen Verhältnisse: Maßnahmen wie die gezielte Ansiedlung katholischer Familien oder die Bevorzugung katholischer Akteure bei der Ämtervergabe zielten zwar auf die Schaffung katholischer Territorien, führten aber aufgrund der Persistenz protestantischer Identitäten zur sukzessiven Entstehung multikonfessioneller Territorien. Das abschließende Kapitel, „The Battle over Sovereignty in Kleeburg“ (152–176), fokussiert auf die Vogtei Kleeburg, wo es den Pfalzgrafen bis Mitte des 18. Jahrhunderts gelang, den französischen Versuchen zur herrschaftlichen Durchdringung reichsrechtliche Argumente entgegenzusetzen. Daraufhin entwickelte die französische Krone eigene historisch-rechtliche Konstruktionen, etwa in Bezug zum Grenzverlauf der Region oder zu älteren feudalen Verhältnissen, um auch Kleeburg in rechtlicher Hinsicht in den französischen Staat zu integrieren – eine Strategie, die sich letztlich als erfolgreich erwies. Insgesamt hat Steven Lazer eine absolut überzeugende, klar strukturierte und in ihrem präzisen Charakter auch gut lesbare Studie zu Staatsbildungsprozessen im Elsass vorgelegt, die letztlich über ihren eigentlichen Untersuchungsgegenstand hinausweist: Das zentrale Verdienst dieser Studie liegt darin, dass Lazer seine Befunde immer wieder an übergeordnete Forschungsperspektiven der Frühneuzeitforschung rückbinden kann und damit einen wichtigen Beitrag zu ihrer empirischen Kontrastierung leistet. Nicht nur mit Blick auf die Geschichte des Elsass ist diese Studie damit eine gewinnbringende Lektüre.

Christian Wenzel, Marburg

Berg, Dieter, Oliver Cromwell. England und Europa im 17. Jahrhundert, Stuttgart 2019, Kohlhammer, 242 S. / Abb., € 36,00.

Oliver Cromwell, der England zwischen 1653 und seinem Tod 1658 als Lord Protector regierte und schon vorher während der Zeit des sogenannten Commonwealth (1649–1653) sowie während des Bürgerkrieges eine entscheidende militärische und politische Rolle gespielt hatte, gehört zu den umstrittensten Figuren der englischen Geschichte. Es wäre keine große Überraschung, wenn während der gegenwärtigen Kampagne mit dem Ziel, die englischen Stadtlandschaften von den Spuren einer vermeintlich moralisch unreinen Vergangenheit zu säubern, auch seine Statuen etwa in London oder Manchester einer historischen „cancel culture“ anheimfielen und gestürzt würden; schon ihre Aufstellung im späten 19. Jahrhundert war ja durchaus kontrovers. Für die einen war Cromwell ein nationaler Held, der England nach dem machtpolitischen Niedergang unter den frühen Stuarts zu neuer Größe geführt und zugleich für den wahren protestantischen Glauben in der Tradition des Puritanismus gekämpft hatte, für die anderen war er ein Königsmörder und religiöser Heuchler oder – aus der Sicht vieler Iren – ein brutaler Massenmörder. In den 1920er und 1930er Jahren stellten einige britische Historiker ihn auch als eine Art englischer Mussolini dar, und das war durchaus als Kompliment gemeint. Als deutscher Historiker eine Biographie eines solchen Mannes zu schreiben, ist keine einfache Aufgabe, zumal aus den letzten Jahrzehnten zwar eine ganze Reihe kürzerer biographischer Skizzen vorliegt, aber eben keine wirklich umfassende Darstellung, die wissenschaftlichen Ansprüchen genügt. Wir warten auch noch auf die abschließende neue Edition seiner Schriften und Reden, durch ein Herausbergremium, dem unter anderem der Cambridge Historiker John Morrill angehört. Diese Edition wird unser Bild Cromwells sicherlich noch einmal verändern.

Dieter Berg hat sich wohl auch aus diesen Gründen entschieden, keine klassische, chronologisch angelegte Lebensbeschreibung zu verfassen, sondern seine Darstellung eher nach systematischen Gesichtspunkten zu gliedern. Abschnitte, die die allgemeine politische Entwicklung der Epoche darstellen, wechseln sich dabei in den einleitenden Teilen des Buches mit solchen ab, die auf die Figur des Protagonisten zugeschnitten sind, bis dieser dann nach dem Tode Karls I. die Bühne für sich weitgehend allein beanspruchen kann. Wichtige Einzelprobleme werden überdies im zweiten Teil der Biographie gesondert abgehandelt, etwa Cromwells Erfolge als Soldat und Kommandeur oder sein umstrittenes Wirken in Irland. Schließlich bietet Berg noch einen Ausblick auf die Reputation seines Protagonisten vom späten 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

Diese Anordnung des Materials hat Vor- und Nachteile. Man kann sich einerseits leicht einen Überblick über die Epoche und über die Rolle verschaffen, die Cromwell als Politiker und Militär spielte, aber weil der erste Teil des Buches so deskriptiv angelegt ist, wirkt er andererseits auch etwas farblos und allzu nüchtern. Was den zweiten Teil betrifft, wird man nicht jeder Bewertung von Person und Wirken Cromwells vorbehaltlos zustimmen. Berg weist zwar zu Recht darauf hin, dass die Neuordnung Irlands nach dem Sieg über Katholiken und Royalisten in den 1650er Jahren, die faktisch auf eine radikale Kolonisierung verbunden mit einer Deportation der bisherigen Landesbesitzer hinauslief, im Namen des Parlaments vollzogen wurde und Cromwell daran nur sehr begrenzt beteiligt war. Aber kein Zweifel kann dennoch bestehen, dass Cromwell den Hass auf die irischen Katholiken, der diese Maßnahmen legitimierte, nicht nur teilte, sondern durch seine öffentlichen Äußerungen auch schürte, von seiner brutalen Kriegsführung in Irland ganz abgesehen. Andererseits – und dies kommt vielleicht bei Berg zu kurz – sah er den Katholizismus in England sehr viel milder und

wandte sich hier gegen jeden Gewissenszwang für Andersgläubige. Das galt grundsätzlich auch für Katholiken, auch wenn katholische Gottesdienste – wie schon vor Ausbruch des Bürgerkrieges – in den 1650er Jahren verboten blieben.

Gelegentlich fallen auch sachliche Fehler auf. So spricht Berg auf Seite 117 von den „feudalen Herrschaftsrechten“ der Aristokratie. Faktisch besaßen jedoch englische „peers“ kaum noch spezifische Jurisdiktionsrechte, und erst recht nicht herrschten sie über erbuntertänige, unfreie Bauern. Auch waren die Steuern und Abgaben, die Karl I. in den 1630er Jahren erhob, zwar unpopulär, aber im europäischen Vergleich (man denke an Frankreich, Spanien oder auch die Niederlande) dürfte die Belastung der Bevölkerung durch Steuern vor Ausbruch des Bürgerkrieges eher moderat gewesen sein (118). Auch stimmt es nur zum Teil, dass die Royalisten sich primär aus dem höheren Adel und generell der Oberschicht rekrutierten (119). Man muss in der Anfangsphase des Bürgerkrieges nicht unbedingt einen Aufstand der „Barone“ sehen, wie es manche Historiker getan haben, aber auffällig ist, dass von den älteren Hochadelsfamilien, die vor 1603 nobilitiert worden waren, relativ viele das Parlament unterstützten, namentlich dann, wenn man die Katholiken und Kryptokatholiken als Sondergruppe sieht, die fast automatisch royalistisch dachte und handelte.

Stärker ins Gewicht als diese kleineren Ungenauigkeiten fällt vielleicht ein anderer Faktor. Das komplexe Verhältnis zwischen Religion und Politik in Cromwells Handeln wird nicht systematisch erörtert, auch wenn das Problem immer wieder gestreift wird. Vieles spricht dafür, dass Cromwell davon träumte, aus den Engländern eine „godly nation“ zu machen, sich aber bewusst war, dass die Mehrheit seiner Landsleute diesen Traum nicht teilte, und am Ende die persönliche Gewissensfreiheit seiner Gegner auch respektierte. Über dieses Spannungsverhältnis in Cromwells Politik hätte man gern mehr gelesen. Dennoch bleibt die knappe Darstellung für den deutschen Leser eine nützliche Einführung, die ihn mit dem Leben des umstrittenen Lord Protector vertraut macht.

Ronald G. Asch, Freiburg i. Br.

Sächsische Fürstentestamente 1652–1831. Edition der letztwilligen Verfügungen der regierenden albertinischen Wettiner mit ergänzenden Quellen, hrsg. v. Jochen Vötsch (Quellen und Materialien zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 6), Leipzig 2018, Leipziger Universitätsverlag, XXII u. 236 S. / Abb., € 80,00.

Über die Relevanz fürstlicher Testamente bestand für die Geschichtswissenschaft eigentlich noch niemals Unklarheit. Von verschiedenen Seiten ist immer wieder nachgewiesen worden, dass diese Quellengattung insbesondere für die dynastische Herrschaftsweitergabe von zentraler Bedeutung ist und damit Wesentliches zur Verfassungsgeschichte sowohl der frühneuzeitlichen Landesherrschaft als auch der fürstlichen Häuser selbst beiträgt. Im Rahmen einer vielgestaltigen rechtlichen Agglomeration, die sich aus Reichs- und Lehnrecht, aus dynastischen Verträgen und einseitigen Willenserklärungen der Herrscher speiste, waren diese Texte klar situiert, betrafen sie doch den Fall des voraussichtlichen eigenen Ablebens des Schreibers. Als Selbstzeugnisse aufgefasst, können an diese Dokumente darüber hinaus selbstverständlich vielerlei weitere Fragen gerichtet werden. Ungeachtet dessen gibt es zu diesem Thema, mit der bezeichnenden Ausnahme der brandenburgisch-preußischen Hohenzollern, kaum Quelleneditionen. Die vorgelegte Edition von Fürstentestamenten der albertinischen Wettiner ist daher von vornherein zu begrüßen. Dies gilt umso mehr angesichts der herausragenden Bedeutung dieser Dynastie im Alten Reich. Und hätte die institutionell etablierte Landesgeschichte noch ein weiteres Argument benötigt, um Fürstentestamente über die eigenen Grenzen hinaus zu präsentieren und insbesondere

der vergleichenden Forschung zugänglich zu machen, dann hätte der Hinweis auf die strukturell prägende Konkurrenz zwischen Primogenitur- und Sekundogeniturordnung sicher überzeugt.

Die vorliegende Publikation packt ihre Aufgabe chronologisch an und erhellt einen Zeitabschnitt von 180 Jahren, in welchen die Albertiner unter der Maßgabe einer bereits zuvor etablierten und zumindest für ihre Reichslehen auch weiterhin gültigen Primogeniturordnung eintraten. Die Auswahl setzt direkt bei jener einschneidenden Zäsur an, die mit dem Erbfall des Kurfürsten Johann Georg I. (*1585, reg. 1611–1656) eintrat, und rückt die für das Testieren der sächsischen Fürsten in der Folge höchst-relevante Konkurrenz der kurfürstlichen Hauptlinie mit den Sekundogenituren Sachsen-Weißenfels, Sachsen-Merseburg und Sachsen-Zeit ins Blickfeld. Das erste Dokument der Edition ist folgerichtig das in der Landesgeschichte vielbesprochene Testament Johann Georgs I. aus dem Jahr 1652. Die in erster Linie generativen Wechselfälle innerhalb der Dynastie führten zwar zum Aussterben aller drei Nebenlinien bis 1746, doch wird die Edition noch bis zur Konstitutionalisierung der sächsischen Monarchie 1831 weitergeführt. Das letzte Dokument stammt von König Anton von Sachsen (*1755, reg. 1827–1836) und datiert auf 1829. Insgesamt finden sich 30 testamentarische Texte über den letzten Willen von 13 regierenden Fürsten. Anders als etwa bei den Hohenzollern bilden auf die Herrschaftsausübung bezogene politisch-strategische Handlungsempfehlungen an den Nachfolger keinen Schwerpunkt dieser Testamente, sodass hier nicht von im engeren Sinne politischen Testamenten zu sprechen ist. Dass fünf Testamente und Kodizille aufgenommen wurden, die später kassiert wurden, sowie darüber hinaus auch Entwürfe zu solchen ist für den Aussagewert der Quellenzusammenstellung zentral, denn erst dadurch wird die historische Problematik fürstlichen Testierens erkennbar. In den Hauptteil wurden ebenso relevante fürstliche Mandate und der Wortlaut einer Schenkung aufgenommen. Den zeitgemäßen Blickwinkel auf die Thematik belegen unter anderem ein Hinterlegungschein und ein Notarprotokoll als Zeugnisse der Testierpraxis.

Normalerweise ist eine Quellenedition Frucht umfangreicher Forschungen. Herausgeber Vötsch ist als Experte für die Epoche der albertinischen Sekundogenituren eingeführt, und ein solches Projekt hätte bei ihm in guten Händen gelegen. Allerdings wurde einer entsprechenden analytischen Bearbeitung die Förderung versagt. Die Publikation besteht demnach aus Materialien, die sich im Zuge früherer Forschungen des Herausgebers sowie bei der Vorbereitung des abgelehnten Projekts angesammelt haben. Wenn Vötsch in der Einleitung also die Relevanz der publizierten Quellen nochmals darlegt und die vielfältigen Forschungsperspektiven der Edition aufzeigt, die sich vor der aktuellen Forschungslandschaft abzeichnen, so lesen sich diese Ausführungen nicht ohne den Beigeschmack des Unerfüllten.

Vermutlich lassen sich auch die Schwächen der Edition in erster Linie auf die mangelnde Forschungsförderung zurückführen. So wäre etwa die Auswahl der begleitenden Dokumente, die in einem Anhang präsentiert werden, nach Abschluss solcher Forschungen mit Sicherheit anders ausgefallen. Dieser Anhang enthält jetzt 12 Dokumente, die immerhin etwa ein Viertel des gesamten Textumfangs ausmachen. Deren letztes stammt – sieht man von dem Wiederabdruck eines Auszugs einer Staatsrhetorik von 1704 ab, die den Darmstädter Kontext betrifft und im Übrigen online verfügbar ist – aus dem Jahr 1689. Die Edition liefert also für die ersten 40 Jahre des untersuchten Zeitraums viel zusätzliches Material, muss für die folgenden 140 Jahre dann jedoch völlig ohne solche Ergänzungen auskommen. Bezeichnenderweise handelt es sich um ebenjenen Zeitraum, den Vötsch vormals noch nicht selbst eingehend erforscht hatte. Eine solche Flankierung wäre allerdings auch hier wenn

nicht zwingend, so doch zumindest sinnvoll gewesen. Denn die Einleitung postuliert gerade für diese Periode eine grundsätzliche Beschränkung fürstlichen Testierens auf den Bereich des sogenannten Privaten. Diese strukturelle Entwicklung hätte sich anhand von Dokumenten aufzeigen lassen, die die Einhegung eines solchen Bereichs in Bezug auf das letztwillige Verfügen belegen. Vielleicht hätte auf neuem Forschungsstand ja auch ein alternatives Paradigma zur Beschreibung dieses Wandels vorgeschlagen werden können. Auf jeden Fall hätte eine konsequent fortgeführte Edition jenen Wandel fassbar und erklärbar gemacht, der nicht allein die albertinischen Wettiner betraf, aber doch in den Fürstenhäusern verschieden verlief und demzufolge auch eine unterschiedliche Überlieferung produzierte. Weiterhin bleibt das Feld der Pragmatik – etwa die einem Schriftstück vorgängige Willensbildung des zeichnenden Autors wie auch die Eröffnung fürstlicher Testamente – unterbelichtet, obwohl man Vötschs Zusammenstellung entnimmt, dass er diesen Aspekt gern berücksichtigt hätte. Dagegen wäre es auch ohne eingehendere Forschung sicher möglich gewesen, angesichts der augenscheinlichen Fülle letztwilliger Verfügungen im Vorwort diejenigen Fürsten zu benennen, die in der Edition nicht berücksichtigt sind, und die Überlieferungslage zu erklären.

Transkription und Annotation orientieren sich an für die Frühe Neuzeit etablierten Editionsstandards. Neben einem vereinten Personen- und Ortsregister, einem separaten Sachregister, einem Quellen- und einem umfangreichen Literaturverzeichnis können als Besonderheit die 31 Farbabbildungen genannt werden. Sie zeigen beispielhaft ganze Dokumente oder Ausschnitte bzw. Details wie etwa einen Aktenumschlag oder ein kaiserliches Siegel. Diese Bildfolge bleibt notwendigerweise impressionistisch. Auch wenn sich das Institut für sächsische Geschichte und Volkskunde in Dresden bei der Ausstattung des Bandes demnach gewohnt großzügig gezeigt hat, wird man darin angesichts des nun frisch erzeugten Wunsches nach jener entgangenen Grundlagenforschung wohl nur ein kleines Trostpflaster sehen.

Silke Marburg, Dresden

Palladini, Fiammetta, Samuel Pufendorf Disciple of Hobbes. For a Re-Interpretation of Modern Natural Law, übers. v. David Saunders (Early Modern Natural Law, 2), Leiden / Boston 2020, Brill, XXXVII u. 254 S., € 124,00.

Schon zu Lebzeiten wurde Pufendorf – so zum Beispiel von Leibniz – der Vorwurf gemacht, der Lehre von Hobbes zu sehr zu folgen. In den zeitgenössischen polemischen Auseinandersetzungen war solch ein Verweis als Diskreditierung von Pufendorf gemeint. Hobbes' Lehre war ein unbequemer, aber zentraler Bezugspunkt. Kaum jemand stellte sich dem so konsequent wie Pufendorf. Es ist daher nicht überraschend, dass Hobbes' Einfluss auf Pufendorf in der Forschung früh thematisiert und untersucht worden ist. Bis heute ist die 1990 erschienene Arbeit „Samuel Pufendorf discepolo di Hobbes“ von Palladini zu diesem Thema maßgeblich. Insofern ist es zu begrüßen, dass sie nun in englischer Übersetzung vorliegt, vor allem, weil durch die ausgesprochen gelungene und überzeugende Übersetzung von David Saunders nun auch die (anglophone) Hobbesforschung Palladinis Studie endlich angemessen rezipieren dürfte. Denn es handelt sich bei dieser Arbeit nicht nur um eine Interpretation von Pufendorf, sondern um den weitaus ambitionierteren Versuch, die Naturrechtstheorie angesichts von Pufendorfs Hobbesrezeption neu zu interpretieren. Der explizit betonte revisionistische Charakter von Palladinis Studie zielt darauf ab, die wesentlichen Theoreme der Naturrechtstradition neu zu bewerten. Im Ergebnis wird, trotz der *Captatio Benevolentiae* (allerdings erst am Ende der Studie, 243), Grotius' Einfluss innerhalb dieser

Tradition zu Gunsten der Bedeutung von Hobbes relativiert, denn Pufendorf sei in den zentralen Lehrstücken seiner Naturrechtstheorie, die von Palladini minuziös erörtert werden, Hobbes (und hier insbesondere „De Cive“) wesentlich näher gewesen als Grotius (vgl. 127).

Die erste Hälfte ihres Buches widmet sich in zwei Teilen einer Erörterung des Verpflichtungscharakters der Naturgesetze (vgl. insbesondere 48 f.) und des Naturzustands. Palladini zeigt in einer detaillierten Analyse, inwieweit selbst Pufendorfs Begriffe von „Verpflichtung“ (*obligatio*) und „Soziabilität“ (*socialitas*) auf Hobbes'schen Prämissen gründen. Die zweite Hälfte untersucht die komplexe Verschleierung, die Pufendorf zwischen der ersten und zweiten Ausgabe von „De Iure Naturae et Gentium“ (ING) vornahm, um den Hobbes'schen Einfluss in seinem Werk zu verbergen. Die von Pufendorf gelegten Spuren aufzuweisen macht eine sorgfältige Untersuchung insbesondere der Interpolation der Argumente Richard Cumberlands in der zweiten Ausgabe (vgl. vor allem 168–185) nötig. Mit den von Pufendorf vorgenommenen Positionsänderungen in seinem Werk scheint eine Auffassung des Naturrechts vorzuliegen, die ihn enger an Grotius und eine stoische Ethiktradition anzunähern scheint, womit zugleich eine Distanzierung vom „epikureischen“ Hobbes einherging (vgl. 149–157). Palladini legt überzeugend dar, dass das aber nur ein vordergründiger und von Pufendorf beabsichtigter Eindruck ist. Weniger überzeugend scheint mir hingegen die dieser Interpretation zur Seite stehende Behauptung, es handle sich bei diesem Vorgang um „a sort of retrospective self-delusion“ (150) Pufendorfs (vgl. dazu auch das abwägende Urteil auf 194).

Wohl kaum ein anderer philosophischer Gedanke war Anlass zu so polemischen und heftigen Gegenreaktionen wie die in „De Cive“ von Hobbes vertretene Auffassung des Naturzustands. Palladini zeigt anhand von Pufendorf, wie viele Missverständnisse sich um diese Überlegungen ranken, die eng mit der Frage nach der Natur des Menschen und der Verbindlichkeit der Naturgesetze verbunden ist. Sie betont, dass auch Pufendorf den Naturzustand der Menschen in Anlehnung an Hobbes in dem Sinne auffasse, dass die Menschen in diesem niemandem unterworfen seien (ING I-I-7). Pufendorf wandte sich aber gegen Hobbes' Auffassung, der Naturzustand sei durch einen Krieg aller gegen alle gekennzeichnet (ING I-I-8). Für Hobbes bedeutete der im Naturzustand herrschende Krieg aller gegen alle eine permanente Bedrohung, Unsicherheit und Rechtsantinomie, nicht einen tatsächlich ständig geführten Krieg (vgl. DC I-12, 83/Leviathan XII, 196). Pufendorf macht sich den Hobbes'schen Naturzustand weitgehend zu eigen. In dem von Hobbes behaupteten *bellum omnium contra omnes* liegt für Pufendorf aber „eine Angelegenheit von größter Wichtigkeit“, die es erst noch zu prüfen gilt. Pufendorf fragt, ob der Naturzustand der Menschen im Verhältnis zueinander als Kriegszustand oder als Friedenszustand zu charakterisieren sei. „Hier“, so Pufendorf, „verdient die Meinung von Hobbes sehr behutsam untersucht zu werden, denn dieser nennt den reinen Naturzustand einen Krieg (nicht etwa nur einen einfachen Krieg, sondern einen Krieg aller gegen alle)“ (ING, II-II-5). Palladini zeigt nun detailliert, dass Pufendorf zwar behauptet, Hobbes hier nicht zu folgen und stattdessen einen Mittelweg in der Beurteilung des Naturzustands einzuschlagen (103 f.). Ihre genaue Lektüre belegt indessen, dass Pufendorf mit dieser Diskussion mehrere Ziele verfolgte (114 f.). In der Konsequenz, so das zutreffende Ergebnis von Palladini, unterscheidet sich Pufendorfs Position, auch wenn er verschiedene Modi des Naturzustands erörtert, nicht von derjenigen Hobbes' (107 f.). Beide bemühen den Naturzustand, um die Notwendigkeit einer staatlich verfassten Gesellschaft für ein sicheres und friedliches Zusammenleben aufzuzeigen.

Die Lektüre von Pufendorf kann – das zeigt Palladini eindringlich – auch zum besseren Verständnis von Hobbes beitragen. Hierin liegt ein weiteres und meines Erachtens in der Forschung bislang nicht gebührend berücksichtigtes Verdienst ihrer wichtigen Studie. So wird zum Beispiel die sich immer noch hartnäckig haltende Behauptung, Hobbes fasse den Menschen als von Natur böses und asoziales Wesen auf, von Palladinis Pufendorfinterpretation souverän widerlegt. Hobbes hat das so nie gesagt, sondern im Gegenteil ausdrücklich betont, dass der Mensch nur durch die äußere Situation des Naturzustands und nicht durch eine natürliche Disposition böse sei (vgl. DC, Vorwort, 69). Hobbes und Pufendorf (siehe dazu den differenzierten Vergleich zwischen Pufendorfs „Elementa“ und „De Iure Naturae et Gentium“, vor allem 224–226) argumentieren gegen die aristotelische Auffassung, der Mensch sei ein politisches Wesen (*zoon politikon*) und neige von Natur zur Staatsbildung. Für Hobbes und Pufendorf wird der Staat durch einen künstlichen Akt begründet, der durch Vertrag zustande kommt und die Unterwerfung unter einen Souverän bedeutet. Sich gegenüber den anderen Menschen im Naturzustand dann sozial zu verhalten, wenn man dadurch nicht zur Beute der anderen wird, wird von Hobbes und Pufendorf aber als naturrechtliches Gebot gesehen (vgl. 110). Dass Menschen die Gesellschaft anderer Menschen suchen, ist dem *zoon politikon* von Aristoteles eigen – diese Ansicht wird von Hobbes und Pufendorf durchaus geteilt. Der Unterschied liegt nicht in dieser Disposition, sondern in den Gründen, die zur Gründung eines Staates führen.

In den letzten dreißig Jahren ist die Forschung zu diesen Themen sowie zur Staats- und Naturrechtslehre von Hobbes und Pufendorf allgemein wesentlich ausdifferenziert worden. Gelegentlich ist es daher bedauerlich, dass die nun übersetzte Studie von Palladini darauf nicht eingeht. Das hätte dieses wichtige Buch weiter bereichert. Umgekehrt hätte aber vor allem auch so manche Arbeit, die nach 1990 zu Hobbes und Pufendorf erschienen ist, gut daran getan, sich mit Palladinis Studie zu beschäftigen. Das mag angesichts der nun vorliegenden vorzüglichen englischen Übersetzung zukünftig eher geschehen.

Peter Schröder, London

Kircher, Athanasius, *Musaeum Celeberrimum* (1678). Mit einer wissenschaftlichen Einleitung v. Tina Asmussen, Lucas Burkart u. Hole Rößler u. einem kommentierten Autoren- und Stellenregister v. Frank Böhling / Vita, kritisch hrsg. u. mit einer wissenschaftlichen Einleitung versehen v. Frank Böhling (Hauptwerke, 11), Hildesheim / Zürich / New York 2019, Olms-Weidmann, 318 S. / Abb., € 184,00.

Als Gegenstand der Wissens- und Wissenschaftsgeschichte bedarf Athanasius Kircher keiner umständlichen Rechtfertigung mehr. Zu deutlich ist längst, dass der 1601/02 bei Fulda geborene und 1680 in Rom verstorbene Jesuitenpater und Universalgelehrte ein besonders helles Schlaglicht auf jene epistemologische Gemengelage des 17. Jahrhunderts wirft, in der aristotelische Scholastik, neoplatonischer Hermetismus und frühe Empirie eine mal schlüssige, mal spannungsreiche Synthese eingingen. Wie kaum anderswo sonst, werden in Kirchers Œuvre nicht allein die Grundlagen jesuitischer Naturphilosophie erkennbar, sondern auch zeitgenössische Formen und Praktiken der Repräsentation und Verbreitung von Wissen. Da ist es nur folgerichtig, dass seit 2013 die wichtigsten Werke dieses schillernden Gelehrten in einer kommentierten Faksimile-Ausgabe neu aufgelegt werden. In dieser Reihe ist nun ein Band mit zwei vergleichsweise schlanken Werken erschienen, die gegen Ende von Kirchers Leben entstanden sind und beide in eigener Weise einen Überblick über Œuvre und Leben des Jesuitenpaters geben: das „*Musaeum Celeberrimum*“ von 1678 und die 1684, vier Jahre nach Kirchers Tod, publizierte Autobiographie.

In seinem ersten Teil bietet der Band ein Faksimile des unter dem Verfassernamen Georg de Sepibus erschienenen „Musaeum Celeberrimum“, des ersten gedruckten Katalogs zu der von Kircher in Rom kuratierten Wunderkammer, jenem Kuriositätenkabinett, das in keinem Itinerar gebildeter Italienreisender fehlen durfte und das nicht allein Wundersames aus aller Welt präsentierte, sondern auch die Werke und Briefe seines Kurators. Diese kommentierte Reprint-Ausgabe wird durch eine ausführliche Einleitung von Tina Asmussen, Lucas Burkart und Hole Rößler flankiert, die wertvolle Informationen zur Buchgeschichte, zu Paratexten, zu den Inhalten des Katalogs und zum Verfasser bietet. Dabei machen Asmussen, Burkart und Rößler plausibel, dass der Katalog kein getreues Abbild der Ausstellung, sondern ein literarisches Artefakt sui generis darstellt, einen imaginären Rundgang durch das Museum und die Ordnung der Dinge – und damit auch durch Kirchers gesamtes Werk. Dieser Katalog ist Bestandteil des „Theatrum Kircherianum“, eines enzyklopädisch angelegten Wissensraums, der über eine potentiell unendliche Kette von Querverweisen organisiert ist, nicht nur innerhalb von Kirchers Büchern, sondern auch zwischen Büchern, Briefen und ausgestellten Objekten (und ihrem Katalog) sowie zwischen den unterschiedlichen Akteuren der Wissensproduktion: zwischen Kircher und seinen Schülern, zwischen Gelehrten, Druckern und Mäzenen. Wie die Einleitung zeigt, kann diese theologisch und kosmologisch grundierte Topographie des Wissens mit modernen Vorstellungen von Autorschaft nicht adäquat erfasst werden: So wie Kircher als impliziter Autor des Katalogs seines Schülers de Sepibus erscheint, speisen sich jene Werke, in denen er als expliziter Autor genannt wird, aus einer ganzen Wissenswerkstatt. Das „Musaeum Celeberrimum“ ist ein Akt der Memoria: der Erinnerung an die Blütezeit des Museums und seines Kurators in einem Moment, in dem beide bereits im Niedergang begriffen waren. Es bildet daher nicht eine Ausstellung ab, sondern repräsentiert eine moralisch, religiös und sozial grundierte Ordnung des Wissens.

Diesem Katalog zu Wunderkammer und Werk stellt die vorliegende Edition gewissermaßen einen Katalog des Lebens an die Seite. Kirchers zwischen 1665 und 1676 verfasste „Vita“ gehört zu den interessantesten Autobiographien des 17. Jahrhunderts, denn in ihr präsentiert sich Kircher nicht nur als gelehrte, sondern vor allem auch als religiöse Persona. Umso erstaunlicher ist es, dass der in lateinischer Sprache verfasste Text nicht schon längst in einer zitierfähigen deutschen Übersetzung zugänglich gemacht worden ist. Die einzige bisher verfügbare deutsche Fassung stammt aus dem Jahr 1901, aus der Feder von Nikolaus Seng. Deren Korrektur war schon lange ein Desiderat. Daran hat auch Uwe Hahners Ausgabe von 2011 nichts geändert, die sich nicht nur darauf beschränkt, Sengs Version eins zu eins zu reproduzieren, sondern diese dabei auch noch um einige inhaltlich grob irreführende Fehler bereichert. Umso begrüßenswerter ist es, dass Kirchers „Vita“ nun in einer neuen deutschen Übersetzung von Frank Böhling vorliegt. Böhling hat den Text, von Seng ausgehend, sehr gut lesbar und grundsätzlich nah am Lateinischen übertragen und textkritisch und sachlich kommentiert.

Böhlings Übersetzung liegt die lateinische Erstedition der „Vita“ zugrunde, die 1684 von Hieronymus Ambrosius Langenmantel in Augsburg besorgt worden ist. Diese Entscheidung dürfte dem Umstand geschuldet sein, dass in die Reihe der Hauptwerke ausschließlich gedruckte Schriften aufgenommen wurden. Bedauerlich ist sie gleichwohl. Denn Langenmantels Fassung weicht vom römischen Originalmanuskript, das nach Kirchers Tod im Collegium Romanum aufgefunden wurde, stellenweise signifikant ab – beispielsweise dort, wo der Herausgeber Kirchers Schreibanlass oder sein bußfertiges Eingeständnis eigener Eitelkeit herausgekürzt hat. Böhling zieht zum textkritischen Vergleich lediglich eine Abschrift von 1684 heran, deren Vorlage, eine

Kopie von 1683, die Grundlage für Sengs Übertragung darstellte, die jedoch ihrerseits mit der Originalfassung nicht identisch ist.

Die „Vita“ ist bisher in der Kircher- und Autobiographieforschung kaum systematisch analysiert worden; vielfach wurde sie allenfalls als biographischer Faktensteinbruch genutzt, und das, obwohl dieser Text wie wenige andere zeigt, wie bei Kircher (und nicht nur bei ihm) Gelehrsamkeit und Marienfrömmigkeit unmittelbar ineinandergriffen und sich nicht etwa widersprachen. Das macht diese Autobiographie so interessant: In ihr sucht Kircher nach Spuren göttlichen Handelns an der eigenen Person. Er berichtet von wiederholter Rettung aus diversen Lebensgefahren und von wissenschaftlichen und missionarischen Erfolgen in Rom. Der Text lässt sich als eine kumulierte Wundererzählung lesen, als ein autobiographischer Mirakelbericht, als eine Sammlung von Heilszeichen, die den Nachweis erbringen sollte für Gottes gnädigen Blick auf einen Gelehrten, der die universalwissenschaftliche Entschlüsselung der göttlichen Ordnung versprach.

Böhlings Einleitung reißt diese Aspekte an, bleibt dabei aber recht deskriptiv und eindimensional. Nach einem Überblick über die einzelnen Episoden der Lebenserzählung hebt sie in erster Linie auf literarische und hagiographische Vorbilder ab, auf Ignatius von Loyolas „Bericht des Pilgers“ und Pedro de Ribadeneyras „La vie de S. Thomas d'Aquin“ – Referenzen, die weder zu bestreiten noch unwichtig sind, in denen die narrative Struktur und kulturhistorische Relevanz von Kirchers „Vita“ aber nicht aufgeht. Böhling betont zu Recht die grundlegende Bedeutung der Frömmigkeit in dieser Autobiographie. Aber ob man sagen kann, dass sie „wichtiger als Gelehrsamkeit“ ist (248)? Wenn Böhling etwa im Bericht über Kirchers stürmisch-verschlungene Seereise von Marseille nach Rom 1633 eine *Simpliciade*, einen „etwas konfusen Abenteuerroman“, vor sich sieht, der die eigentlichen Interessen des Wissenschaftlers (erfolglos) hinter einer glaubenskonformen Darstellungsstrategie zu verbergen versuche (245), spielt er Frömmigkeit gegen Gelehrsamkeit aus. Damit unterschätzt er die genuin providentialistische Logik der „Vita“ ebenso wie die der Universalwissenschaft. Frömmigkeit oder Gelehrsamkeit – das ist hier nicht die Frage. Beide sind nicht voneinander zu trennen.

Diese Einwände lassen jedoch keinen Zweifel daran aufkommen, dass mit dieser Edition eine Publikation vorliegt, an der die künftige Kircher-Forschung nicht vorbeikommen wird.

Andreas Bähr, Frankfurt a. d. O.

Pizzoni, Giada, *British Catholic Merchants in the Commercial Age, 1670–1714* (Studies in the Eighteenth Century), Woodbridge 2020, The Boydell Press, XVI u. 214 S. / Abb., £ 70,00.

Die an der University of St. Andrews entstandene Dissertation von Giada Pizzoni verortet sich an der Schnittstelle zweier Forschungsfelder, welche die britische Frühenzeithistoriographie in den letzten Jahrzehnten stark beschäftigt haben. Im Einklang mit Historikern wie Gabriel Glickman postuliert die Autorin, dass die katholische Minderheit stärker in die englische Gesellschaft integriert gewesen sei als lange Zeit angenommen, und im Anschluss an Forscherinnen und Forscher wie David Hancock, Perry Gauci oder Nuala Zahedieh hebt sie die zentrale Rolle von Kaufleuten bei der wirtschaftlichen Integration der atlantischen Welt hervor. Konkret untersucht sie am gut dokumentierten Beispiel der Familie Aylward, wie katholische englische Kaufleute zwischen der Restauration der Monarchie und der Thronbesteigung Ge-

orgs I. aus dem Hause Hannover auf westeuropäischen, atlantischen und mediterranen Märkten agierten und welche Netzwerke sie dabei ausbildeten.

Im Anschluss an einen Überblick über neuere Forschungen zum Verhältnis von Religion, Handel und nationaler Identität im frühneuzeitlichen England (Kapitel 1) untersucht Pizzoni die Geschäftspraktiken der Aylwards und ihre Netzwerke in drei Phasen, die durch die jeweiligen Aufenthaltsorte der Firmenleiter vorgegeben sind. Zwischen 1672 und 1687 war John Aylward in Cádiz ansässig und schaltete sich dort in den Handel zwischen England, Spanien und dem spanischen Kolonialreich ein (Kapitel 2). 1687 zog Aylward mit seiner Familie nach St. Malo und lenkte von dort aus die Geschicke des Handelshauses während der Glorious Revolution und des Pfälzischen Erbfolgekrieges (Kapitel 3). 1698 schließlich siedelten die Aylwards nach London über und konnten dort ihre Geschäfte während des Spanischen Erbfolgekrieges erfolgreich weiterführen (Kapitel 4). Die Kapitel 5 und 6 analysieren die Rolle katholischer Kaufleute bei der Ausformung transimperialer Netzwerke sowie die Rolle von Frauen im Fernhandel.

Pizzonis zentrales Ergebnis lautet, dass katholische Kaufleute wie die Aylwards während des gesamten Untersuchungszeitraums beständig mit Geschäftspartnern unterschiedlicher Nationalität und Religionszugehörigkeit interagierten. In ihrer Korrespondenz spielten politische Präferenzen und religiöse Loyalitäten offenbar keine Rolle; vielmehr konzentrierten sie sich auf den Aufbau von Vertrauensbeziehungen mit Partnern in zahlreichen europäischen Hafenstädten und spannten auf diese Weise ein Handelsnetz, das von der Karibik über Westeuropa bis in die Levante reichte. Dieses Netzwerk, das Ende der 1680er Jahre bereits 23 Orte umfasste (59), ermöglichte es den Aylwards und ihren Partnern, ihre Geschäfte auch während der Kriege des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts profitabel fortzuführen. Dabei bedienten sie sich in großem Umfang semilegaler und illegaler Handelspraktiken wie dem Warenschmuggel auf Fischerbooten, dem Gütertransport auf unter neutraler Flagge segelnden Schiffen, der Nutzung der Kanalinseln als Warenumschlagplätze oder der Führung von Aliasnamen. Die Passagen zum Schmuggelhandel gehören zu den interessantesten der vorliegenden Studie. Neben der räumlichen Komplexität und Flexibilität dieses Händlernetzwerks ist das breite Spektrum der gehandelten Waren hervorzuheben, das unter anderem Textilien, Farbstoffe, Weine, Gewürze, Südfrüchte und Genussmittel umfasste. Gegen Ende des Spanischen Erbfolgekrieges waren die Aylwards sogar in der Lage, Handelsprofite in Monopolgesellschaften wie die East India Company zu investieren (120).

Pizzonis Arbeit erschließt umfangreiches Quellenmaterial und wirft neues Licht auf die Rolle katholischer Kaufleute in einer Zeit, in der England seine Position als Handels- und Seemacht konsolidierte. Obwohl das hier präsentierte Gesamtbild durchaus stimmig erscheint, vermag die Studie nicht in allen Aspekten zu überzeugen. Vor allem drei Kritikpunkte sind zu benennen. Erstens bleiben die Kaufleute als handelnde Akteure in den ausgewerteten Geschäftsunterlagen eher blass: Über persönliche Motive und Interessen, individuelle und familiäre Strategien der Aylwards und ihrer Partner geben die Quellen offenbar nur wenig preis. Zweitens mutet die Autorin ihren Leserinnen und Lesern trotz des überschaubaren Umfangs der Studie eine Reihe von unnötigen Wiederholungen und Redundanzen zu. So sind die Anfänge zweier Unterkapitel auf den Seiten 40 und 46 weitgehend identisch, und eine Passage über die Rolle von Frauen bei religiösen Minderheiten auf Seite 173 wiederholt sich auf Seite 179. Drittens finden sich mitunter auch Aussagen, die einander direkt widersprechen. Auf Seite 174 beispielsweise schreibt Pizzoni über die Kaufmannsfrau Helena Aylward und ihren Sohn aus erster Ehe, Michael Trublet: „she acted independently and never in

partnership with him“. Auf Seite 186 heißt es hingegen: „Mrs. Aylward worked with her son Michael as a partner.“ Derartige Ungereimtheiten hätten bei einer sorgfältigeren Endredaktion vermieden werden können.

Mark Häberlein, Bamberg

Heijmans, Elisabeth, The Agency of Empire. Connections and Strategies in French Overseas Expansion (1686–1746) (European Expansion and Indigenous Response, 32), Leiden / Boston 2020, Brill, XIV u. 243 S. / Abb., € 88,00.

In ihrer in diesem Jahr im Druck veröffentlichten Dissertation schlägt Elisabeth Heijmans vor, die Perspektive auf die frühneuzeitlichen königlichen Handelskompanien Frankreichs zu verschieben: Zu lange habe man diese, analog zum französischen Staat, als zentralisierte Unternehmen untersucht und sich auf die Figur des allmächtigen Marineministers konzentriert. Um das Bild zu „dezentrieren“, versteht sie die Kompanien als Netzwerke und rückt deren Direktoren als Akteure in den Mittelpunkt, die einerseits eigene Interessen und Strategien verfolgten, andererseits den Direktiven der Kompanie verpflichtet und an lokale Machtverhältnisse gebunden waren. Die „agency“ der Direktoren, so Heijmans' These, sei zentral gewesen für die Funktionsweise der Kompanien und die Resilienz der überseeischen Niederlassungen (1). Ihre Studie legt sie vergleichend an und betrachtet zwei Fallbeispiele: den französischen Handelsstützpunkt der Compagnie de Guinée bzw. Compagnie de l'Asiento im westafrikanischen Ouidah in den Jahren von 1714 bis 1746 und die Niederlassung der Compagnie des Indes Orientales im südindischen Pondichéry im Zeitraum zwischen 1686 und 1719.

Heijmans beginnt ihre Untersuchung mit den Generaldirektoren in Paris. In einem ersten, größtenteils auf Sekundärliteratur basierenden Kapitel zeichnet sie die Direktoren als „financiers“, die sich von ihrer Position Zugang zu Märkten unter königlichem Monopol und Gewinne aus privatem Handel versprochen. Die restlichen Kapitel sind den Direktoren von Ouidah und Pondichéry gewidmet; die Untersuchungen zu Ouidah fallen dabei aufgrund der schlechteren Quellenlage weniger umfangreich aus. Erstens fokussiert Heijmans die Direktoren als Mediatoren zwischen verschiedenen Interessengruppen. Zwar seien sie an die Anweisungen aus Paris gebunden gewesen, vor allem aber seien die Direktoren auf die Kooperation der indischen bzw. afrikanischen „broker“ und Händler sowie der Schiffskapitäne, die die Waren beförderten, angewiesen gewesen. In vielen Fällen seien die Pariser Anordnungen diesen Umständen vor Ort nicht angepasst und ihre Umsetzung unmöglich gewesen. Zweitens platziert Heijmans die Direktoren in den interkulturellen Beziehungen an der Goldküste bzw. der Koromandelküste. Die Autorität der Direktoren habe auf der Delegation bestimmter Souveränitätsrechte durch die jeweiligen Herrscher der Region beruht. Die Beziehungen zu diesen Herrschern hätten stetig durch die Gabe von Geschenken aufrechterhalten werden müssen, deren Wert oftmals Gegenstand von Auseinandersetzungen geworden sei. Zu „geringe“ Geschenke seitens der Europäer seien nicht auf mangelndes Verständnis der lokalen Konventionen zurückzuführen, sondern die Direktoren hätten den Geschenketausch in absichtsvoller Weise als Medium zur Aushandlung von Machtverhältnissen genutzt. Der vierte Blickwinkel, den Heijmans einnimmt, richtet sich auf die Kooperation der französischen Direktoren mit denen anderer Handelskompanien. Die Zusammenarbeit etwa mit der niederländischen, in erster Linie aber der englischen Kompanie sei an der Tagesordnung gewesen, vor allem bei der Briefkommunikation mit Europa. In bedrohlichen Situationen habe die intereuropäische Kooperation, ungeachtet eventueller Feindschaften in Europa, als Notfallmechanismus fungiert. Fünftens widmet Heijmans sich den Versuchen der

Direktoren, die Niederlassungen angesichts unzuverlässiger Unterstützung aus Frankreich auf eigene Füße zu stellen: Aufgrund mangelnder Versorgung mit Geldmitteln und Handelsschiffen hätten die Direktoren in Ouidah und Pondichéry immer wieder Kredite bei ihren europäischen Nachbarn aufgenommen und sich um die Integration der Kompanien in regionale Handelsnetzwerke bemüht.

In der Zusammenschau wird ein ganzes Panorama verschiedener Formen der Kooperation mit lokalen „intermediaries“ und Händlern, privaten Händlergruppen und benachbarten europäischen Handelskompanien sichtbar. Die Stärke von Heijmans' Studie liegt hier in der Betrachtung der Direktoren aus verschiedenen Blickwinkeln in den jeweiligen Kapiteln (allein die Beobachtungen zu den Pariser Generaldirektoren bleiben etwas unverbunden). Insbesondere die Konzeption der Direktoren als „broker“ verschiedener Interessen überzeugt dabei. Positiv hervorzuheben ist ebenso die konsequente Rückbindung der „agency“ der Direktoren an die regionalen Kontexte, die Geltungsansprüche, wie sie in Paris formuliert wurden, in die richtige Perspektive rückt.

Die vergleichende Anlage der Arbeit, also die Untersuchung von gleich zwei Niederlassungen mit Berücksichtigung der jeweiligen interkulturellen wie interimperialen Beziehungen, erweist sich jedoch als zweischneidiges Schwert. Einerseits führt sie dazu, dass man sich beim Lesen teils etwas mehr Tiefenschärfe und Quellenarbeit zu den jeweiligen Niederlassungen wünschen würde. Besonders augenfällig wird diese Unschärfe beispielsweise in Heijmans' Umgang mit den Verhandlungen, die zur niederländischen Besetzung Pondichérys in den 1690er Jahren führten (109, 123). Der Herrscher der Region Rajaram hatte die europäischen Rivalen geschickt gegeneinander ausgespielt und Pondichéry schließlich der Vereinigten Oostindischen Compagnie zugesprochen, die ihm einen deutlich höheren Preis bieten konnte als der französische Direktor François Martin. Eine tiefergehende Auseinandersetzung mit den einschlägigen Quellen, insbesondere den umfassenden Memoiren Martins, hätte sachliche Ungenauigkeiten in Heijmans' Darstellung vermeiden können – und nicht zuletzt weiterführende Beobachtungen zum Einfluss intereuropäischer Rivalitäten auf den Handlungsspielraum der Direktoren ermöglicht. Andererseits erklärt Heijmans es dezidiert zu ihrem Anliegen, durch den Vergleich ein breiteres Verständnis der frühneuzeitlichen Expansion jenseits einengender nationaler Fokussierung zu erreichen (8). Insofern liefert sie mit ihrer Dissertation keine empirische Detailstudie und beabsichtigt dies auch nicht, sondern nutzt Ouidah und Pondichéry zuallererst als Fallbeispiele, um den „dezentrierten“ Charakter der französischen Handelskompanien zu demonstrieren. Dazu hat sie zwei Niederlassungen gewählt, bei denen zuvorderst Unterschiede ins Auge springen: Pondichéry am Indischen Ozean als Niederlassung, die vornehmlich mit wertvollen Stoffen handelte, Ouidah als Zentrum des französischen Sklavenhandels an der westafrikanischen Küste. Gerade dieser auf den ersten Blick ungewöhnlich angelegte Vergleich verleiht Heijmans' Punkt jedoch Aussagekraft: Die französische Expansion wurde kaum in Paris, sondern vor Ort „gemacht“; ihr Kern bestand in der Anpassung an lokale Kontexte und in der Kooperation über imperiale und kulturelle Grenzen hinweg. Dieses Ergebnis regt zum Weiterdenken an. Zum einen wäre die Frage nach den französischen Spezifika der Expansion zu stellen, die einen weiteren ambitionierten Vergleich nahelegt: den verschiedener europäischer Handelskompanien. Zum anderen stellt Heijmans' Befund auch den Begriff der französischen Expansion selbst auf den Prüfstand: Wenn deren Charakteristikum in der Anpassung an verschiedene lokale Konstellationen lag, wäre in der Konsequenz zu überlegen, inwiefern der Begriff nicht Einheitlichkeit suggeriert, wo Vielfalt herrschte.

Anna Dönecke, Bielefeld

Schunka, Alexander, Ein neuer Blick nach Westen. Deutsche Protestanten und Großbritannien (1688-1740) (Jabloniana, 10), Wiesbaden 2019, Harrassowitz, 570 S. / graph. Darst., € 98,00.

Dieses schwergewichtige, auf eine Stuttgarter Habilitationsschrift aus dem Jahr 2015 zurückgehende Buch zeigt, wie aufschlussreich es sein kann, die Geschichte eines Misserfolgs zu rekonstruieren. Thema sind die vielfältigen Bemühungen protestantischer Ireniker um 1700, die zersplitterten Reformationskirchen zu einer konfessionellen Einheit zusammenzuschließen. Zwar scheiterte die angestrebte Union von Reformierten, Lutheranern und Anglikanern, doch die dadurch angestoßenen Initiativen und Projekte, Ideen und kommunikativen Vernetzungen, ausgelösten Debatten, mobilisierten Wissensbestände und sich verfeinernden Wahrnehmungen hatten nachhaltige Effekte, unter denen ein geschärftes Großbritannien-Bild deutscher Protestanten, ein „neuer Blick nach Westen“, zweifellos zu den wichtigsten gehört. Irenisch eingestellte Theologen und Politiker gab es im ausgehenden 17. Jahrhundert im protestantischen Europa an unterschiedlichen Orten. Auf dem Kontinent waren es vor allem reformierte, weniger lutherische Akteure, die irenische Projekte verfolgten, zunächst ohne nähere Verbindung zu Irenikern in Großbritannien, deren unionistisches Anliegen nach innen, auf die Stabilisierung der anglikanischen Bischofskirche, ausgerichtet war. Wie nun vor allem brandenburg-preußische Theologen und Politiker die Verbindung und den Austausch mit Großbritannien mit dem Ziel intensivierten, die konfessionelle Einheit zu befördern, welche Hoffnungen sie damit verbanden und welche Interessen sie leiteten, welche Gegner sie hatten, in welchen Konfliktfeldern sie agierten und welche Kommunikationsmittel und Medien dabei zum Einsatz kamen, steht im Fokus der vorliegenden Arbeit.

Fünf Darstellungskomplexe gliedern die Untersuchung. Zuerst stehen die politischen, konfessionellen und medialen Rahmenbedingungen im Zentrum, unter denen die Ireniker insbesondere aus Brandenburg-Preußen und Großbritannien um 1700 agierten und miteinander kommunizierten („Bedingungen protestantischer Kommunikation in Mitteleuropa und Großbritannien“, 29-132). Der Abschnitt „Irenische Projekte zwischen deutschen und britischen Protestanten“ (133-251) macht genauer deutlich, wie politische Konjunkturen und Zeitumstände das irenische Anliegen in Gang setzten, vorantrieben und begrenzten, der Abschnitt „Konfessionspolitik im internationalen Protestantismus“ (252-328), wie Großbritannien und Brandenburg-Preußen in ihrer Schutzpolitik für verfolgte Protestanten kooperierten, aber auch konkurrierten. Daran anschließend wird die Intensivierung von „Mobilität und Austausch zwischen Großbritannien und dem protestantischen Deutschland“ (329-439) im Untersuchungszeitraum herausgearbeitet – mit Blick auf die Produktion von Übersetzungen religiöser Literatur, einschlägige Artikel in deutschen Zeitschriften, persönliche Kontakte, britische Drucke in einigen ausgewählten protestantischen deutschen Bibliotheken, Reisetätigkeit, Reiseberichte und das zunehmende Interesse deutscher Protestanten, die englische Sprache zu erlernen. Ein kürzerer Abschnitt über deutsch-britische Kooperationen im Rahmen der Indienmission („Über Europa hinaus: die protestantische Mission und die Grenzen des internationalen Protestantismus“, 440-480) beschließt diese vielseitig angelegte Geschichte der Beziehungen zwischen deutschen und englischen Protestanten um 1700 unter dem Vorzeichen der Irenik.

Was Alexander Schunka zu den deutsch-britischen Beziehungen um 1700 in den von ihm zahlreich konsultierten (deutschen, britischen, polnischen, amerikanischen) Archiven und Bibliotheken entdeckt hat, kann hier nicht im Einzelnen angezeigt werden. Nur einige wenige allgemeine Schlussfolgerungen seiner nüchtern vorgetragenen Untersuchungen seien in aller Kürze resümiert. Die deutsch-britischen Beziehungen

im frühen 18. Jahrhundert waren keine „Geschichte eines interkulturellen Austausches, on equal terms“ (27). So interessierte sich die britische Seite nur gering und unter sehr speziellen Vorzeichen für Deutschland. Die Attraktivität, die Großbritannien insbesondere für deutsche reformierte Protestanten um 1700 entfaltete, erklärt sich nicht zuletzt aus einem politischen Kalkül. Reformierte Ireniker hofften, mit Hilfe der anglikanischen Kirche die Einheit der protestantischen Kirche im Sinne ihres „reformierten Universalismus“ realisieren zu können. Besonders in Brandenburg-Preußen mit seiner kleinen reformierten Elite diente die anglophile Irenik vor allem der Staatsräson. Orthodoxe Lutheraner hingegen lehnten die Kirchenunionspläne und -projekte ab und standen der Anglophilie reformierter Theologen und Politiker gewöhnlich skeptisch bis ablehnend gegenüber, so auch Pietisten wie August Hermann Francke, dessen Interesse an Großbritannien rein strategisch (als Stützpunkt für das weltweit zu errichtende „Reich Gottes“) motiviert war. Britischen Irenikern wiederum ging es, wie gesagt, primär um die Stabilisierung der anglikanischen Bischofskirche, insbesondere im Kontext der Union mit Schottland 1707 und der Hannoveraner Sukzession 1714.

Ein Scheitern der protestantischen Kirchenunion war angesichts „unterschiedlicher Ausgangspositionen, Interessenkonstellationen und Informationslagen“ eigentlich „vorprogrammiert“ (484) und hätte sich in dieser Perspektive auch leicht erklären lassen. Doch Schunka macht es sich nicht leicht. Indem er in kluger Verknüpfung von Politik-, Sozial-, Theologie- und Mediengeschichte das Scheitern in all seinen strukturellen Bedingtheiten, feinen Verästelungen und Kontingenzen gleichsam mikrolologisch nachvollzieht, zeigen sich wie unter einem Brennspiegel scharf die komplexen Differenzen des europäischen Protestantismus, der allzu oft „in der Vogelschauperspektive vorschnell einer vermeintlich einheitlichen europäischen oder transatlantischen Frömmigkeits-, Reform- oder Erweckungsbewegung zugeschlagen“ wird (484). So informiert das Buch nicht nur über eine bislang weitgehend unbekannte Frühphase deutscher Anglophilie, sondern auch über die feinen Unterschiede im Protestantismus um 1700. Und weil zahlreiche erhellende Details erzählt werden, so etwa dass der englische König Georg I. kein Englisch verstand (246, 424), bleibt die Lektüre trotz des beträchtlichen Umfangs des Buches kurzweilig.

Helmut Zedelmaier, München

Wallnig, Thomas, *Critical Monks. The German Benedictines, 1680–1740* (Scientific and Learned Cultures and Their Institutions, 25), Leiden / Boston 2019, Brill, XIII u. 364 S., € 122,00.

Gleich vorweg: Es handelt sich nicht um ein neues Buch zur katholischen Aufklärung, um diese zwischen Beharren und Aggiornamento zu positionieren. Vielmehr geht es um den Diskurs dazu, fokussiert auf die vermeintliche Vorgeschichte der katholischen Aufklärung vor 1740. Die Habilitationsschrift darf folglich nicht in das Regal „Kirchengeschichte“ gestellt werden, zumal mit dem kritischen Mönch als Protagonisten die Geschichte der historischen Disziplin mitverhandelt wird, haben doch die Benediktiner, vor allem die französischen, seit dem 17. Jahrhundert die Geschichte des Faches geprägt. So lautet jedenfalls eine Erzählung, die seit dem 18. Jahrhundert auf der Faktenbasis einiger dickleibiger Folianten immer wieder anders und in neuen Kontexten erzählt wird.

Thomas Wallnig ist zu einer solch reflektierenden und gewiss nicht einfach zu lesenden Studie berufen wie kaum ein anderer. So ist er Mitherausgeber eines Sammelbandes zum Josephinismus, der dessen Deutungsgeschichte bis ins 20. Jahrhundert

verfolgt. Vor allem aber hat er das FWF-Start-Projekt „Monastische Aufklärung und Benediktinische Gelehrtenrepublik“ initiiert und geleitet, befasst mit der hybriden Edition des Briefwechsels der beiden Historiker Bernhard und Hieronymus Pez (Stift Melk, Niederösterreich), deren umfangreicher wissenschaftlicher Nachlass wohl zu den größten Historikernachlässen überhaupt gehören dürfte. Die gelehrten Benediktiner des 18. Jahrhunderts pflegten ein umfassendes, fast europäisch zu nennendes Netz von Korrespondenten, das Protestanten einschloss, und Bernhard Pez (gestorben 1735) war zugleich intellektuell und politisch in die Geschehnisse des Wiener Hofes verwickelt, nicht immer zu seinem Glück.

Die Mönche gehörten der bereits formierten *Res publica litteraria* an, agierten katholisch, europäisch und benediktinisch in einem historischen Kontext, an dessen Horizont Alternativen zur in Agonie befindlichen Dynastie der Habsburger aufscheinen mussten, etwa eine österreichische Monarchie. Damit ist die Untersuchung recht voraussetzungsreich: Thomas Wallnig führt durch eine Vielzahl historischer und kategorialer Ebenen. Man wird als Leser*in aber sorgfältig durch die Architektur der Argumentation geführt. Ein erweitertes Personenregister erleichtert weniger Kundigen, den komplexen Wandel eines Epochenbildes nachzuvollziehen. Dieses wird in einem ersten Kapitel als „Germania Benedictina“ umschrieben und in die Zeit zwischen dem Tridentinum und der Säkularisationsepoche eingeordnet. Die hier umrissenen Ebenen bilden zugleich die Andockstellen späterer historiographischer Perspektiven.

Im zweiten Kapitel verfolgt der Verfasser mit der Gegenwart beginnend die Narration der katholischen Aufklärung in ihren historischen Kontexten zurück, zum Beispiel im Vergleich Österreichs und Süddeutschlands. Nicht nur nationale Fremdge-schichten, sondern auch die benediktinischen Eigengeschichten werden berücksichtigt und untersucht, so etwa wie die Protagonisten versuchten, die Deutungshoheit über ihre Geschichte unter Akkommodation an die gewandelten Kommunikationszusammenhänge des zeitgenössischen Wissenschaftsbetriebs zu erschreiben, womit sie in der komplexen katholischen Welt des 18. Jahrhunderts scheiterten: erst im Diskurssystem des Heiligen Römischen Reichs, später dann an den Ansprüchen der säkularen Staaten. Ihre differenzierte Selbsterzählung eines Sowohl-als-auch, etwa im Umgang mit der spätmittelalterlichen Mystik und der Aszese als Alternative zur theologischen Scholastik, war dem klaren Antagonismus der Gretchenfrage narrativ unterlegen, die all dies wie am Ende das gesamte Mönchtum der Kategorie „Aberglau-be“ zuordnete.

Die kritischen Mönche des frühen 18. Jahrhunderts sahen ihrerseits zurück, indem sie den monastischen Humanismus um 1500 untersuchten, um einen Orden, der institutionell so gar nicht existierte, wenigstens zu erschreiben. Hier liegen auch ihre Anregungen zur kritischen Editionsarbeit. Dafür werden die Zirkulationsmöglichkeiten des Wissens untersucht, aus denen sich die Referenzpunkte für die späteren Narrationen bilden. Diese folgen der Sicht des Nationalstaats, etwa Frankreichs, dessen Mauriner, eine benediktinische Reformkongregation, sich in die Nationalgeschichte des Wissens einschreiben konnten oder in diese eingeschrieben wurden. Nehmen die Narrationen Perspektiven der Kirche, der Wissenschaftsgeschichte oder des Ordens ein, fallen sie entsprechend anders aus. Hier ist besonders das Verhältnis nationaler und regionaler Narrative zum gleichen Gegenstand ein Gebiet, das sowohl auf einer strukturellen wie auf einer Diskursebene weitere neue Einsichten verspricht.

Ein weiteres Kapitel behandelt die die Aufklärung kennzeichnenden Tropen, die in dieser Zeit geprägt, aber vielfach reformuliert und umgedeutet wurden, um sie den sich

ändernden historiographischen Bedingungen anzupassen. So können die einzelnen Wissensbereiche der Zeit durchgegangen werden, wobei die Geschichte in einem weit umfänglicheren Maße behandelt wird als die Theologie, Philosophie und das kanonische Recht. Das war der Bedeutung geschuldet, die der historischen Methode bei der Re- und Dekonstruktion des Wissens anderer Disziplinen nach Meinung des 18. Jahrhunderts zukam: Das Attribut des Kritischen zum Beispiel sollte die Aktionsräume desjenigen erweitern, der es benutzte. Es war ein Instrument in einem Machtkampf und zeigte die zeitgenössischen Verschiebungen im intellektuellen System auf.

Eine Reihe interessanter Ergebnisse liegen am Wege der Untersuchung. Ganz historisch zeigt sie auf, wie empfindlich die Erkenntnis der Historizität viele Kreise der katholischen Kirche des 18. Jahrhunderts traf. Ferner wird deutlich, dass die Betrachtung der katholischen Kirche als Monolith aufzugeben ist: Ein Säkularklerus verschiedenster ständischer Verortung samt den Jesuiten, deren Schatten stets zu spüren ist, ein Regularklerus diversester Orden, deren Verfassung und soziale Lage sich oft diametral unterschied, und das komplexe Gefüge der – feudalen – Reichskirche verbieten es, für diese Zeit den bestimmten Artikel vor „katholische Kirche“ zu setzen. Dann kann es überhaupt keine katholische Aufklärung geben, möchte man annehmen. Thomas Wallnig geht nicht so weit, weil eine solche Trivialität weit unter seinem Niveau liegt. Weder werden die Protagonisten für die Aufklärung gerettet, noch deren Scheitern innerhalb der Zeit und die sich daraus entwickelnden Geschichten zum Anlass genommen, sie der Aufklärung zu entfremden. Vielmehr handelt es sich um eine Fallstudie, die die Wechselwirkung des historischen Geschehens mit der Narration darüber aufzeigt und dabei stets beachtet, dass die Historiographie selbst wieder Teil sowohl des gleichzeitigen wie eines späteren historischen Geschehens ist. Dabei wird deutlich, was die Sozialforschung als „Thomas-Theorem“ bezeichnet: Gehandelt wird auf Basis der Interpretation des vermeintlich Geschehenen, nicht nach Klärung der Faktenlage. Der Verfasser fordert daher dazu auf, sich dieser Bindungen von Geschichtsschreibung bei ihrer gleichzeitigen Nichttranszendierbarkeit bewusst zu sein und geht mit gutem Beispiel, einer Standortreflexion, voran. Denn indem er das Narrativ und seine Elemente historisiert, schreibt er doch selbst wieder Geschichte, um Phänomene jenseits des Mainstreams zu entmarginalisieren. Er ist, mit Wilhelm Schapp, in Geschichten auch dann verstrickt, wenn er das Modernisierungsnarrativ einer präsentistischen Selbstvergewisserung, das drei Jahrhunderte lang grundlegend war, aufgegeben hat. Mit Wallnigs Buch liegt ein zentraler Beitrag zur Geschichte epochalen Wissens im Verhältnis zu seiner Narration vor und damit ein sehr grundsätzliches Werk zur angewandten Wissenschaftstheorie der Geschichte.

Stefan Benz, Bayreuth

Marti, Hanspeter / Karin *Marti-Weissenbach* (Hrsg.), *Traditionsbewusstsein und Aufbruch. Zu den Anfängen der Universität Halle, Wien / Köln / Weimar 2019*, Böhlau, 157 S. / Abb., € 40,00.

Die Frage nach der Bedeutung von Universitäten im Aufklärungsjahrhundert beschäftigt die akademische Wissenschaft schon lange, nicht zuletzt als Legitimierungsnarrativ: Die einen setzen die alten Universitäten als eine Art Negativfolie ein, um etwa bei der Konstruktion der „Humboldt’schen Wende“ das vermeintlich Neue hell strahlen zu lassen. Die anderen, allen voran Notker Hammerstein und seine Schüler, sehen in den Hochschulen flexible, neue Bildungsinhalte und -methoden entwickelnde Lehranstalten. In dieser Diskussion hat die ‚Reformuniversität‘ Halle, eröffnet 1694, einen festen Platz. Zuletzt befeuerte sie Marianne Taatz-Jacobi mit ihrer 2014 veröf-

fentlichten Dissertation. Darin hinterfragt sie die etablierte Deutung, der zufolge das Programm der Fridericiana aus ‚aufklärerischem‘ Denken erwachsen sei. An die Stelle dieser Lesart stellt sie eine stärker auf das kirchenpolitische Kalkül des regierenden Herrscherhauses fokussierte Sichtweise.

Der anzuzeigende Sammelband versteht sich als Beitrag zu dieser Debatte. Die vier Beiträge stammen aus unterschiedlichen (Tagungs-)Kontexten. Das Verbindende sieht der Herausgeber Hanspeter Marti, so die knappe Einleitung, in deren Kernanliegen, nach dem Neuen an der ‚Reformuniversität‘ zu fragen, wobei im Gegensatz zum genannten kommunikationsgeschichtlichen Ansatz hier schwerpunktmäßig philosophie- und theologiegeschichtliche Perspektiven eingenommen werden. Der erste Beitrag von Hanspeter Marti fokussiert auf den Philologen Christoph Cellarius und den Rechtsgelehrten Christian Thomasius und deren Hochschulschriften bzw. solche Schriften, die in ihrem Umfeld entstanden (vornehmlich Dissertationen). Die Universitätslehrer, beides Gründergestalten in Halle, haben zum Teil deutlich unterschiedliche Vorstellungen von einem idealen Fächerkanon. In der Anerkennung, Aufwertung und Umdeutung antik-paganer Tradition für pädagogische Zwecke standen sie sich hingegen sehr nahe, womit der Beitrag auf die Kontinuität und Wandelbarkeit der antiken Altertumskunde als Lehrstoff in Halle verweist. Zu ähnlichen Ergebnissen zur Langlebigkeit von Inhalten kommt Robert Seidel, der die Verarbeitung von Gelehrtenbildern untersucht. Im Zentrum steht eine Dissertation betreut von Johann Peter Ludewig, die in einem thesaurierenden, polyhistorischen Ansatz das Gebäude der Platonischen Akademie ins Zentrum rückt. Der Text wird als Plädoyer für seriöse Geschichtsschreibung und Antikenkenntnis und als Antwort auf die Pedantenkritik der Aufklärung gelesen.

Andres Streßberger und Dietrich Blaufuß lenken den Blick auf das Theologiestudium in Halle: Streßberger untersucht am Beispiel einer Vorlesungsnachschrift zum Unterricht des Pietisten Johann Daniel Herrnschmidt, ein enger Vertrauter Franckes, die Bedeutung von Logik einerseits und Affekten andererseits für die Homiletik. Er wertet das Vorgehen nicht nur als neu in Bezug auf die „antischolastisch[e]“ Herangehensweise (108). Auch die, leider nur angedeuteten, anthropologischen Eigenschaften von Pfarrern und Gemeindegliedern seien ein neues Thema. Blaufuß thematisiert ausgehend von Speners Reformwillen das Wirken des von ihm beeinflussten, aber weniger bekannten Theologen Paul Anton. Das von Anton entwickelte Konzept eines idealen Pfarrers und die damit verbundenen, neuen Lehrinhalte werden etwas überraschend als Produkt der gesamten „pietistische[n] theologische[n] Fakultät“ ausgewiesen (150). Nicht nachvollziehbar ist das daraus abgeleitete Ergebnis, die Korporation als Ganze habe eine elementare Rolle innerhalb der „Hochschule der Erneuerung“ eingenommen (ebd.).

Die Beiträge machen in unterschiedlicher Weise auf die Wurzeln des Bildungs- und Lehrangebots der Fridericiana aufmerksam. Gleichzeitig enthält der Band viele Hinweise darauf, wie durch soziale Gelehrtennetzwerke neue Ideen zirkulieren konnten. Begrüßenswert ist dabei auch, dass wenig bekannte Texte und Protagonisten in den Blick genommen werden. Insofern ist der Band ein wichtiger Baustein, um wissenschaftlichen Entwicklungen weiter auf die Spur zu kommen. Was aber war an diesen Entwicklungen relevant, was wurde als Differenz formuliert und konnte damit für die eigene Arbeit nutzbar gemacht werden und, schließlich, wie wurde es medial vermittelt? Es fehlt insgesamt an analytischer Schärfe, um die Inhalte jenseits ihrer bloßen Beschreibung auf den Punkt zu bringen. Zudem betonen die Autoren das Innovative etwas zu stark. Es ist also nicht zuletzt die moderne Wissenschaft, die Neu-

heiten sucht und Novitätsansprüche formuliert – und sich damit den Blick für neue Wege verstellt.

Elizabeth Harding, Wolfenbüttel

Overhoff, Jürgen / Andreas Oberdorf (Hrsg.), *Katholische Aufklärung in Europa und Nordamerika* (Das achtzehnte Jahrhundert. Supplementa, 25), Göttingen 2019, Wallstein, 536 S. / Abb., € 49,00.

Im Jahr 1988 widmete die Deutsche Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts erstmals eine Jahrestagung der Katholischen Aufklärung. Die Vorträge erschienen 1993 in gesammelter Form und setzten sofort neue Standards. Sie befreiten das Thema, wie der damalige Organisator Harm Klueting in einer persönlich gefärbten Reminiszenz zu Beginn des vorliegenden Bandes darlegt, aus dem Reservatbereich der kirchen- und landeshistorischen Beschäftigung und machten es zum Gegenstand der allgemeinen Forschung zum 18. Jahrhundert. Zugleich diskutierten die Beiträge die zentrale Frage, was Katholische Aufklärung eigentlich sei, eine eigenständige und genuin katholische Spielart des europaweiten Aufklärungsprozesses oder ein Derivat protestantischer Entwicklungen in katholischen Gebieten.

Knapp dreißig Jahre später hat die Gesellschaft das Thema erneut aufgegriffen, die Perspektive aber über den deutschen Sprachraum hinaus ausgeweitet. Nun steht die „Internationalisierung“ (10) der Katholischen Aufklärung auf der Tagesordnung, wie Einleitung und Klappentext versprechen. Gerade Nordamerika, so Jürgen Overhoff in Anlehnung an Ulrich L. Lehner, der die Katholische Aufklärung 2016 als „global movement“ bezeichnet hatte, sei „das wohl vielversprechendste Feld einer aktualisierten Erforschung der Katholischen Aufklärung“ (11). Ein Drittel der insgesamt 28 Beiträge, die hier nur exemplarisch vorgestellt werden können, folgt diesem Perspektivwechsel und behandelt zum Teil in Fallstudien, zum Teil in überblicksartigen Abrissen die Problemlagen der Katholischen Aufklärung in ihren internationalen Bezügen.

Dabei gewinnt vor allem der amerikanische Raum schärfere Konturen. Den deutschen Katholiken in Pennsylvania begegnet der Leser an mehreren Stellen des Bandes. Studien von Johanna Schmid und Andreas Oberdorf zur Bildungsarbeit und Seelsorge heute vergessener Geistlicher wie des Jesuiten Anton Kohlmann oder des Säkularklerikers Demetrius Augustinus von Gallitzin stehen neben solchen, die die Architektur und materielle Kultur der Gemeinden erkunden (Lisa Minardi). In allen drei Texten wird deutlich, wie die konfessionelle Gemengelage in Pennsylvania das Handeln der Akteure bestimmte. Sie zwang bei aller Betonung des katholischen Wahrheitsanspruchs zur Mäßigung des eigenen Auftretens und zur Zusammenarbeit mit der protestantischen Umwelt. In eine ähnliche Richtung weist auch Shaun Blanchards ideengeschichtliche Einordnung des einflussreichsten katholischen Würdenträgers, des Erzbischofs von Baltimore, John Carroll, der als Vertreter einer gemäßigten Aufklärung europäischer Prägung erscheint.

Der Blick des alten Kontinents auf die revolutionären Umbrüche in Amerika war umgekehrt von utopisch anmutenden Hoffnungen gekennzeichnet. Salzburger Benediktiner legten nach 1776 „eine geradezu emphatische Begeisterung für die New Republic“ (382) an den Tag (Rainald Becker) und der Abbé Grégoire projizierte seine Vision eines republikanischen Gemeinwesens auf christlicher Grundlage auf die postrevolutionären Staaten in Lateinamerika (Luis Ramos). In den katholischen Gebieten Europas erfuhr die Katholische Aufklärung dagegen eine unterschiedliche Aufnahme. In Spanien versuchten ihre Vertreter, wie Beate Möller zeigt, nicht nur in

der religiösen Praxis, sondern auch in der Begründung ökonomischen Handelns und selbst im Umgang mit den indigenen Gruppen in den Kolonien neue Wege einzuschlagen. In Irland finden sich demgegenüber kaum Spuren einer katholischen Aufklärung, weshalb Michael Maurer der (auf längere Sicht folgenlosen) Öffnung des irischen Protestantismus für die mittelalterlichen Wurzeln der irischen Geschichte und damit indirekt auch für das katholische Element in der nationalen Identitätsbildung nachgeht.

Das Gros der Beiträge hält allerdings am traditionellen Fokus auf den deutschsprachigen Raum fest. Münster als Austragungsort der Tagung steht etwa im Mittelpunkt einer Reihe von Studien zur Gründung der Universität (Jürgen Overhoff), zum Neubau des fürstbischöflichen Schlosses (Gerd Dethlefs), zum Schicksal der Klosterstudien nach der Säkularisation (Alwin Hanschmidt) oder zu Johann Georg Hamanns Aufenthalt im Kreis um die Fürstin Gallitzin (Manfred Geier). Vertrautes Terrain erkundet auch eine Reihe von Studien zur süddeutsch-schweizerischen Klosteraufklärung (Volodymyr Oleksijovyč Abaschnik, Thomas Fässler), zur Einführung von Ignaz Felbigers Normalschulmethode in katholischen Gebieten der Eidgenossenschaft (Mauro di Cioccio) oder zu den Federkriegen zwischen katholischen Aufklärern und ihren Gegnern im konservativen kirchlichen Milieu (Jochen Krenz). Angelika Dreyer wiederum untersucht die bildliche Umsetzung des Reformprogramms des Augsburger Fürstbischofs Joseph Landgrafen von Hessen-Darmstadt (1740–1768), die durch bewusste Komplexitätsreduktion und leichtere Lesbarkeit der religiösen Botschaft in den Deckenfresken von Pfarrkirchen und Repräsentationsbauten gekennzeichnet war. Bernhard Schneider weist in seinem luziden Beitrag nach, wie Teufel und Dämonen als Verursacher von Krankheiten aus der Pastoraltheologie verschwanden, es aber keineswegs zu einer Säkularisierung von Krankheitsbildern und einer Überlassung des kranken Körpers an die Ärzte kam, da aufgeklärte Seelsorger weiterhin eine Teilhabe an der Krankenpflege beanspruchten.

Zu den anregendsten Studien des Bandes zählen freilich jene, die sich von der katholischen Nahsicht lösen und stattdessen die Wechselbeziehungen zwischen den konfessionellen Lagern in den Blick nehmen. Christoph Schmitt-Maaß analysiert etwa die Umarbeitung eines antijansenistischen französischen in einen antipietistischen deutschen Text durch die Gottschedin, während Annika Hildebrandt und Steffen Martus in einem exemplarischen Aufsatz der Frage nachgehen, „wie katholische und protestantische Denkfiguren in der Dichtung der Schlesischen Kriege einander inspirierten und miteinander interagierten“ (299). Unter bewusstem Verzicht auf die verbreitete Annahme eines literarischen Gefälles zwischen Nord und Süd beschreiben sie die habsburgische und preußische Kriegspoese als ein System kommunizierender Röhren: In dem Maße, in dem Friedrich II. die konfessionelle Karte zur Mobilisierung des eigenen Anhangs spielte, zogen sich Wiener Poeten wie Michael Denis aus der religiösen Arena zurück und wichen auf säkulare Denkfiguren und „in eine Sprache der politischen Empfindungen“ (312) aus, um auch außerhalb des kaiserlichen Machtbereichs weiterhin gelesen zu werden. In konfessionell konnotierte Diskurse führt auch Daniel Fulda am Beispiel der Fackelmethapher ein. Sein Aufsatz erhellt „die vielfrontigen Kampfsituationen der späten Aufklärung“ und erklärt die katholischen Aufklärer als Träger der Fackel des Fortschritts in ihren Territorien zu einem Teil der „kämpferischen Avantgarde“ (334), zu der sich die Zeitgenossen aufgrund ihrer eigenen Nähe oder Ferne zur Aufklärung und nicht primär ihrer kirchlichen Bindung verhielten.

In der Untersuchung von Verflechtungen und Transferprozessen über konfessionelle und nicht nur geographische Grenzen hinweg könnte daher der eigentliche Denkanstoß

dieses vom Verlag schön gemachten Bandes liegen. Gerade dort, wo die angemahnte Internationalisierung der Katholischen Aufklärung nicht geleistet werden kann, böte eine engere Verzahnung zwischen katholischen und protestantischen Entwicklungen die Möglichkeit, das Themenfeld auch nach dreißig Jahren noch mit neuem Leben zu füllen.

Michael Schaich, London

Bellingradt, Daniel, Vernetzte Papiermärkte. Einblicke in den Amsterdamer Handel mit Papier im 18. Jahrhundert, Köln 2020, Herbert von Halem Verlag, 250 S. / Abb., € 32,00.

Amsterdams Rolle als kommerzielles Zentrum des 17. und 18. Jahrhunderts stand in den letzten Jahrzehnten im Fokus zahlreicher Untersuchungen, die so unterschiedliche Sektoren wie den Getreide-, Zucker-, Gewürz-, Kunst- und Buchhandel analysiert haben. Daniel Bellingradts schlankes Buch lenkt den Blick nunmehr auf einen bislang weniger beachteten Handelszweig dieser frühneuzeitlichen Wirtschaftsmetropole: die Distribution und Zirkulation von Papier. Damit identifiziert der Autor ein markantes Forschungsdesiderat, zeichnete sich die holländische Papierproduktion im 18. Jahrhundert doch durch hohe Qualitätsstandards und eine „erstaunliche Produktivität“ aus (27).

Wie der Autor nachdrücklich betont, ist sein Buch keine umfassende empirische Studie, sondern „ein experimenteller Baustein [...] für eine neuakzentuierte Papiergeschichte“ (171), die auf die grundlegende ökonomische und kulturelle Bedeutung dieses Materials hinweist, ein Konzept zur Erforschung frühneuzeitlicher Papiermärkte vorschlägt und dieses am Amsterdamer Beispiel erprobt. Die Signifikanz dieses Materials ergibt sich aus dem vielfältigen Bedarf der frühneuzeitlichen Gesellschaft an Druck-, Schreib- und Packpapier. Da Hadern bzw. Lumpen den wichtigsten Rohstoff bildeten, waren Papier- und Textilproduktion eng miteinander verknüpft, und aufgrund des hohen Materialbedarfs spielten auch Makulatur und Recycling für den Handel eine große Rolle.

Um der Vielfalt der Papierformen sowie der Komplexität der Zirkulationsprozesse gerecht zu werden, spricht sich Bellingradt für die Adaption marktsociologischer Konzepte aus, wie sie in jüngster Zeit beispielsweise auch Christof Jeggle und Tim Neu für die Analyse frühneuzeitlichen Wirtschaftens vorgeschlagen haben. Konkret plädiert er für ein „Verständnis von Märkten als soziale Figurationen“ (133), die durch die Interaktionen von Akteuren und deren ökonomische Praktiken konstituiert werden. Daneben sollten material-, kommunikations- und wissenschaftsgeschichtliche Perspektiven Berücksichtigung finden. Wie der Verfasser ausführt, stellten Papierproduktion und -handel ein eigenes Wissensfeld dar, das durch spezifische Mengen-, Sorten-, Herkunfts- und Qualitätsbezeichnungen gekennzeichnet war. Für spezialisierte Amsterdamer Händler eröffnete sich hier „ein kostenintensives[,] aber lukratives Geschäftsfeld“ (70).

So anregend die allgemeinen Ausführungen und konzeptionellen Überlegungen zu Papier als Handelsware einerseits sind, so dünn fallen andererseits die empirischen Befunde zu Amsterdam aus. Das Kapitel „Recycling-Netzwerke und wirtschaftliche Verflechtungen“ (153–170), das den Amsterdamer Papierhändler Zacharias Segelke exemplarisch in den Blick nimmt, füllt lediglich 18 Seiten, von denen wiederum vier auf ganz- oder halbseitige Abbildungen entfallen. In die lückenlos überlieferten Geschäftsbücher Segelkes aus den Jahren 1788 bis 1803 gewähren Bellingradts knappe Bemerkungen allenfalls impressionistische Einblicke. Demnach operierte dieser

Händler „in den Grauzonen und Übergangsfeldern zwischen Papierhandel und Buchhandel“ (154) und wickelte einen Großteil seiner Transaktionen im „branchenüblichen Tauschhandel“ (161) ab.

Das anschaulich illustrierte und mit einer umfangreichen Bibliographie (die nicht weniger als ein Viertel des Gesamtumfangs einnimmt!) ausgestattete Buch hinterlässt somit einen zwiespältigen Eindruck. Über weite Strecken liest es sich wie ein anregender Forschungssessay; bisweilen beschleicht den Leser aber auch das Gefühl, einen in Buchform gegossenen Projektantrag vor sich zu haben.

Mark Häberlein, Bamberg

Blanning, Tim, Friedrich der Große. König von Preußen. Eine Biographie, aus dem Englischen übers. v. Andreas Nohl, München 2018, Beck, 718 S. / Abb., € 34,00.

Tim Blanning, einer der großen Deutschlandkenner unter den englischen Historikern, hat sich nach seinen großen Synthesen über die Kulturgeschichte Europas zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert der Biographie Friedrichs II. von Preußen zugewandt und hierbei von der „Flut von Veröffentlichungen“ (678) profitieren können, die im Umfeld des 300. Geburtstags des Preußenkönigs 2012 erschienen sind.

Das Ergebnis kann sich sehen lassen: eine gut zu lesende, manchmal etwas sehr saloppe Darstellung von Friedrichs Leben, frei von offener oder unterschwelliger Bewunderung oder Verherrlichung. Ein Leitmotiv hat Blanning nicht für seine Biographie gewählt; sie ist unterteilt in drei große Abschnitte: „Friedrichs Leiden und Größe“, „Krieg und Frieden“, „An der Heimatfront“.

Wie alle Biographen des großen Preußenkönigs sieht auch Blanning in den Jugendjahren und den ständigen Demütigungen durch den Vater den Schlüssel zum Verständnis des Charakters des Königs. Ausführlich beschreibt er die Thronbesteigung 1740 und die ersten Jahrzehnte danach als „Emanzipation“ vom Vater. In allen seinen Handlungen ging er zu diesem auf Distanz: indem er die Kunst förderte, einen Eroberungskrieg vom Zaum brach, indem er um sich (vor allem religiöse) Dissidenten aus ganz Europa versammelte, indem er mehr oder weniger offen die vom Vater ausgesuchte Ehefrau verstieß und indem er seinen homosexuellen Neigungen freien Lauf ließ. Hinsichtlich Friedrichs Sexualität kann Blanning zwar keine neuen Erkenntnisse liefern, aber er fügt kritisch alle Indizien und Quellen zu einem stimmigen Gesamtbild zusammen: Friedrich war zweifellos homosexuell orientiert und lebte dies in dem im 18. Jahrhundert möglichen Rahmen auch aus. Zahlreiche Zitate aus Friedrichs Schriften und Briefen, Kommentare, Beobachtungen von Zeitgenossen lassen kaum einen Zweifel daran. Beschönigungen und beliebte Umdeutungen, Friedrich sei durch Krankheiten und bzw. oder misslungene chirurgische Eingriffe zu einem asketischen Leben gezwungen worden, wie man noch bis 2012 in einschlägigen Biographien lesen konnte, sollten von nun an der Vergangenheit angehören. Und Blanning hat durchaus recht, Friedrich als „homosozial, homoerotisch und wahrscheinlich auch homosexuell“ (223) zu beschreiben und die Bedeutung der Homosexualität für sein Leben nicht zu verschweigen (auch 226–231). Denn dieses Kapitel seines Charakters ist insofern wichtig, als sich hieraus – möglicherweise – auch seine Frauenfeindlichkeit ableiten lässt, die sich vor allem gegen mächtige, einflussreiche, um nicht zu sagen dominante Frauen richtete, die ihm Paroli boten: Maria Theresia, Zarin Elisabeth, die Marquise de Pompadour und auch noch Katharina die Große.

Blannings Erzählung vom Leben Friedrichs ist am besten, wenn sie Friedrichs Verflechtung mit der zeitgenössischen Kunst schildert: seine Vorlieben, seine Kunst-

förderung vor allem bis 1763, sein eigenes Kunstschaffen als Bauherr, Komponist, Musiker und Autor, seine Beziehungen zu Künstlern wie Vater und Sohn Bach und zu Autoren wie La Mettrie, Rousseau und natürlich Voltaire.

Keine Biographie Friedrichs des Großen kann ohne die Erzählung seiner Kriege auskommen. Der Preußenkönig, der es wie kein anderer Herrscher verstand, sich als „aufgeklärter“ Monarch, als Philosoph auf dem Thron zu inszenieren und hierfür auch von der Öffentlichkeit gefeiert wurde, erwies sich als Politiker als Mann des 17. Jahrhunderts: Wie vor ihm nur der junge Ludwig XIV. versuchte er persönlichen Ruhm, „gloire“, durch Krieg und durch das persönliche Erscheinen auf dem Schlachtfeld zu erreichen. Das von Friedrich perfektionierte und – letztlich auch von Blanning positiv gewürdigte – Modell des „roi-connetable“, der in sich politische und militärische Führung vereinigte und dadurch einen Vorsprung vor seinen aus dem „Kabinett“ kommandieren „fellow-monarchs“ gewann, hatte sich mit dem Tode Karls XII. von Schweden eigentlich bereits überlebt, weil es mit zu hohem Risiko verbunden war. Letztlich, dies sollte man in der Behandlung von Friedrichs Ruhm als Feldherr doch stärker betonen, entging er mehrfach nur knapp dem Schicksal Gustav Adolfs oder Karls XII. Welchen Verlauf hätte die preußische Geschichte genommen, wenn in der Schlacht bei Kunersdorf die Musketenkugel nicht die Tabakdose getroffen, sondern dem König die Hüfte zerschmettert hätte?

Blannings Schilderung der Ereignisse des Österreichischen und des Siebenjährigen Krieges ist angenehm nüchtern und verzichtet auf Heldengeschichte über den „genialen“ Feldherrn Friedrich. Vielmehr betont Blanning, wie schon C. Duffy in seiner Lebensbeschreibung, die Grenzen der Möglichkeiten des Feldherrn, der insbesondere im Moment der Schlacht, zum Beispiel in Zorndorf, keine Kontrolle mehr „über das Geschehen“ hatte (286). Letztlich bleiben als Beispiele der Feldherrenkunst nur Rossbach und Leuthen, wo Friedrich zweimal das Überraschungsmoment auf seiner Seite hatte und gleichsam alles nach Plan verlief. Doch politische Konsequenzen haben alle diese Schlachten des Siebenjährigen Krieges nicht gehabt. Der Krieg endete schließlich aufgrund des Auseinanderbrechens der antifriederizianischen Koalition und der völligen Erschöpfung aller Parteien.

Kritisch anzumerken aber ist doch, dass Blanning, so hat es den Anschein, in der Behandlung Frankreichs und seiner Regierung klassischen Narrativen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts verhaftet bleibt. Ludwig XV. ist weitgehend ein schwacher, unter Einfluss der Pompadour und anderer stehender Monarch. So läuft die Erzählung der dem Kriegsausbruch vorangehenden „diplomatischen Revolution“ auf eine Entlastung Friedrichs hinaus: Blanning geht von der Zwangsläufigkeit des Krieges spätestens 1757 aus, da „Frankreich sich ohnehin an einem Angriffskrieg beteiligt hätte“ (320 f.). Dagegen sprechen die eindeutigen Signale Ludwigs XV. an den österreichischen Botschafter Starhemberg noch im August 1756, der nach Wien meldete, dass sich Ludwig XV. nicht in einen Angriffskrieg verwickeln lassen wolle. Ein Krieg in Europa ergab für Ludwig XV. nach den Erfolgen des Frühsommers 1756 (Eroberung von Menorca) keinen Sinn, und er stellte sich durch das Bündnis mit Wien auch nicht gegen ein französisches „Nationalinteresse“ (340; worin dies im 18. Jahrhundert bestand, erläutert Blanning nicht). Warum sollte Ludwig XV. helfen, einen kontinentalen Krieg zu entfesseln, wenn er doch entschlossen war, alle Ressourcen gegen die übermächtige englische Marine einzusetzen? Und in Wien wollte man ohne Frankreichs Unterstützung keinen Krieg gegen Preußen führen.

Dies war die Konstellation nach der Neuordnung der Bündnissysteme im Sommer 1756, die aber von Friedrich nicht wahrgenommen wurde oder vielleicht nicht wahr-

genommen werden wollte. Möglicherweise hätte die Option „abwarten“ eine tiefere Analyse verdient gehabt. Im Nachhinein ist man natürlich immer schlauer: Letztlich sicherte sich Friedrich durch den Einmarsch in Sachsen erhebliche strategische Vorteile für den gesamten Krieg, wenn auch im Frühjahr 1757, nach der Niederlage von Kolin, der ursprüngliche Kriegsplan hinfällig war. Mit den Siegen von Rossbach und Leuthen konnte er, wie auch in den folgenden Schlachtensiegen des Krieges, nur seinen Kopf aus der beständig neu geflochtenen Schlinge ziehen. Bei einem Deutschlandkenner wie Blanning überrascht auch, wie wenig er die reichische Dimension des Siebenjährigen Krieges einbezieht: Dass Frankreich und Schweden durch die Anrufung als Garantiemächte eine besondere Legitimation für ihre Intervention erhielten, erwähnt er nicht. Doch abgesehen von diesen kritischen Bemerkungen bleibt zu betonen, dass Blanning eine äußerst empfehlens- und lesenswerte Biographie vorgelegt hat.

Sven Externbrink, Heidelberg

Braun, Bettina / Jan Kusber / Matthias Schnettger (Hrsg.), *Weibliche Herrschaft im 18. Jahrhundert. Maria Theresia und Katharina die Große* (Mainzer Historische Kulturwissenschaften, 40), Bielefeld 2020, transcript, 441 S. / Abb., € 49,99.

Seit mehr als zwei Jahrzehnten beschäftigen sich Forscherinnen und Forscher mit Spuren von Machtausübung durch Frauen – ein produktives Arbeitsfeld, das unterschiedliche Zugänge und Disziplinen vereint. Der vorliegende Sammelband basiert auf einer Tagung in Mainz (2017) und umfasst, neben der Einleitung, sechzehn Studien, die sich mit Maria Theresia und Katharina der Großen auseinandersetzen. Nicht der Vergleich, sondern die Verdeutlichung unterschiedlicher Facetten des (Regierungs-) Handelns leiten die Beiträge, wie das Herausgeberteam Bettina Braun, Jan Kusber und Matthias Schnettger betonen. Im Anschluss an die Einleitung und zwei einführende Texte widmet sich der in drei Abschnitte unterteilte Band jeweils zur Hälfte einer der beiden Herrscherinnen, wobei „Repräsentationen und Wahrnehmungen“ den größten Raum einnehmen.

Einleitend beschäftigt sich zunächst Barbara Stollberg-Rilinger, die 2017 eine umfangreiche Biografie Maria Theresias vorgelegt hat, mit Möglichkeiten und Grenzen weiblicher Herrschaft. In ihrem klar strukturierten Beitrag plädiert die Autorin dafür, Herrschaft, die von Frauen ausgeübt wird, nüchtern zu betrachten, nämlich ohne Frauen eine besondere, geschlechterbedingte Eigenart der Herrschaftsausübung zuzusprechen. Lorenz Erren untersucht weniger spezifisch zum einen die These, ob bzw. wie weibliche Herrschaft durch die in Europa allgegenwärtige patrimoniale Staatsauffassung möglicherweise geradezu befördert wurde. Zum anderen diskutiert er die Frage, ob speziell zur Ausübung weiblicher Herrschaft ein Bündnis mit dem Herrschaftsbereich als Nation notwendig war, die nach Emanzipation gestrebt und damit mit den Herrschaftsauffassungen dynastischer Familien im Widerspruch gestanden habe. Diese Überlegung erscheint jedoch speziell im Hinblick auf den vorangegangenen Beitrag von Stollberg-Rilinger problematisch.

Im ersten Teil, der sich mit drei Herrscherinnen und ihren Höfen auseinandersetzt, zeigt Matthias Schnettger in seiner Momentaufnahme über den Regierungsantritt Maria Theresias im Spätherbst 1740 auf Basis der Berichte der päpstlichen und genuesischen Vertreter am Wiener Hof, wie anhand bisher wenig beachteter Quellen stereotyp tradierte Begebenheiten hinterfragt werden können. Marina Beck, die für ihren Beitrag Pläne der Wiener Hofburg heranzieht, diskutiert anhand der höchst individuellen Handhabung von Privilegien im Botschafterzeremoniell die Veränderung der politischen Beziehungen zum russischen Hof im Zuge des Herrschaftswechsels

1762. Francine-Dominique Liechtenhans zeichnet ein stimmungsvolles Bild der Machtausübung Katharinas II., der Vorgängerin Elisabeths I., und der um sie herum gebildeten Gruppierungen, auch wenn die Beschreibungen vermutlich keinen Beitrag zur Dekonstruktion geschlechtsspezifischer Mythenbildung im Hinblick auf Herrscherinnen des 18. Jahrhunderts leisten. Jan Kusber, dessen Beitrag dazu einlädt, seine Ende 2020 erscheinende Biografie Katharinas der Großen zu lesen, knüpft thematisch an den vorangegangenen Beitrag an und analysiert die Rolle von Eliten und Favoriten, deren Möglichkeiten von der Herrscherin klar umrissen und mitunter beschränkt wurden.

Bereits in der Einleitung wird argumentiert, dass eine umfassende Analyse der Regierungstätigkeit der Herrscherinnen selbst in einer Monographie nicht leistbar sei. Dennoch bietet der Abschnitt „Regierungshandeln“ Einblicke in bestimmte Regierungsfelder, wie der Beitrag der Herausgeberin Bettina Braun, der die militärische Rolle Maria Theresias thematisiert, der qua Geschlecht einige Möglichkeiten der Herrschaftsausübung und Inszenierung erschwert blieben. Braun hebt hervor, dass die Kaiserin zwar das Bild der „friedliebenden Fürstin“ durchaus bestärkte, in der Praxis jedoch zeitlebens großes Interesse an der Ausübung des Regierungsfeldes Militär zeigte. Zsolt Kökényesi bespricht die Einbindung von Frauen und Männern aus der ungarischen Aristokratie in das Ämtergefüge des Wiener Hofes unter Maria Theresia, die auch durch Ordensgründungen und vermehrte Ordensverleihungen, beispielsweise des Sternkreuzordens an ungarische Aristokratinnen, verdeutlicht wird. Claus Scharf analysiert, von welchen Schriften sich Katharina II. in ihrem eigenen Schreiben und Regierungshandeln leiten ließ, und hebt im letzten Drittel seines Beitrags das Wirken des deutschen Policy-Schriftstellers Jakob Friedrich von Bielfeld (1717–1770) hervor, dessen Rolle als Aufklärer anstelle eines Fazits besprochen wird. Natalia Tuschinski verknüpft die politischen Debatten des 18. Jahrhunderts rund um das Schicksal des „Griechischen“ im Rahmen der Möglichkeit einer Aufteilung des Osmanischen Reichs mit der Inszenierung von Architektur, wobei eine klarere Strukturierung angesichts des dichten Informationsgehalts von Vorteil gewesen wäre.

Der dritte Teil des Bandes, „Repräsentationen und Wahrnehmungen“, wird von Sandra Hertel eingeleitet, die Maria Theresia vor dem Hintergrund des Schönheitsdiskurses vor allem der visuellen Panegyrik des 18. Jahrhunderts diskutiert. Eine Reflexion über sich wandelnde Sichtweisen auf weibliche Körperfülle hätte den sorgfältig argumentierten Beitrag zusätzlich bereichert, der sich durch das Bemühen auszeichnet, auch Katharina II. in der Analyse zu berücksichtigen. Stefanie Linsboth, die sich wie Hertel aus kunsthistorischer Perspektive bereits intensiv mit Herrscherrepräsentation beschäftigt hat, veranschaulicht anhand von Bildmedien, wie sich Maria Theresia durch vielfältige Demonstration ihrer Frömmigkeit bewusst als göttlich legitimiert inszenierte. Am Beispiel der Darstellung Katharinas der Großen im Medium Karikatur verdeutlicht Irma Straßheim, wie Frauenkörper zum Ziel strategischer Abwertung in patriarchalen Gesellschaftsordnungen werden konnten, wobei die Konzentration auf weniger Beispiele die Klarheit der Argumentation vermutlich befördert hätte. Alexander Bauer analysiert Katharinas II. literarisches Selbstzeugnis „Zapinski“ im Hinblick auf ihr architektonisches Raumgreifen in der Sommer- und Jagdresidenz Oranienbaum, die sie sich als Handlungsraum aneignete und nach ihrer Machtübernahme um ein chinesisches Palais erweiterte. Auch Kleidung diente Katharina II. als Kommunikationsmittel, wie Victoria Ivleva eindrücklich zeigt, deren Beitrag vor allem in Zusammenschau mit Bettina Brauns Text lohnende militär-, kleidungs- und körpergeschichtliche Erkenntnisse bietet. Werner Telesko, der im Hinblick auf Wahrheitsregime und Mythenbildungen 2012 die wegweisende Publi-

kation „Mythos Maria Theresia“ vorgelegt hat, beschließt den Band mit einer Analyse von Maria Theresias Verewigungsstrategien, die sich vor allem in der Inszenierung der Mutterrolle in der Memoria zeigen.

Der Band gewährt vielschichtige Einblicke in das Leben und Wirken der Herrscherinnen, wobei ein umfangreiches Repertoire an Quellen aus Archiven und Bibliotheken in Deutschland, Italien, Österreich, Russland und Ungarn zitiert wird. Obwohl eine Aufsatzsammlung keinen umfassenden Überblick über den Stand der Forschung zu bieten vermag, gelingt es den Autorinnen und Autoren das Leitmotiv „Herrschaft“ in ihren Beiträgen zu thematisieren. An einigen Stellen werden geschlechterstereotype Regime der Wahrheitsproduktion rund um die Leben der beiden Regentinnen explizit hinterfragt, ein Unterfangen, das in künftigen Publikationen im Hinblick auf Barbara Stollberg-Rilingers einleitenden Appell noch verstärkt in Angriff genommen werden sollte. Insgesamt bietet der vorliegende Band leser*innenfreundliche Beiträge, die manchmal überraschende Wendungen nehmen.

Waltraud Schütz, Wien

Schennach, Martin P., *Austria inventa? Zu den Anfängen der österreichischen Staatsrechtslehre* (Studien zur europäischen Rechtsgeschichte, 324), Frankfurt a.M. 2020, Klostermann, XIII u. 589 S., € 98,00.

Durch die auf Zentralisierung, Unifizierung und Herrschaftsintensivierung zielenden thesianischen und josephinischen Reformen erfuhr die Binnenintegration der österreichischen Länder in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nachhaltige Impulse. Auf rechtswissenschaftlichem Gebiet ging dieser Transformationsprozess mit der Genese eines österreichischen Partikularstaatsrechts einher, bei dem es sich nach zeitgenössischer Klassifikation um ein sogenanntes Besonderes Staatsrecht (*ius publicum specialissimum*) unter dem Dach des Allgemeinen Staatsrechts (*ius publicum*) und des Staatsrechts des Heiligen Römischen Reiches (*ius publicum speciale*) handelte. Unser Kenntnisstand über dieses dreistufige *ius publicum* ist allerdings von erheblichen Ungleichgewichten gekennzeichnet. Während das Reichsstaatsrecht in den vergangenen Jahrzehnten wiederholt im Fokus der Forschung stand, fehlt es weithin an Arbeiten zur Entwicklung der einzelnen Partikularstaatsrechte. Mit seiner Studie über die Anfänge der österreichischen Staatsrechtslehre schickt sich Martin P. Schennach an, diese Lücke für die österreichischen Länder zu schließen. Für den Zeitraum von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1848 geht es ihm um die Interdependenz von Recht und Politik und um den Beitrag der neuen Disziplin zur „Erfindung“ bzw. „Entdeckung“ Österreichs. Hierzu verortet er das österreichische Staatsrecht zunächst im Kontext der Staatswissenschaften des 18. Jahrhunderts. Dabei fällt auf, dass die österreichischen Staatsrechtler Bezugnahmen auf das Allgemeine Staatsrecht tunlichst vermieden, da sie im *ius publicum* ein potentielles Einfallstor für unliebsame, auf eine Begrenzung der Staatstätigkeit zielende Debatten ausmachten. Umso bedeutsamer waren die Anregungen, die das Partikularstaatsrecht von der älteren, bereits um 1600 entstandenen Reichspublizistik empfang, die Schennach als „Mutterdisziplin“ (42) des österreichischen Staatsrechts würdigt. Prägend wurde insbesondere Johann Jacob Moser, der die Lehre vom Besonderen Staatsrecht um 1740 in Anknüpfung an Vorläufer wie Johann Peter von Ludewig und Nikolaus Hieronymus Gundling entwickelte. Mosers Arbeiten bedienten sich der an der Universität Halle konzipierten historischen Methode und zielten auf eine „Territorialisierung“ (77) des Forschungsgegenstandes. Moser ging es nicht länger nur um die Privilegien und Rechte der einzelnen Herrscherhäuser. Vielmehr sollte das Land in den Blick genommen werden, wodurch sich vielfältige Bezüge

zur Statistik, der Policywissenschaft und der politischen Gesetzeskunde ergaben. Auch in Österreich lag die historische Methode des von Moser propagierten *ius publicum specialissimum* gewissermaßen in der Luft. Schennach verweist auf die bis ins ausgehende 16. Jahrhundert zurückreichende Tradition der historischen Methode, die in zahlreichen, meist ungedruckten Gutachten zu den Freiheitsbriefen (*privilegium minus/maius*) oder zu den Konflikten zwischen den Habsburgern als gefürsteten Grafen von Tirol und den Hochstiften Trient und Brixen um deren Reichsunmittelbarkeit greifbar wird. Über dem Innovationspotential von Christian August Beck und Franz Ferdinand von Schrötter, die gemeinhin als Begründer der österreichischen Staatsrechtslehre gelten, sind demnach die Traditionen, in denen sie standen, keineswegs zu übersehen. Seit 1750 adaptierten der an der Theresianischen Ritterakademie lehrende Beck und der als Hofsekretär dienende Schrötter die Anregungen Mosers und schufen das Narrativ von der schrittweise erfolgenden Anlagerung der habsburgischen Länder an das Kernland des Erzherzogtums Österreich. Mit ihren Publikationen, die eine „konsequente Auslegung von Streitfragen in einem landesfürstlichen Sinn“ (152) boten, standen Beck und Schrötter jedoch keineswegs allein. Zahlreiche Autoren aus der zweiten und dritten Reihe gingen in jenen Jahren an die Interpretation historischer Rechtsquellen zur juristischen Legitimation der „Formierung des österreichischen Gesamtstaats“ (169). Vorbildwirkung besaß dabei in methodisch-empirischer Hinsicht wiederum die Reichspublizistik mit ihrer Unterscheidung zwischen *leges fundamentales* und altem Herkommen, also zwischen geschriebenen und ungeschriebenen positiven Rechtsquellen. Zur Legitimation einer unbeschränkten monarchischen Machtstellung sowohl gegenüber dem Heiligen Römischen Reich als auch gegenüber den Ständen wurden insbesondere die Freiheitsbriefe in Stellung gebracht, ländereigene *leges* und die in diesen festgeschriebenen ständischen Mitspracherechte hingegen systematisch marginalisiert. Vor allem wurde der Vertragscharakter der Landesfreiheiten bestritten, und die Stände wurden als Untertanen klassifiziert. Als Leitmelodie fungierte die stete „Rechtsvermutung zugunsten einer absoluten monarchischen Machtfülle“ (302). Eine zentralistische Umdeutung erfuhr auch das Herkommen, ohne dass dieses gegenüber der positiven Gesetzgebung vor dem ausgehenden 18. Jahrhundert grundsätzlich an Bedeutung verloren hätte. Da die Staatsrechtler vom Erzherzogtum Österreich und dessen von den Kaisern gewährten bzw. gefälschten Freiheitsbriefen ausgingen, fokussierte der verwendete Österreichbegriff vornehmlich auf die österreichischen Erbländer unter Einschluss Böhmens. Ungarn mit seiner nicht ohne Weiteres auf die Krone hin umzumodelnden Verfassungsentwicklung blieb weitgehend außen vor. Dass sich das österreichische Staatsrecht über Jahrzehnte hinweg obrigkeitlicher Protektion erfreute, verwundert nicht. Im Zuge der thesianischen Studienreform fand das Reichsstaatsrecht und mit ihm das *ius publicum specialissimum* verstärkt Eingang in das Curriculum. Allerdings kam es Mitte der 1790er Jahre zu einem grundlegenden Umschwung in der Bewertung der Disziplin, die mit Blick auf die revolutionären Umwälzungen in Frankreich nunmehr als potentieller Wegbereiter eines perhorreszierten Grund- und Menschenrechtsdiskurses betrachtet wurde. Während das Reichsstaatsrecht nach 1806 aus den Lehrplänen verschwand, lehrte man das österreichische Staatsrecht im Vormärz unter dem Dach der politisch unverfänglichen Statistik, sodass der in der deutschen Staatsrechtswissenschaft geführte frühkonstitutionelle Diskurs weitgehend abgeblockt werden konnte. Als Kontinuitätslinie vom 18. Jahrhundert über die Konstitutionalisierung von 1848/67 bis hin zur 1893 universitär verankerten „Österreichischen Reichs- und Rechtsgeschichte“ kann Schennach den ausgeprägten Fokus auf den Gesamtstaat herauspräparieren. Auf breiter empirischer Grundlage hat der Autor ein wichtiges Kapitel der staatsrechtlichen Entwicklung Österreichs ausgesprochen kenntnisreich

aufgearbeitet. Dabei verdient es besondere Anerkennung, dass er sich nicht auf das Werk hinlänglich bekannter Autoren wie Karl Anton von Martini oder Joseph von Sonnenfels konzentriert, sondern deren Arbeiten in den Horizont ihrer Zeit stellt, wozu er unter anderem eine große Zahl nur handschriftlich überlieferter staatsrechtlicher Gutachten erschlossen hat. Die gehaltvolle Darstellung bietet zahlreiche Anknüpfungspunkte für weitere Forschungen. Der Autor verweist etwa auf das ausgeprägte Interesse, das die Staatsrechtler des 18. Jahrhunderts jenen performativ-symbolischen Faktoren wie Krönungs- und Huldigungszeremonien entgegenbrachten, denen sich in jüngerer Zeit die Kulturgeschichte des Politischen zugewandt hat (284). Im Übrigen wäre es sehr zu begrüßen, wenn das Territorialstaatsrecht anderer Reichsterritorien ebenso mustergültig bearbeitet würde wie das österreichische durch die vorliegende Studie.

Tobias Schenk, Wien

Aspaas, Per P. / László Kontler, Maximilian Hell (1720–92) and the Ends of Jesuit Science in Enlightenment Europe (Jesuit Studies, 27), Leiden / Boston 2020, Brill, VIII u. 477 S. / Abb., € 155,00.

Mit ihrer gemeinsamen Monographie über die Karriere des Wiener Hofastronoms Maximilian Hell legen Per Pippin Aspaas und László Kontler eine wichtige Studie über katholische Aufklärung und die Formierung frühmoderner Naturwissenschaften im 18. Jahrhundert vor. Beide Autoren sind Experten für Wissensgeschichte sowie für das Leben und Wirken des Jesuiten, Mathematikers und Astronomen Hell und führen ihre Kenntnisse hier zu einem Gesamtbild zusammen.

Die Autoren nehmen zunächst eine zweifache Positionsbestimmung vor: Zum einen wollen sie zur Erforschung der heterogenen intellektuellen, kulturellen und sozialen Praktiken beitragen, die mit dem Sammelbegriff „Aufklärung“ bezeichnet werden. Dabei ermöglicht ihnen der im Fokus stehende Akteur Maximilian Hell, einen Beitrag sowohl zu dem stetig wachsenden Forschungsfeld „katholische Aufklärung / aufgeklärter Katholizismus“ als auch zu dem bisher kaum beachteten Thema „jesuitische Aufklärung / Jesuiten als Aufklärer“ zu leisten. Diese Kategorien sind für die Autoren jedoch nicht statisch, sondern werden in ihrer Bedeutung hinterfragt.

Zum anderen distanzieren sich die Autoren ausdrücklich von klassischen Biographien. Sie folgen dabei der bekannten Kritik Pierre Bourdieus, der zufolge eine Biographie als zielgerichtet fortschreitende Erzählung nur eine Illusion sei, welche die Gesamtheit eines Lebens nicht zu erfassen vermöge. Diese Kritik führt die Autoren jedoch nicht dazu, dem zentralen Akteur Handlungsmacht abzusprechen. Vielmehr gehen sie davon aus, dass dieser sich selbst als Autor seines eigenen Lebensweges verstand und versuchte, seinem Leben Planbarkeit und Sinn zu geben. Sie machen somit – wie bereits andere Autoren zuvor – die biographische Illusion selbst zu einem historisierten Untersuchungsgegenstand.

Hinter einer chronologischen Kapitelstruktur haben Aspaas und Kontler eine Matrix angelegt, mit Hilfe derer sie die sich verändernde Selbstpositionierung Hells analysieren. Diese umfasst seine vier Rollen als Untertan der Habsburger und Staatsdiener, als Jesuit, als Teil der *Republique des Lettres* und als Angehöriger des zunächst multiethnisch und multilingual verstandenen Königreiches Ungarn. Diesen vier Zugehörigkeiten entsprechend identifizieren die Autoren vier Varianten der Aufklärung, an denen Hell mit wechselnder Intensität partizipierte: erstens die obrigkeitliche Reformaufklärung, zweitens katholische, kirchentreue Reformdiskurse, drittens die emanzipatorische und kirchenkritische supraterritoriale Aufklärung und viertens eine

ungarische Aufklärung, die ihren Gegenstand – eine ungarische Nation – durch spezifische Diskurse erst erschuf.

Ausgangspunkt der Darstellung sind familiärer Hintergrund und Netzwerke der Familie Hell in einem Bergbaurevier im Norden des Königreichs Ungarn. Dabei richten die Autoren besondere Aufmerksamkeit auf die Position des Vaters als „Oberkunstmeister“ und die Wissensräume der Bergbaukunst. Sie beschreiben entsprechend die verschiedenen Ausbildungs- und Lehrinstitutionen der Region um Banská Štiavnica, wo Maximilian Hell ein jesuitisches Gymnasium besuchte.

Das Jahr 1738 verstehen die Autoren als Einschnitt, da Hell sich durch seinen Eintritt in den Jesuitenorden und ein Studium in Wien neue Handlungs- und Wissensräume erschloss. Sie erklären detailliert das Verhältnis des Ordens zur Wissenschaft und Aufklärung und legen dar, dass die Jesuiten insbesondere auf dem Gebiet der Mathematik und Astronomie neuen Erkenntnissen gegenüber nicht nur aufgeschlossen waren, sondern die Forschung durch eigene Experimente voranbrachten.

Die Autoren folgen Hell vom Zentrum in die Peripherie der Monarchie, nach Transsylvanien, wo Hell nach dem Studium unterrichtete, Observatorien einrichtete und in Kooperation vornehmlich mit anderen Jesuiten, aber auch weltlichen Lehrpersonen, darunter Calvinisten, ein Netzwerk für astronomische Beobachtungen schuf.

Im Jahr 1755 wurde Hell Hofastronom in Wien, was Aspaas und Kontler zum Anlass nehmen, die Stadt als Zentrum des Wissens in der Monarchie zu thematisieren. Hell widmete sich dort der Konstruktion eines neuen Observatoriums und hatte den Auftrag, astronomische Kalender herauszugeben, Aberglauben zu widerlegen und die Forschung in Wien mit der in anderen Ländern zu vernetzen. Er gab dafür eine astronomische Zeitschrift heraus, in der er Beobachtungen aus zahlreichen kleineren Observatorien in der Habsburgermonarchie und umliegenden Ländern veröffentlichte. Damit erreichte Hell Leser in Italien, Frankreich und Skandinavien, die wiederum an der Zeitschrift partizipierten. Die Folge waren seine Aufnahme in mehrere Akademien der Wissenschaften und Zugang zur *Republique des Lettres*.

Insbesondere bei der Beobachtung des Venustransits 1761 gewann Hell an Bekanntheit, da er seine Leser anleitete, mit eigenen Messungen dazu beizutragen, den Abstand zwischen Erde und Sonne zu ermitteln. Auch wenn das Gesamtergebnis nicht zufriedenstellend war, wurde Hell daraufhin vom dänischen König eingeladen. Er sollte eine Expedition anführen und im Jahr 1769 jenseits des Polarkreises den letzten Venustransit des Jahrhunderts vermessen. Hierbei handelte es sich um ein Prestigeprojekt der dänischen Krone, das außerdem durch geologische, zoologische und botanische Studien die eigene Peripherie als Wissensraum erschließen sollte.

Hell reiste für zwei Jahre nach Dänemark und von dort nach Vardø, wo er seine Beobachtungen durchführte. Aspaas und Kontler nehmen dies zum Anlass, um Expeditionen als Form der Wissensgenerierung näher vorzustellen. Sie schildern Vorbereitung und Verlauf, wobei sie zeigen, dass insbesondere Hells Status als Jesuit organisatorische und juristische Planung erforderlich machte. Außerdem untersuchen sie, wie sich um Hells konkrete Messungen schwere Konflikte innerhalb der *Republique des Lettres* entspannen, die ihn seinem wissenschaftlichen Umfeld entfremdeten und seine Reputation teilweise beschädigten.

Eher ambivalent bewerten die Autoren die Auflösung des Jesuitenordens im Jahr 1773. Hells Status als Beamter blieb unbeeinträchtigt, aber ein großer Teil seines Netzwerkes und inoffizielle Ressourcen gingen verloren. Die Folge war ein deutlicher Rückgang der astronomischen Forschung in Mitteleuropa. Da aber viele ehemalige

Jesuiten im staatlichen Dienst in ihren Positionen verblieben, versuchte Hell mit seinen Kontakten in Wien eine eigene Akademie der Wissenschaften unter starker ungarischer Beteiligung zu errichten – eine Initiative, die Maria Theresia persönlich unterband.

Doch nicht nur die Auflösung des Jesuitenordens machte laut Aspaas und Kontler Anpassungsleistungen Hells erforderlich. In der Habsburgermonarchie kamen ab 1780 neue Medien und Formen der Geselligkeit auf sowie eine zunehmend kritische Haltung gegenüber Ex-Jesuiten. In Ungarn hingegen rückte als Reaktion auf die Reformen Josephs II. die Konstruktion einer magyarischen Nation ins Zentrum der Diskurse, die neue Konflikte und Herausforderungen und damit weitere Anpassungsnotwendigkeit mit sich brachten.

Insgesamt haben Aspaas und Kontler eine rundum gelungene, faszinierende Studie vorgelegt. Sie ist als Forschungsleistung herausragend – nicht zuletzt, da die Autoren Archivalien aus Paris, Rom, Stockholm, Budapest, Eger, Helsinki, Kopenhagen, Göttingen, Trondheim, Wien, Moskau, Levoča, Banská Štiavnica, Cluj und Basel zusammengetragen haben. Die Monographie ist ein Musterbeispiel dafür, wie lohnenswert es ist, historische Akteure in den Blick zu nehmen, die lange Zeit aus dem säkularisierten Fortschrittsnarrativ von der Entstehung moderner Wissenschaft ausgegrenzt worden sind, und diese auch an Orten zu suchen, die räumlich in der Peripherie Europas verortet wurden und oft noch immer werden.

Simon Karstens, Trier

Banditt, Marc, Gelehrte – Republik – Gelehrtenrepublik. Der Strukturwandel der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig 1743 bis 1820 und die Danziger Aufklärung (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, 24), Wiesbaden 2018, Harrassowitz, 305 S. / Abb., € 30,00.

Marc Banditt widmet sich in dem auf seiner 2016 in Potsdam eingereichten Dissertation beruhenden Werk der besonderen Rolle des Sozietätswesens in Danzig zwischen 1743 und 1820. Am Beispiel der 1743 gegründeten Naturforschenden Gesellschaft, genauer gesagt ihrer „wesentlichen Einrichtungen, Akteure[] und Handlungszusammenhänge[]“ (15) ist es nicht nur das Ziel des Autors, die Struktur und Besonderheiten dieser einen Gesellschaft zu untersuchen, sondern vielmehr anhand ihrer historischen Entwicklung die möglichen Spezifika einer Danziger Aufklärung zu ermitteln. So vertritt der Autor unter anderem die These, dass gerade die besondere politische Lage der Stadt (unter anderem durch die Teilungen Polens) starke Auswirkungen auf das akademische Leben und Arbeiten hatte (14).

In den vergangenen Jahren hat die kulturhistorische Forschung ein vermehrtes Interesse an „kleineren“ Akademien gezeigt. Nicht mehr die berühmten Vertreter wie die Royal Society oder die Académie des Sciences standen im Fokus, sondern vielmehr ihre weniger berühmten Vertreter. Die vorliegende Arbeit knüpft an diese Tradition an, indem sie die Naturforschende Gesellschaft in Danzig in den Blick nimmt. Der Stadt Danzig kam im Laufe ihrer Geschichte oftmals eine Sonderrolle zu (zum Beispiel unter polnischer Herrschaft vom 15. bis zum 18. Jahrhundert). Davon ist auch die Forschung zur Stadtgeschichte geprägt und unterstreicht diesen besonderen Status im Vergleich zu anderen Städten Europas. Banditt vertritt die These, dass die Naturforschende Gesellschaft ebenfalls eine Sonderrolle im Bereich der frühneuzeitlichen Akademien besaß. Abgesehen von ihrem langen Bestehen von knapp 200 Jahren weist sie noch weitere Besonderheiten auf, zum Beispiel die Art der Finanzierung, welche nicht, wie bei vielen anderen Akademien dieser Zeit durch finanzielle Hilfen eines Fürsten ermöglicht wurde (14). Ihr Sozietätswesen ist dabei bislang allerdings nur sporadisch

erforscht worden. Hier legt die Arbeit von Banditt ein gutes Fundament für weitere Untersuchungen, indem sie grundlegende Strukturen der Gesellschaft analysiert und dabei auch versucht, die Kontakte innerhalb Europas genauer zu beleuchten.

Am Anfang der Arbeit findet sich eine Einordnung der Begriffe „Strukturwandel“ und „Gelehrsamkeit“ bezogen auf das Thema der Sozietäten. Neben einer Beschreibung der historischen Entwicklung stehen dabei vor allem die zentralen Charakteristika des Sozietätswesens im Vordergrund. Daraufhin untersucht Banditt die Ausprägungen und Besonderheiten der Gelehrsamkeit in Danzig (etwa den sozialen Status der Gelehrten) sowie ihre Auswirkung auf die Gründung der gelehrten Gesellschaften.

Nach diesen einführenden Kapiteln folgen die beiden Hauptteile der Arbeit. Zunächst widmet sich Banditt den Besonderheiten der Naturforschenden Gesellschaft. Er untersucht dabei nicht nur grundlegende Aspekte ihrer Struktur (etwa Organisation, Mitglieder, wissenschaftliches Profil), sondern setzt sie zugleich bereits in Beziehung zu ihrer direkten Umwelt, also der Stadt Danzig. Dabei ist nicht nur das akademische Umfeld wichtig; vielmehr spielt auch die Bedeutung der Sozietät für die Stadt eine Rolle, zum Beispiel für die schulische Bildung oder das Pressewesen. Zudem wird die Naturforschende Gesellschaft mit weiteren Gesellschaften verglichen.

Den zweiten großen Untersuchungsbereich der Arbeit bilden die Kontakte der Naturforschenden Gesellschaft in Europa. Anders als das vorhergehende Kapitel orientiert sich dieser Untersuchungsteil stark an einer chronologischen Nacherzählung der Ereignisse, um die jeweiligen Spezifika der Verbindungen aufzuzeigen. Nach einer umfassenden Analyse des Netzwerks der Gesellschaft, seiner Entstehung und Verbreitung folgt zunächst eine Untersuchung zum geplanten Ausbau der Institutionalisierung. Im Anschluss werden die Beziehungen der Danziger Sozietät unter den besonderen politischen Umständen wie etwa der wachsenden Bedrohung für die Stadt durch das Königreich Preußen sowie die damit verbundenen ökonomischen Einschränkungen genauer betrachtet. Den Abschluss bildet ein Kapitel, das sich mit der Frage beschäftigt, welchen Einfluss die zuvor genannten politischen Ereignisse auf das akademische Leben der Stadt hatten und welche Folgen sich daraus für die Naturforschende Gesellschaft mit ihrer wissenschaftlichen Praxis ergaben. Im Anhang der Arbeit finden sich auf der Grundlage einer im Vorfeld erarbeiteten Datenbank ein bibliografisches Verzeichnis der Danziger Mitglieder der Gesellschaft (1743–1820) sowie ein Verzeichnis der auswärtigen Mitglieder und ihrer Wirkungsorte (1773–1820).

Die Analyse der bislang wenig erforschten Geschichte des Danziger Sozietätswesens wird vom Autor durch eine solide Quellenarbeit gestützt. Neben den noch vorhandenen Handschriften der Gesellschaft standen dabei vor allem Akten, zeitgenössische Drucke und Inventarlisten zur Verfügung. Besonderes Augenmerk legt der Autor zudem auf den Briefverkehr der Mitglieder, welcher für die Frage nach den Kontakten außerhalb der Gesellschaft wesentlich ist. Durch die Verknüpfung von Netzwerkanalyse und chronologischer Betrachtung der Ereignisse versucht der Autor eine andere Perspektive auf das bis dahin erarbeitete Profil der Naturforschenden Gesellschaft einzunehmen. Dies gelingt ihm aber nur teilweise; vielmehr wirkt dieser Wandel der Analysestruktur und der damit verbundene Perspektivenwechsel sehr gezwungen. Hinzu kommt der oftmals stark nacherzählende Stil des Autors, welcher dem Leser stellenweise eher den Eindruck vermittelt, eine Chronologie der Geschichte der Danziger Sozietäten vorliegen zu haben als eine historisch-kritische Analyse.

Dennoch darf das Werk als guter Einstieg in die Geschichte der Naturforschenden Gesellschaft und des gelehrten Milieus der Stadt verstanden werden. Besonders die Analyse der Struktur der Gesellschaft und ihrer Mitglieder verbunden mit den um-

fangreichen Verzeichnissen geben dem Leser einen guten Einblick in das Sozietätswesen in Danzig im 18. Jahrhundert.

Lisa Dannenberg-Markel, Aachen

Müller, Matthias, Das Entstehen neuer Freiräume. Vergnügen und Geselligkeit in Stralsund und Reval im 18. Jahrhundert (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern. Reihe V: Forschungen zur pommerschen Geschichte, 51), Wien / Köln / Weimar 2019, Böhlau, 346 S. / graph. Darst., € 50,00.

Auch wenn der heutige, moderne Begriff „Freizeit“ am Ende der Frühen Neuzeit noch nicht bekannt war, so verfügten doch bereits im 18. Jahrhundert Menschen über begrenzte Zeiträume, in denen sie sich nicht ihrer Erwerbstätigkeit, ihrer Familie oder anderen unabwiesbaren Pflichten widmen mussten. Matthias Müller hat in seiner von Michael North betreuten Greifswalder Dissertation untersucht, welche neuen Handlungsspielräume sich vor allem nach 1750 für Angehörige des Stadtbürgertums eröffneten, die auf der Suche nach Geselligkeit, Zeitvertreib und Vergnügen waren. Diese Freiräume (mit Martina Löw verstanden als selbstbestimmte Anordnung von Menschen oder Gütern) fanden sie bei unterschiedlichen Gelegenheiten und Anlässen. Den Verfasser interessieren vor allem die mit Glücksspielen und dem Besuch von Theatern und Bällen verbundenen kulturellen Praktiken. Für seine Untersuchung ausgewählt hat er mit Stralsund und Reval zwei Städte des Ostseeraums. Er strebt keinen simplen Vergleich zwischen beiden an, sondern möchte eine exemplarische Analyse zweier Gemeinwesen vornehmen, die beide eine „borderland“-Lage besaßen, also am Rande größerer Staaten lagen und dabei in erheblichem Umfang auch dem Einfluss benachbarter Territorien ausgesetzt waren.

Bei der Suche nach gedrucktem und ungedrucktem Quellenmaterial ist Müller vor allem für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts fündig geworden. Dies erklärt die zeitliche Schwerpunktsetzung der Arbeit. Ausgewertet werden neben den einschlägigen Akten der beiden Ratsarchive in Stralsund und Reval (heute Tallinn) sowie einzelnen Beständen des Stadtarchivs Wismar, des Landesarchivs Greifswald, des Estnischen Historischen Archivs und des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz („Freimaurerbestände“) vor allem zeitgenössische Zeitungen, Zeitschriften und zahlreiche andere Druckstücke, wie etwa regierungsamtliche Patente oder Ziehungslisten einzelner Lotterien. Darüber hinaus konnten auch Selbstzeugnisse wie die Lebensbeschreibung des Stralsunder Hofmeisters Johann Georg Müller herangezogen werden.

Die Arbeit ist in fünf große Abschnitte sowie ein kurzes Fazit unterteilt. Nach der Einleitung informiert ein vielleicht schon etwas zu ausführlich geratenes Kapitel über „Historische Hintergründe“. Diese beziehen sich auf den Ostseeraum, Schwedisch-Pommern, Estland, Stralsund und Reval. Den Kern der Arbeit bilden dann die Kapitel III bis V, die jeweils mit einem kurzen „Zwischenfazit“ zusammengefasst werden. Glücksspiele (Kapitel III) gab es in vielfältiger Form. Während Klassenlotterien aufgrund hoher Lospreise nur einem kleinen, sehr wohlhabenden Teil der Bevölkerung zugänglich waren, war die Mindesthöhe der Wetteinsätze bei Zahlenlotterien weitaus niedriger. Damit war es auch für weniger Wohlhabende möglich, sich an ihnen zu beteiligen und auf einen großen Gewinn zu hoffen. Die Lotterien erfreuten sich insgesamt zunehmender Beliebtheit, unterlagen aber in aller Regel obrigkeitlicher Regulierung. Eine Genehmigung zu erlangen, war besonders dann aussichtsreich, wenn mit den Lotterien ein wohltätiger Zweck verbunden war. So gab es in beiden Städten gesellige Klubs und andere Zusammenschlüsse von Bürgern, die mit den Erträgen der Lotterien die Einrichtung von Armenhäusern anstrebten. Da bereits früh bekannt war,

dass mit Glücksspielen erhebliche Suchtgefahren verbunden waren, die Menschen in den Ruin treiben konnten, gab es immer wieder auch Restriktionen seitens der Obrigkeiten. So verbot die russische Zarin Katharina II. bereits 1771 sämtliche Lotterien in ihrem Reich, wovon auch Reval betroffen war. Besonders bei ärmeren Bevölkerungsschichten waren auch Karten- und Würfelspiele sehr beliebt. Sie wurden vor allem in Bierschenken und anderen Wirtshäusern gespielt, unterlagen jedoch häufig Einschränkungen und Verboten. Auch Theateraufführungen (Kapitel IV) waren in Stralsund und Reval in der Regel von der Genehmigung durch die städtischen Magistrate abhängig. Diese waren leichter zu erlangen, wenn die Verantwortlichen wohltätige Zwecke als Ziel nachweisen konnten bzw. wenn es Freikarten für die Obrigkeit gab. Sehr anschaulich und differenziert schildert der Verfasser die Schwierigkeiten, die die jeweiligen Organisatoren überwinden mussten. Dabei gab es durchaus Unterschiede zwischen Reval, das erst im frühen 19. Jahrhundert eine feste Spielstätte bekam, und Stralsund, das bereits seit 1765 über ein eigenes Stadttheater verfügte. In Reval spielte ein „Liebhabertheater“, das auf Amateurschauspieler setzte und in Konkurrenz zu Wanderschauspielgesellschaften stand, zunächst eine große Rolle. Grundsätzlich gab es allerdings in beiden Städten eine Tendenz zur Kommerzialisierung und Professionalisierung. Da die erzielten Eintrittsgelder von großer Bedeutung für den Erfolg waren, besaßen Anbieter eines massentauglichen Repertoires, das sich an der Nachfrage des Publikums orientierte, erhebliche Vorteile. Von großer Bedeutung war die Zuordnung der Plätze entweder zur Loge (hohe Preise, elitäres Publikum) oder zur Parterre (mittelhohe Preise, bürgerliches und gebildetes Publikum) oder zur Galerie (niedrige Preise, einfaches Publikum). Theateraufführungen wurden auch öffentlich diskutiert und zählten für viele Aufklärer zu den sozial akzeptierten Aktivitäten, besonders im Winter. Schließlich werden in Kapitel V Bälle und Maskenbälle vorgestellt, wobei besonders Letztere in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts für wohlhabende Bürger, Offiziere, Regierungsbeamte und Angehörige des Landadels zu einer institutionalisierten Form des Vergnügens wurden. Für die Veranstaltungen genutzt wurden die Klubhäuser der neu gegründeten Geselligkeitsvereine, in Stralsund darüber hinaus auch das Theatergebäude. Besonders die Maskenbälle, die in Reval von semiöffentlichen Gastgebern (Klubs) veranstaltet wurden, ermöglichten einem recht breiten und durchaus auch heterogenen Teil der Bevölkerung festliche Ballabende. Das Tragen von Masken schuf eine – wenn auch nur symbolische – Anonymität, die soziale Interaktion erleichterte. Auch wenn zum Beispiel der Handwerkerstand ausgeschlossen blieb, entstanden hier doch Freiräume für ständeübergreifenden sozialen Kontakt. Damit trugen derartige gesellige Veranstaltungen auch zur allmählichen Auflösung von Standesgrenzen bei. Allerdings mussten die Organisatoren stets bestrebt sein, „die gute Ordnung“ aufrechtzuerhalten. Vor allem für teilnehmende Frauen galten ungeschriebene Normen, so durfte nicht zu wild (und „unzüchtig“) getanzt werden, und auch die Konventionen der Mode waren besonders für Angehörige des weiblichen Geschlechts einzuhalten.

Die Arbeit, der lediglich ein etwas gründlicheres Lektorat zu wünschen gewesen wäre, besitzt eine breite Quellenbasis, einen klaren methodischen Ansatz und eine interessante Fragestellung. Sie konzentriert sich auf wesentliche Aspekte des Themas, ist spannend geschrieben und dabei durchweg gut lesbar.

Stefan Kroll, Rostock

Chacón Jiménez, Francisco / Gérard Delille (Hrsg.), Marriages and Alliance. Dissolution, Continuity and Strength of Kinship (ca. 1750 – ca. 1900) (Viella Historical Research, 13), Rom 2018, Viella, 157 S. / graph. Darst., € 40,00.

Die Erforschung von Verwandtschaft hat auch in den Geschichtswissenschaften seit einiger Zeit Konjunktur, gleichwohl ist sie als Paradigma der „longue durée“, das den Narrativen der von Verwandtschaft zunehmend gelösten Individualisierung im Zuge der Modernisierung teilweise zuwiderläuft, noch nicht vollends etabliert. Dabei ist es vor allem das Schreckgespenst des Inzests, das nicht zuletzt seit Claude Lévi-Strauss als Marker zwischen Natur und Kultur, Rückständigkeit und Moderne besonderes Interesse auf sich zieht. Als Privileg der Eliten, als Tugend gar oder als biologisches Tabu mit Blick auf den zu befürchtenden Schaden des Genpools haben Ehen zwischen Blutsverwandten auch und gerade in der Moderne unterschiedliche Konjunkturen erfahren und sich ändernde Diskurse generiert.

In diesen Forschungskontext fügt sich der Band ein, der aus einem Forschungssseminar hervorgegangen ist, das von den beiden Herausgebern koordiniert und im Zuge zweier Forschungsprojekte an der Universität Salamanca im Juni 2017 abgehalten worden ist. Gewidmet war es der Frage nach Bluts- und Schwiegerverwandtschaft in der Geschichte der Familie zum einen und der Frage nach Verwandtschaft als Mechanismus von Wandel im Eheverhalten vom 18. bis zum 20. Jahrhundert zum anderen. Francisco Chacón Jiménez präsentiert einleitend prägnant die Ausgangsthese der Projekte: zunächst die Macht der Kirche und ihrer sozialen Disziplinierungsfunktion, die über die Regelung der Eheschließungen seit 1215 über das Konzil von Trient im 16. Jahrhundert bis etwa 1750–1900 kanalisiert wurde. Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts erhielt das Königtum zunehmenden Einfluss gegenüber den Entscheidungen der Kirche, und zudem übernahmen Individuen eine immer stärkere Rolle in der Wahl der Ehepartner*innen. Verwandtschaft – so die Ausgangsthese – blieb dabei jedoch der entscheidende Faktor zur Strukturierung sozialer Beziehungen, begleitet von einem Übergang der in genealogischen Begriffen gefassten hierarchischen Familie hin zur sozialen Familie gekennzeichnet durch Öffnung und Flexibilität der Verwandtschaftsbeziehungen.

Gérard Delille leitet den Band sodann mit einem breiten Forschungsaufriß ein. Galt Verwandtschaft zunächst nur als Thema der außereuropäischen Anthropologie, so haben in jüngerer Zeit auch Historiker*innen den Blick auf Familiensysteme gerichtet und mit neuen Methoden andere Deutungen erreicht. Die große Frage war dabei, wie sich die Endogamie – in Vor- und Rückschritten mit einem Höhepunkt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – entwickelte. Hier kam es zu einer regelrechten Romanisierung enger Verwandtenehen, ehe dann gegen Ende des Jahrhunderts der medicalisierte Diskurs solche Verbindungen bis heute problematisierte. Der lange historische Blick zeigt jedoch, dass man durch die Jahrhunderte mit der Konsanguinität flirtete und sie geschickt durch Austauschformen über die Schwiegerverwandtschaft umging. Der wohl größere Wandel sei jedoch, dass sie heute in der europäischen Gesellschaft kein Thema mehr sei, wofür Delille zufolge viele Faktoren eine Rolle spielten: Demographie, Mobilität, der Einfluss der Kirche und der Code civil. Letztlich habe vom 18. bis zum 20. Jahrhundert eine kontinentale Entwicklung („continental drift“, 16) die Bereiche erlaubter und verbotener Ehen separiert, was in europäischer Perspektive zu kontextualisieren sei.

Ferran Estrada, Marta Ausona und Joan Bestard-Camps diskutieren anschließend am Beispiel Barcelonas im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, dass vor allem Migration Endogamie beförderte. Geringere soziale Netzwerke stärken die Familie, die

Schutz bietet und ökonomische Ressourcen spart wie auch das Zusammenleben von Verwandten legitimiert. Wurden endogame Ehen zu Beginn des 19. Jahrhunderts nur unter moralischen Gesichtspunkten betrachtet, so änderte sich dies zum Ende des Jahrhunderts durch die Diskurse der Biologisierung, Naturalisierung und Genetik. Der Fokus wurde nun auf die Generationen gelegt, die Gutes wie Schlechtes weitergaben, was letztlich zu einem deutlichen Rückgang endogamer Ehen führte.

Gérard Delille betrachtet in seinem zweiten Beitrag Personennamen als komplexes System, das letztlich der hierarchischen Klassifikation von Individuen diene und zur Memorisierung von Verwandtschaftsverhältnissen beitrage. Bis ins Mittelalter verfolgt er die Entstehung der Nachnamen, denen er das vor allem mündlich getragene französische Übernamensystem („sobriquets“) als flexibler gegenüberstellt. Hier konnten sich auch kognatische Verwandtschaftsverhältnisse abbilden ebenso wie Ansässigkeit. Personen konnten Übernamen haben, die ihre verwandtschaftlichen Verbindungen weit komplexer darstellten als das Vor- und Nachnamensystem.

Margareth Lanzinger untersucht in der Folge Heiratsdispense des 19. Jahrhunderts als verhandelbares Gut in verschiedenen diskursiven und konzeptuellen Kontexten anhand von Fallbeispielen aus den Diözesen Brixen, Trient, Salzburg und Chur. Nach der Einführung des Josephinischen Ehepatents von 1783 zeige sich eine unterschiedliche Handhabung von Dispensen ebenso wie Strategien der Paare, verweigerte Dispense zu umgehen. Die soziale Praxis sei somit weit differenzierter gewesen, als es die Theorien der Verwandtschaftsforschung darstellten.

Auf Lanzingers Kontextualisierung folgen weitere Beiträgen zu spanischen Projekten, die das skizzierte Bild im Wesentlichen bestätigen. Juan Francisco Henarejos López und Francisco Chacón Jiménez betrachten die komplexen Beziehungen zwischen spanischem Staat und Kirche (18.–19. Jahrhundert), die zu einem sich überlagernden System von Dispensen führten. Vor allem die hohen Gebühren schürten den Eindruck der Willkür; so waren eigene Agenten in Rom mit der Beschaffung von Dispensen befasst. Fernando Manzano Ledesma und José Carlos Rueda Fernández zeigen am Heiratsverhalten im Norden und Westen der Iberischen Halbinsel eine wellenförmige Entwicklung hin zur modernen Kernfamilie, wobei es besonders in den letzten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in ländlichen Gesellschaften zu Ehen zwischen engen Verwandten kam. Faktoren dafür waren die Erbpraxis, die Verdichtung der Verwandtschaft generell und ökologische Krisen. Selbst in den Städten (Salamanca) zeige sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mehr Toleranz gegenüber Ehen zwischen engen Verwandten, trotz zunehmender Modernisierung. Ana M^a Prieto García verdeutlicht am Beispiel von San Martín de Trevejo, dass es nötig ist, benachbarte Orte ebenso in die Untersuchung einzubeziehen. Auch sie beobachtet die Zunahme der Endogamie nach den 1820er Jahren, wieder nach einer Krisenzeit. Dafür nennt sie drei Gründe: geographische Isolation, das Fehlen von Bräuten und der Versuch, Besitz und Status zu erhalten. Abstracts zu den Beiträgen, Informationen zu den Autor*innen und ein Namenindex beschließen den Band.

In der Zusammenschau zeigt sich, dass die Entwicklung der endogamen Eheschließungen dem Paradigma der Modernisierung vor allem im 19. und 20. Jahrhundert augenscheinlich zuwiderlief. Verwandtschaft erscheint vor allem als Ressource in Krisenzeiten, womit sich durchaus Anschlussbeobachtungen zu aktuellen Phänomenen ergeben. Insgesamt bietet dieses Buch eine gelungene Mischung aus neuen Projektergebnissen, die vor allem spanische Beispiele betrachten, und breiteren Kontextualisierungen, die zum einen den allgemeinen Stand der Forschung zu Verwandtschaft

und Familie betreffen, zum anderen Fallbeispiele aus Frankreich und dem heutigen Italien, Österreich und der Schweiz bieten.

Christina Antenhofer, Salzburg

Aschauer, Lucia, Gebärende unter Beobachtung. Die Etablierung der männlichen Geburtshilfe in Frankreich (1750–1830) (Geschichte und Geschlechter, 71), Frankfurt a. M. / New York 2020, Campus, 344 S. / Abb., € 45,00.

Mit der Publikation ihrer Dissertation zu geburtshilflichen Fallgeschichten aus dem französischen Sprachraum fügt Lucia Aschauer der seit der Jahrtausendwende boomenden interdisziplinären Fallgeschichtsforschung eine weitere, spannende Facette hinzu. Anknüpfend an die Forschungen zur frühneuzeitlichen *observatio* (G. Pomata, M. Stolberg, V. Hess und andere) widmet sich Aschauers Monographie der Praxis ärztlicher Beobachtung und deren schriftlichem Endprodukt. An der Schnittstelle von Wissenschafts- und Wissensgeschichte angesiedelt, versteht die Historikerin Fallgeschichten als epistemisches Genre und spürt deren theoretischer Fundierung und stilistischer Ausgestaltung nach. Im ersten Teil der Studie analysiert sie deshalb den Theoriediskurs im Fach der Geburtshilfe sowie das Gattungsbewusstsein geburtshilflicher Autoren. Der zweite Teil nimmt die Narrativik des Falls in den Blick, die Aschauer als ein Desiderat der Fallgeschichtsforschung benennt. Zum einen spielt der immanente Anspruch der Autoren, die Wirklichkeit abzubilden, zum anderen das interdiskursive Potential der Erzählungen eine wesentliche Rolle. Die Historikerin konstatiert für den Untersuchungszeitraum von 1754 bis 1822 einen Wandel der „gesamten impliziten Logik“ (38) geburtshilflichen Wissens und stellt Diskontinuitäten bei Akteur*innen und Praktiken, aber auch bei den Produktions- und Publikationszusammenhängen der Fallnarrative fest. Die Frage nach der erzählerischen Konstruktion von Autorität verleiht der Studie auch eine geschlechtergeschichtliche Relevanz.

Das Hauptkorpus bilden insgesamt 278 geburtshilfliche *observations*, die im „Journal de Médecine, Chirurgie, Pharmacie, etc.“ (siehe das ausführliche Gesamtverzeichnis im Anhang), einem der zentralen Kommunikationsmedien der französischen Ärzteschaft, veröffentlicht worden sind. Für den Untersuchungszeitraum lässt sich, so Aschauer, generell eine Ausweitung des theoretischen und methodischen Fachdiskurses rund um die korrekte Abfassung von *observations* feststellen. Anstatt jedoch ein festes Gattungsideal auszuformen, weist Aschauer vielmehr eine große formale Vielfalt nach. Klassischer Topos in den analysierten Fallgeschichten sei nicht die Beschreibung der physiologischen Geburt, sondern vielmehr jene der heroischen chirurgischen Intervention männlicher Geburtshelfer bei Komplikationen. Dennoch sei durch den intensivierten, zeitschriftenbasierten Austausch ein praktisches Gattungsbewusstsein bei den Autoren entstanden, das sich im Untersuchungszeitraum dynamisch weiterentwickelt habe. Mittels Verortung in ihren jeweiligen Publikationsorganen und zeitlichen Kontexten rekonstruiert Aschauer die epistemische Funktion der Fallnarrative. Am Beispiel verschiedener Medien – Fachzeitschriften, populären medizinischen Schriften und den von ihr ebenfalls in den Blick genommenen Fallsammlungen – arbeitet sie die je spezifischen Unterschiede sowie die Wirksamkeit der Erzählungen heraus und spricht Aspekte der Generierung, Popularisierung und Serialisierung von Wissen an. Dabei dürfen Aschauers Erkenntnisse zu Mustergültigkeit und Mythologisierung nicht einseitig auf die Geburtshilfe beschränkt werden, sondern stehen vielmehr stellvertretend für andere sich im Professionalisierungsprozess etablierende und emanzipierende medizinische Fachdisziplinen.

Der zweite Teil der Studie fokussiert auf die Systematik der narrativen Ausgestaltung geburtshilflicher Fallgeschichten. Aschauer baut ihre Analyse auf einem starken theoretischen Fundament zur Narratologie des Falles auf. Im Zentrum steht die Frage nach der Überzeugungskraft der Erzählung, die auf der Authentizität zum einen sowie der epistemischen Autorität des Erzählers zum anderen basiert. Dass sich diese Kriterien wechselseitig beeinflussten, arbeitet Aschauer am Beispiel des autodiegetischen Erzählers eindrücklich heraus. Neben der Kunstfertigkeit der Erzählung wurden von den Zeitgenossen aber auch formale Anforderungen an die Fallgeschichte gestellt. Aschauer erkennt in diesem Zusammenhang ein Festhalten an klassischen Erzählstrukturen, wobei als Schlüsselstellen der Erzählungen die Vorgeschichte, basierend auf den anamnestisch abgefragten Informationen, und die wissenschaftliche Interpretation der Geschehnisse und Untersuchungsbefunde hervortreten. Besonders das wissenschaftliche Fazit zeichne sich durch stilistische Griffe aus, die eine „wissenschaftliche Zeitlosigkeit“ suggerieren und „Anspruch auf Allgemeingültigkeit“ erheben (187).

Als markant bezeichnet Aschauer weiter den Wandel in der Erzählstruktur geburtshilflicher Fallgeschichten zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Diesen führt die Historikerin auf die zunehmend klinische Ausrichtung der Geburtshilfe zurück. Anstelle von familiär eingebetteten Hausgeburten, die einer spezifischen sozialen Kontextualisierung in der Fallgeschichte bedurften, zeichnen sich die in der Klinik abgefassten Fallberichte durch einen stark protokollarischen Ton aus. Auf Volker Hess und die Erkenntnisse der „paper technology“ rekurrierend, urteilt Aschauer, dass es in der Klinik nicht nur zu einer Entpersonalisierung des geburtshilflichen Erzählens, sondern auch zu einer „Entnarrativierung des medizinischen Schreibens“ gekommen sei (201). Am Beispiel Frankreichs rekonstruiert sie einmal mehr die institutionelle Macht, die in den Accouchierkliniken akkumuliert wurde.

In einem abschließenden Abschnitt widmet sich Aschauer der schriftstellerischen Selbstinszenierung männlicher Geburtshelfer seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Sie beschreibt anschaulich die Strategien der Abgrenzung und Hierarchisierung, die den zunächst pluralistischen geburtshilflichen Markt zunehmend strukturierten. Die Quellen, die größtenteils von Männern für Männer verfasst wurden, verdeutlichen die bekannten Professionalisierungsstrategien, die in einer Umdeutung weiblichen Erfahrungswissens in männliches Expertenwissen mündeten. Anders als der Klappentext vielleicht suggeriert, geht es in der Studie aber weniger um die wechselseitige Aushandlung zwischen den Professionen, sondern vielmehr darum, wie männliche Geburtshelfer um ihre individuelle Deutungsvormacht konkurrierten. In geschlechtergeschichtlicher Perspektive liefert die Studie deshalb in erster Linie Erkenntnisse zum männlichen Wissenschaftsverständnis und ärztlichen Statusbewusstsein. Ob das untersuchte Quellenmaterial auch eine tiefergehende Analyse aus Sicht der Hebammen bzw. Patientinnen zugelassen hätte, bleibt offen.

Insgesamt liefert Lucia Aschauer mit ihrer Studie nicht nur einen fundierten Überblick über die bestehenden Ansätze auf dem stetig wachsenden Feld der Fallgeschichtsforschung, sondern bereichert dieselbe mit einem innovativen und akribisch recherchierten Beitrag. Mit ihrer Analyse der Narratologie des (geburtshilflichen) Falls wendet sich die Historikerin einer neuen, durchaus erkenntnisreichen Facette der historischen Fallgeschichtsforschung zu, die nicht nur im spezifischen Kontext der Geburtshilfe wertvolle Impulse liefert, sondern auch darüber hinaus Anwendung in der Wissenschafts-, Kultur- und Medizingeschichte finden sollte.

Marina Hilber, Innsbruck

Kallenberg, Vera, Jüdinnen und Juden in der Frankfurter Strafjustiz 1780–1814. Die Nicht-Einheit der jüdischen Geschichte (Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, 49), Göttingen 2018, Wallstein, 464 S., € 54,00.

In der vorliegenden auf ihrer Dissertation basierenden Studie untersucht Vera Kallenberg die Behandlung und Handlungsfähigkeit der Frankfurter Juden in der Frankfurter Strafjustiz im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert, konkret: von 1780 bis 1814, also in einer Zeit, in der Frankfurt nicht nur Reichsstadt war, sondern nach Auflösung des Heiligen Römischen Reichs zeitweilig als Großherzogtum einen eigenen Staat bildete.

Im Gegensatz zu der in der Forschung zur jüdischen Geschichte und Kultur bis in die 1990er Jahre vorherrschenden Annahme, dass die Lebenssphären von Juden und Nichtjuden im „voremanzipatorischen Aschkenas“ (12) weitgehend getrennt waren, ist Vera Kallenberg's Forschungsansatz ein anderer. Sie geht vielmehr von der Vorstellung aus, dass jüdische Geschichte nicht als isolierter, in sich geschlossener Binnenraum betrachtet werden darf, sondern „stets im Zusammenspiel und ihrer Verwobenheit mit der nichtjüdischen Umgebungsgesellschaft zu untersuchen“ und als Verflechtungsgeschichte („histoire croisée“) zu erzählen ist (38).

Die rechtliche Stellung von Juden in der Frühen Neuzeit und Sattelzeit mit ihren ex- und inkludierenden Aspekten wird in der Forschung vielfach als ambivalent angesehen: Einerseits hatten Juden einen Sonderstatus als religiöse Minderheit, das heißt sie waren außerhalb der Ständegesellschaft situiert, andererseits waren sie bis 1806 *cives romani*, Reichsbürger, mit einer speziellen Rechtsbindung an den Kaiser. Als Reichsbürger aber, so die damalige Rechtsauffassung, unterstanden sie dem gemeinen Recht und hatten damit die gleichen Rechte und Pflichten wie Christen; ein spezielles Judenstrafrecht existierte auf Reichsebene also nicht. In Frankfurt galt im Untersuchungszeitraum (mit Ausnahme der Jahre von 1811 bis 1814) die Carolina. Vor Gericht behandelte man Frankfurter Juden offenbar wie Beisassen als „Beinahe-Untertanen“, und als solche sahen sich auch die Frankfurter Juden selbst. Folgerichtig wurden Rechtsstreitigkeiten, in die Juden verwickelt waren, größtenteils vor (christlichen) obrigkeitlichen Gerichten ausgetragen. Mit diesem zentralen Ergebnis ihrer Untersuchungen bestätigt Vera Kallenberg die Studien von Andreas Gotzmann zur jüdischen Rechtsautonomie, denen zufolge sich christliche und jüdische Gerichtsbarkeit kaum voneinander abgrenzen lassen, sondern „zusammengedacht“ werden müssen (20). Unter dieser Prämisse untersucht die Autorin, wie sich der Sonderstatus der Frankfurter Juden und antijüdische Etikettierungen auf deren Handlungsmöglichkeiten („agency“) und deren Behandlung vor den obrigkeitlichen Gerichten auswirkten.

Rund 400 im Frankfurter Stadtarchiv überlieferte, bislang weitgehend unerschlossene Kriminalakten wertet Kallenberg quantitativ aus und legt aus deren Fülle sorgfältige Mikroanalysen einzelner Fälle vor. Für die quantitative Auswertung werden fünf Deliktategorien gebildet: Eigentumsdelikte; Gewalt gegen Personen; Delikte gegen die Obrigkeit, Sicherheit und Ordnung; Sexualdelikte; Policydelikte und Sonstiges. Diese Kategorien verdeutlichen, dass sich jüdische Delinquenz nicht allzu sehr von nichtjüdischer unterschied. Die in der Arbeit thematisierten Delikte lassen sich auch über ein sehr sorgfältig erstelltes Sachregister erschließen.

Die exemplarischen Fallstudien werden mit einem „integrierten multiperspektivischen Forschungsansatz“ (41) gleichzeitig kriminalitätshistorisch sowie alltags-, kultur- und geschlechtergeschichtlich untersucht. Die in ihren theoretisierenden Abschnitten nicht immer leicht zu lesende Studie besticht vor allem durch diese zu eindrucksvollen Befunden führenden Mikroanalysen. Es ist interessant zu sehen, wie

sich die für die jüdische Geschichte konstatierte zentrale Rolle der Ehre bestätigt, und auch die Relevanz von Geschlecht als Kriminalisierungsrisiko lässt sich nachweisen.

In der Summe wird Vera Kallenberg's Forschungsansatz bestätigt: Christliche und jüdische Gerichtsbarkeit müssen in der Tat zusammengedacht und als Verflechtungsgeschichte erzählt werden, um Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten sichtbar zu machen. Die Behandlung der Juden in der Frankfurter Strafjustiz – so das sehr anschaulich formulierte Fazit der Autorin – ist als „allgemeine Geschichte“ zu verstehen, jedoch „in verdichteter und konzentrierter Form, als schau man durch ein Vergrößerungsglas“ (389).

Innerhalb der Judenschaft allerdings gab es Unterschiede, auch dies ist ein Ergebnis der Studie. Auch wenn prinzipiell alle sich in Frankfurt aufhaltenden Juden von Kriminalisierung bedroht waren, so hatten doch wohlhabende, arrivierte Mitglieder angesehener jüdischer Familien ganz andere Möglichkeiten, ihre Interessen gegenüber den Obrigkeiten zu vertreten, als etwa jüdische Diensthofen. Hier wird die im Untertitel der Arbeit angesprochene „Nicht-Einheit“ der jüdischen Geschichte deutlich sichtbar, wie die Autorin im Schlusssatz ihrer Studie bilanziert: „Jüdinnen und Juden haben mithin eine Geschichte als Jüdinnen und Juden, sie ist aber nicht für alle jüdischen Frauen und Männer dieselbe.“ (405) Die 2019 mit dem Arno-Lustiger-Förderpreis ausgezeichnete Arbeit Vera Kallenberg's stellt zweifellos einen wichtigen Beitrag zur Rechts- und Kriminalitätsgeschichte dar, an dem künftige Forschungen nicht vorbeigehen können werden.

Gudrun Emberger, Berlin

„Verehrungswürdiger, braver Vertheidiger der Menschenrechte!“ Der Briefwechsel zwischen Adolph Freiherrn Knigge und Sophie und Johann Albert Heinrich Reimarus 1791–1796, hrsg. v. Günter Jung / Michael Rüppel, Göttingen 2019, Wallstein, 294 S. / Abb., € 29,90.

Nach der 2010 im Wallstein-Verlag publizierten Werkausgabe Knigges sind weitere Editionen mit Briefwechseln und Rezensionen des Aufklärers erschienen, die sowohl in der vorliegenden Zeitschrift (vgl. Zeitschrift für Historische Forschung 44 [2017], 185 f.) als auch an anderen Orten einmütig positiv besprochen worden sind. Das liegt zum einen daran, dass die Ausgaben zwar nicht historisch-kritische Maßstäbe erfüllen, gleichwohl aber außerordentlich zuverlässig und kenntnisreich gearbeitet und kommentiert sind. Zum anderen ist diese große Wertschätzung der Knigge-Edition dem Umstand geschuldet, dass insbesondere durch die Briefe das intellektuelle Netzwerk des niedersächsischen Aufklärers hervorragend zu greifen ist und so einen konkreten Eindruck von seinem Umgang mit Menschen vermittelt.

2019 wurde nun ergänzend der Briefwechsel zwischen Knigge und den Eheleuten Sophie und Johann Albert Heinrich Reimarus von 1791 bis zum Tod des Freiherrn 1796 von den beiden Herausgebern des „Briefwechsels“, Günter Jung und Michael Rüppel, publiziert. Der Band schließt im Hinblick auf Aufbau und Vorgehen konsequent an seinen Vorgänger an. Gleichzeitig fragt man sich als mit der Materie vertrauter Leser allerdings zunächst, ob die Ausgabe angesichts der bereits vorliegenden enormen Einblicke in Knigges Schreiben überhaupt noch weitere substantielle Erkenntnisse liefern kann.

Knigge begegnet uns in seinen letzten Jahren als verletzter und nach eigener Wahrnehmung viel zu wenig geschätzter, auch intellektuell bedrängter Autor, der von zahlreichen Erkrankungen immer mehr geschwächt wurde. Das ist freilich längst bekannt, so dass der Band im Hinblick auf Knigge wenig Neues bietet. Das gilt hingegen

nicht für Sophie Reimarus. Sie ist unter anderem durch ihren *Theetisch* sowie die Freundschaften mit anderen prominenten Aufklärern für die Forschung zwar längst keine Unbekannte mehr, gleichwohl aber beeindruckten ihre nun ediert vorliegenden Briefe ungemein. Das liegt schlicht daran, dass zunehmend sie es ist, die den Briefwechsel mit dem Freiherrn führt. Zu Beginn tauschen sich die Männer noch erwartbar über Fragen des Urheberrechts und über Literatur aus. Immer häufiger aber entschuldigt Sophie Reimarus ihren Gatten, indem sie auf seine zahlreichen Aufgaben verweist. So tritt der in der Stadt vielfältig beschäftigte Johann Albert Heinrich Reimarus (der sich unter anderem durch die Einführung der Pockenschutzimpfung und des Blitzableiters maßgeblich in die Hamburger Geschichte eingeschrieben hat) im Briefwechsel immer weiter in den Hintergrund, während der Austausch zwischen Sophie Reimarus und Knigge immer vertraulicher und interessierter wird. Beeindruckend gleichberechtigt tauschen sich die beiden gleich nach dem Erscheinen über Kants „Zum ewigen Frieden“ (1795) aus. Zudem hält Sophie ihn über Gespräche mit anderen Aufklärern auf dem Laufenden, die sie in Hamburg besucht haben.

Knigge versucht währenddessen in Bremen mehr schlecht als recht über die Runden zu kommen: *Ich lebe in meinem Bette ein einsiedlerisches Leben und Bremen ist überhaupt der Ort nicht, aus dem man interessante Briefe erwarten darf.* (107) Angesichts dieser Situation verwundert es nicht, dass Knigge die Briefe von Sophie Reimarus regelmäßig überschwänglich begrüßt, weil sie ihn mit Neuigkeiten versorgen und er durch sie erfährt, welche Themen und Autoren offenbar gerade besonders intensiv in Hamburg debattiert werden. Allerdings beschränkt sich Sophie Reimarus nicht auf die Übersendung aufgeklärter Konversationen, sondern vermittelt immer wieder auch Einblicke in gesellschaftliche Probleme. So geht sie auf die zum Teil prekäre Situation der Amerika-Auswanderer ein. Einerseits versteht sie deren Anliegen: *Meine Tochter hat gestern ein Schiff gesehen, das nach Amerika gehen wollte und 300 Wittgensteiner Unterthanen an Bord hatte, die Alle, von Bedrückungen ermüdet, dem Lande der Freiheit zusegeln wollen.* (100) Gleichwohl ist Sophie Reimarus nicht naiv und hält andererseits nur wenige Zeilen später nachdenklich fest: *Hier ist es so voll Fremder, daß wol 100 Schiffe befrachtet werden könnten, ob sie aber Alle für das Land der Freiheit taugen, weiß ich nicht.* (ebd.)

Die Edition liefert ergänzend Sophie Reimarus' Briefe an ihren Bruder August Hennings und die von Knigge an Friedrich Ludwig Schröder. Während diese Briefe in erster Linie eine Lücke der Edition schließen, sind jene Briefe eine wirkliche Bereicherung, weil dadurch nicht nur weitere Einblicke in Sophie Reimarus' Gedankenwelt vermittelt werden, sondern weil vor allem auch ihr Briefwechsel mit Knigge ideal kontextualisiert wird.

Der Briefwechsel ist also nicht nur ein weiterer faszinierender wie konkreter Einblick in die Aufklärung, sondern vor allem ein beeindruckendes Dokument aufgeklärter, gleichberechtigter Freundschaft. Ihm ist deswegen sehr zu wünschen, dass er nicht nur von denjenigen rezipiert wird, die sich für Knigge und die norddeutsche Aufklärung begeistern. Er hat auch das Zeug, neue Einblicke in die Geschlechtergeschichte des späten 18. Jahrhunderts zu liefern. Das gilt zumal, da Sophie Reimarus auch wunderbar lebendig schreibt, weswegen ihr das Schlusswort überlassen sei: *Der Bund im Reiche der Dummheit ist sehr groß, wer weiß wie Viele sich noch dazu schlagen; man muß indessen nicht aufhören, an die gute Sache der Aufklärung zu glauben, was da ist, wird gewiß nicht vernichtet werden, wol nur sehr langsam wachsen, aber am Ende doch zum Riesen werden, den nichts mehr über den Haufen werfen kann.* (56)

Kai Bremer, Osnabrück

Maruschke, Megan / Matthias Middell (Hrsg.), *The French Revolution as a Moment of Respatialization* (Dialectics of the Global, 5), Berlin / Boston 2019, de Gruyter Oldenbourg, VIII u. 254 S. / graph. Darst., € 79,95.

Die Historiographie der Französischen Revolution hat in den vergangenen Jahrzehnten zunehmend die globalen Aspekte der Revolution hervorgehoben, insbesondere in Bezug auf außereuropäische und koloniale Kontexte. Dabei wurde auch der Eurozentrismus der älteren Forschung kritisiert und theoretische Ansätze aus anderen Disziplinen übernommen. Auch das in den 1950er Jahren von Jacques Godechot und R. R. Palmer entwickelte Konzept der „Atlantischen Revolution“ ist in die Forschungsdebatte zurückgekehrt. Die Beiträge des vorliegenden Sammelbands, erschienen in der interdisziplinären Reihe „Dialectics of the Global“ des Leipzig Research Centre Global Dynamics, füllen für die Untersuchung der Französischen Revolution in ihrem globalen Kontext zum Teil Forschungslücken; die Stärke des Bands liegt in der Beachtung von Räumen, die bislang selten in Bezug auf die globalen Einflüsse der Revolution untersucht worden sind. Die Beiträge decken dabei nicht nur den Zeitraum der Revolution im engeren Sinne ab, sondern reichen zum Teil bis in die napoleonische Zeit oder die Restauration hinein.

Nach einer Übersicht über die Historiographie teilt sich der Sammelband in drei thematische Segmente. Der erste Teil („Expanding the Scope of the French Revolution“) beschäftigt sich mit den französischen Kolonien (Louisiana, Madagaskar, Saint-Domingue/Haiti) und der Kolonialpolitik. Der Aufsatz von Manuel Covo stellt die Übertragung revolutionärer Ideen auf die Kolonialpolitik anhand des Beispiels Louisiana dar, wo Konzepte wie die Volkssouveränität und das Selbstbestimmungsrecht der Kolonialbevölkerung als Rechtfertigungsmechanismus für französische Besitzansprüche auf Louisiana dienten.

Damien Tricoire behandelt die Änderungen der kolonialen Vorhaben am Beispiel Madagaskars. Hier vollzog sich mit der Revolution eine Richtungsänderung des Verhaltens der französischen Regierung in Paris gegenüber der Kolonie. Von der zuvor angestrebten Assimilierungspolitik wurde wieder Abstand genommen und stattdessen die Planung einer Strafkolonie auf der Insel vorangetrieben. Der Aufsatz von Jane Landers rückt die Haitianische Revolution in den Fokus und stellt sie dabei in den Kontext des Konflikts zwischen Frankreich und Spanien, den die Aufständischen in Saint-Domingue für sich nutzen konnten.

Die Aufsätze des zweiten Teils befassen sich mit dem Einfluss der Revolution auf Gebiete außerhalb des französischen Einflussbereichs. Dies ist ein klassisches Thema der Revolutionsforschung; der Vorzug des Sammelbands ist hier, dass in den vier Aufsätzen Gebiete und Akteursgruppen, die traditionell oft weniger Beachtung gefunden haben, in den Blick genommen werden. So behandelt der erste Aufsatz von Christian Ayne Crouch den Einfluss der Revolution auf die indigene Bevölkerung Nordamerikas. Die Veränderung der Territorialpolitik Großbritanniens und Spaniens führte zu einer Einflusszunahme der USA auf dem Kontinent, was wiederum die Zurückdrängung der indigenen Bevölkerung beschleunigte. Der Aufsatz hebt das Wissen der Indigenen über die Vorgänge in Europa hervor sowie ihre Versuche, auf die Verschiebung im Mächteverhältnis mit politischen Umstrukturierungen der eigenen Gesellschaft durch die Bildung von Stammesföderationen zu reagieren.

Im Zentrum des Aufsatzes von Ernesto Bassi stehen dagegen die kolonialen Eliten der spanischen Kolonien und ihre Reaktion auf die Ereignisse in Frankreich und Saint-Domingue. Diese war geprägt von Angst vor Unruhen und Sklavenaufständen im eigenen Einflussbereich, aber auch von der Hoffnung, vom Abstieg Saint-Domingues

wirtschaftlich profitieren und den Platz der französischen Kolonie im Machtgefüge der Karibik einnehmen zu können. Ebenfalls um die lokalen Eliten eines Territoriums geht es im Aufsatz von José Damião Rodrigues zum Einfluss der napoleonischen Kriege auf die Azoren, in dem der Machtgewinn der lokalen Eliten infolge der Verlegung des portugiesischen Hofes nach Rio hervorgehoben wird. Im letzten Beitrag des Abschnitts befasst sich Antonis Hadjikyriacou mit Zypern und der Wahrnehmung der Insel.

Der dritte Teil behandelt die räumliche Neuordnung von Gesellschaft und bezieht sich dabei auf Frankreich selbst, die französischen Kolonien sowie Gebiete unter direktem französischem Einfluss. Ein klassisches Beispiel für die administrative Neuordnung von Raum – die Schaffung der *Départements* – behandelt der erste Aufsatz von Alan Forrest. Der Verfasser hebt die zum Teil bestehenden territorialen Kontinuitäten zur vorrevolutionären Zeit sowie die transnationale Dimension des Themas aufgrund der napoleonischen Ausdehnung und die aus ihnen folgende Einrichtung neuer *Départements* in den annektierten Gebieten hervor. Gleichzeitig handelt es sich bei der *Départementalisierung* um ein rein europäisches Phänomen, da es keine Ausweitung auf die außereuropäischen Kolonien gab.

Der Beitrag von Andreas Fahrmeir behandelt das Themenfeld von Staatsbürgerschaft und Nationalität in Bezug auf die Bindung an einen Raum. Frankreich hatte hierbei eine Vorbildfunktion für den Rest Europas; gleichzeitig stand das neue Verständnis von Nationalität im Spannungsverhältnis zu revolutionären Idealen wie Gleichheit und der Abschaffung von Privilegien.

Ebenfalls auf die *Départements* bezieht sich der Beitrag von Laura di Fiore, die den Prozess der *Départementalisierung* im revolutionären und napoleonischen Italien in den Blick nimmt. Dabei werden unterschiedliche Regionen hinsichtlich ihrer territorialen Neuordnung in diesem Zeitraum analysiert und Neapel und Piemont mit den von Frankreich annektierten Gebieten verglichen. In diesem Zusammenhang untersucht di Fiore die Neuordnung der Beziehung zwischen Raum, Macht und „citizenship“. Es bestand dabei kein vollständiger Gegensatz zwischen lokalen Reformprojekten vor der Revolution und den französischen Projekten der napoleonischen Zeit.

Der letzte Beitrag von Federica Morelli behandelt den Zusammenbruch des spanischen Kolonialreichs in Amerika und die indirekten Auswirkungen der Französischen Revolution auf die Region. Die Ereignisse in Europa stießen hier gesellschaftliche und politische Veränderungsprozesse an, die infolge der Expansion des napoleonischen Frankreichs und der Besetzung Spaniens zu Unabhängigkeitsbestrebungen in Amerika führten. Unter den strukturellen Veränderungen hebt Morelli hier den Bedeutungsgewinn der Städte als politische Einheiten hervor.

Der Sammelband deckt somit eine Vielzahl von Regionen und Themenbereichen ab, wobei er an aktuelle Forschungsdebatten anschließt und in der Forschung sonst oft nur wenig beachtete Regionen einbezieht.

Nina Pösch, Mühlhausen / Augsburg